This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

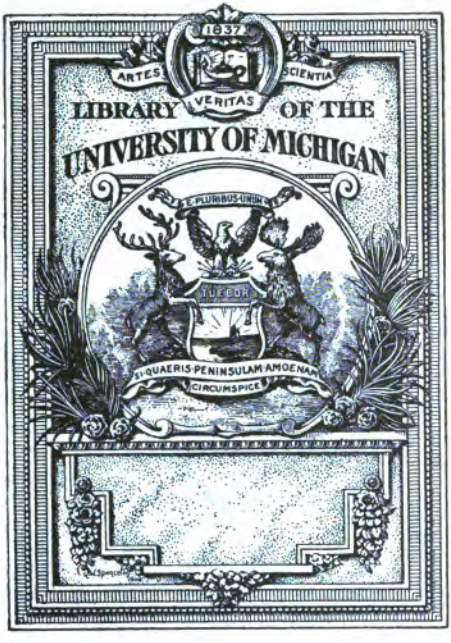
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

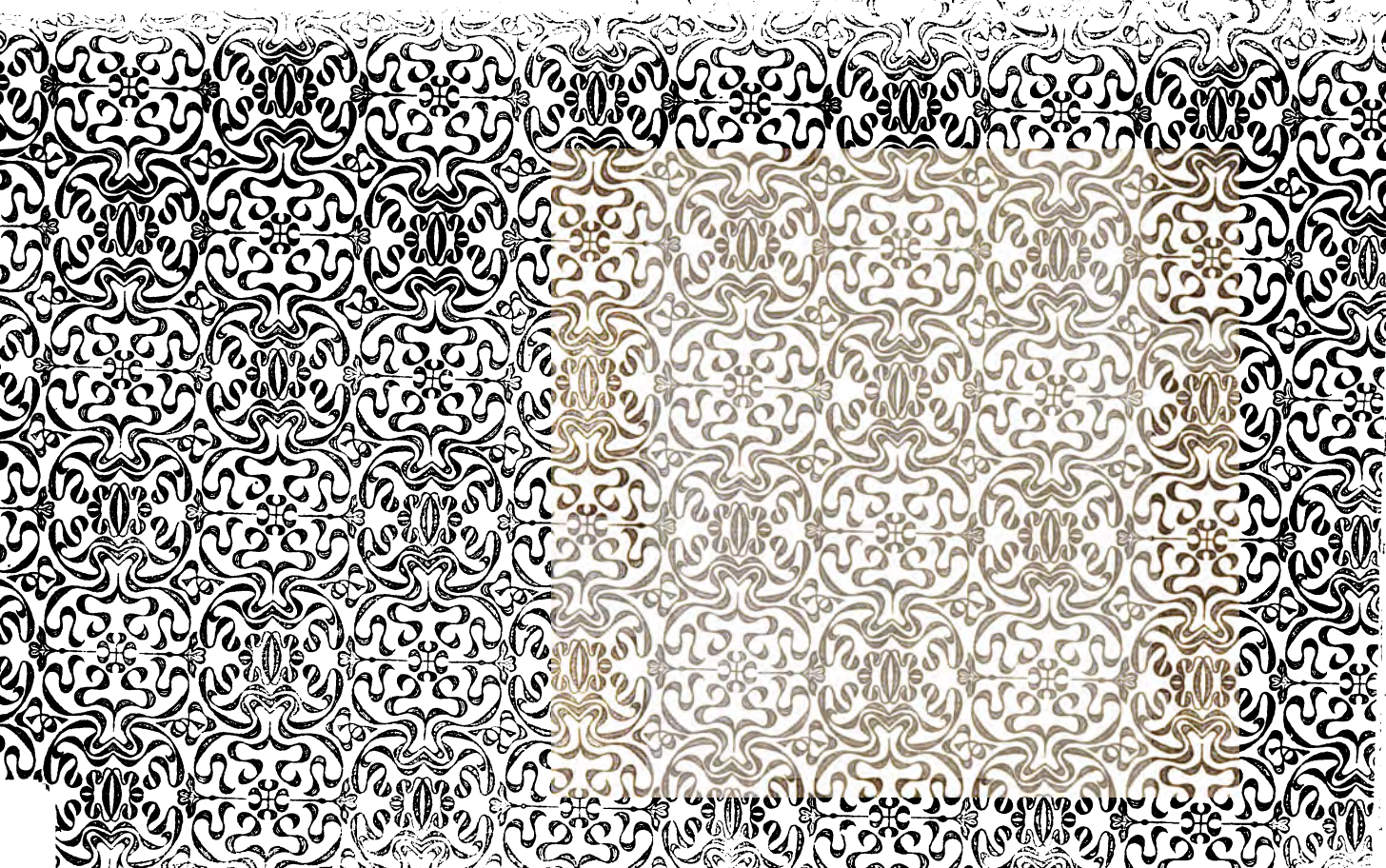
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 1,030,535


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



800
S94wes

Das Wesen der sprachlichen Gebilde

120177

Kritische Bemerkungen
zu Wilhelm Wundts Sprachpsychologie

von

Ludwig Sütterlin, 1863 –
a. o. Professor an der Universität Heidelberg

Heidelberg 1902
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

Vorwort.

Die folgenden Darlegungen gründen sich im wesentlichen auf mannigfache Erfahrungen, die ich im Verkehr mit Franzosen, Engländern und Russen und im Gebrauch ihrer Schriftsprachen oder Mundarten gemacht habe. Sie knüpfen zwar an Erwägungen an, die ich bei der Abfassung meiner 'Deutschen Sprache der Gegenwart' über die grammatischen Grundbegriffe und über den Aufbau des Satzes angestellt habe; ihre völlige Ausgestaltung haben sie aber erst im Widerspruch zu den Lehren Wilhelm Wundts erhalten, dem ich die reichste Anregung und die Festigung meines Standpunktes verdanke.

Von den Delbrückschen 'Grundfragen' ist meine Arbeit zunächst unabhängig geblieben. Meine Bedenken sind mir größtenteils selbständig im Lauf einer Vorlesung über 'Sprache und Denken' gekommen, die ich im vorigen Sommer als Einführung in das Studium der Grammatik hielt, und sie betrafen auch vorerst ganz andere Fragen, als Delbrück behandelt hat. Erst bei der Ausarbeitung meiner Anschauungen und der Niederschrift meiner Zweifel habe ich der Vollständigkeit wegen planmäßig alle anfechtbaren Punkte aus Wundts Werk zusammengestellt und dabei auch die schon von Delbrück be-

rührten Dinge und seine Äußerungen dazu berücksichtigt. Wegeners inhaltsreiche Besprechung im Literarischen Centralblatt habe ich dagegen nur noch an einer Stelle einfach erwähnen können.

In ihrem Gange schließen sich meine Darlegungen genau an die Wundtsche Beweisführung an, und erst durch einen Vergleich mit ihr gewinnen sie eigentlich ihre volle Beleuchtung; innerhalb der einzelnen Abschnitte habe ich sie aber des Zusammenhangs wegen jeweils zu einem einheitlichen Bilde abgerundet. Auf Einzelheiten der sprachwissenschaftlichen Forschung habe ich nur selten Bezug genommen, weil das der Mehrzahl der Fernerstehenden als unnützer Ballast erschienen wäre; die von Wundt angezogenen Beispiele habe ich meist nur in Anmerkungen und lediglich deshalb berührt, um einer mißbräuchlichen Verwertung vorzubeugen. Auf fachwissenschaftliche Werke habe ich nur an ganz wichtigen Orten oder nur dann verwiesen, wenn ich mich nicht recht im stande fühlte, eine Behauptung selbständig zu verantworten. Die Beispiele aus dem Russischen endlich sind ohne viel Umstände und meist in einer Lautform umschrieben, wie ich sie seiner Zeit selbst in Moskau beobachtete.

Heidelberg, Ostern 1902.

L. Sütterlin.

Inhaltsübersicht.

Seite

I. Einleitung.
1. Wundts Standpunkt und Ziel 1
2. Der sprachliche Stoff und seine Verwendung 6
II. Die Geberdensprache 14
III. Die Sprachlaute.
1. Stimmlaute im Tierreich 19
2. Naturlaute und Lautnachahmungen 24
a) Die Naturlaute der Sprache und ihre Umbildungen 25
b) Lautnachahmungen in der Sprache 29
IV. Der Lautwandel.
1. Die Formen der Lautänderung 35
2. Der regelmäßige stetige Lautwandel 38
Die germanische Lautverschiebung 39
3. Die assoziativen Kontaktwirkungen 45
4. Die assoziativen Fernwirkungen 48
5. Laut- und Begriffsassoziationen bei Wortentlehnungen 51
V. Die Wortbildung.
1. Psychophysische Bedingungen der Wortbildung . . . 54
2. Stellung des Wortes in der Sprache 56
a) Wurzeln der Sprache 56
b) Wort und Satz 59
3. Neubildung von Wörtern 62
a) Volkstümliche Neubildungen 62
b) Gelehrte Neubildungen 64
4. Wortbildung durch Lautverdoppelung 66
a) Allgemeine Formen der Lautverdoppelung 66
b) Bedeutungsarten der Lautverdoppelung 68
c) Psychologische Erwägungen 70
5. Wortbildung durch Zusammensetzung 72
6. Ursprüngliche Wortbildung 75

Seite

VI. Die Wortformen.

1. Begriff und Einteilung der Wortformen 77
2. Allgemeine Entwicklung der Nominalbegriffe 80
   a) Nomen 80
   b) Substantiv und Adjektiv 81
   c) Zahlwörter 83
   d) Numerusbezeichnungen des Nomens 84
   e) Pronomina 89
      α) Ihre Bedeutung 89
      β) Verhältnis der Personalia und Possessiva . . 90
      γ) Flexion der beiden Arten 93
      δ) Demonstrativa, Interrogativa, Indefinita und Relativa 96
3. Kasusformen des Nomens 97
   a) Allgemeine Bedeutung der Kasusformen 97
   b) Entwicklungsstufen der Kasusbildung 100
   c) Scheidung und Ordnung der Kasusformen . . . 102
   d) Die Kasus der innern Determination 105
   e) Nominativ und Akkusativ 107
      Dativ 108
   f) Genetiv 108
   g) Die Kasus der äußeren Determination 112
   h) Assoziationen der äußeren Kasusformen und der innern 115
   i) Abschleifung und Umschreibung der Kasusformen 119
   k) Suffixe und Präpositionen als Kasusbezeichnungen 120
4. Entwicklung der Verbalformen 123
   a) Allgemeine Eigenschaften des Verbalbegriffs . . . 123
   b) Nominalformen als Ausdrucksmittel verbaler Begriffe 125
   c) Entwicklungsstufen der Verbalbildung 126
   d) Pronomina als Hülfsmittel der Verbalbildung . . 129
   e) Die drei Personen des Verbums 132
   f) Hülfswörter als Mittel der Verbalbildung 133
   g) Präfixe und Suffixe bei der Verbalbildung . . . 135
   h) Rückbildung der äußeren Formteile des Verbums 135
   i) Verbale Lautmetaphern 137
5. Abwandlungsformen des Verbs 138
   a) Allgemeine Übersicht der verbalen Abwandlungsformen 138

Seite
b) Genera, Modi und Tempora der Grammatik . . . 139
c) Innere und äußere Determination des Verbums . 141
6. Partikelbildungen 142
VII. Die Satzfügung.
1. Der Satz als allgemeine Form der Sprache 144
2. Die Satzarten 148
3. Bestandteile des Satzes 150
4. Scheidung der Redeteile 152
5. Gliederung des Satzes und der Satzformen 156
a) Geschlossene und offene Wortverbindungen . . . 156
b) Apperzeptive und assoziative Beziehungen der Satzglieder 158
c) Prädikative Satzformen 158
d) Attributive Satzformen 161
e) Prädikativ-attributive Sätze 163
6. Ordnung der Satzglieder 164
a) Grundgesetz für die Wortstellung 164
b) Satzverschlingung 165
c) Umwandlung der Nebensätze in nominale Attribute 165
d) Erstarrung der Wortstellung 167
7. Rhythmus und Tonmodulation 168
a) Rhythmus 168
b) Tonmodulation 169
8. Äußere und innere Sprachform 171
a) Äußere Sprachform 171
b) Innere Sprachform 172
VIII. Bedeutungswandel.
1. Allgemeine Eigenschaften und Erklärungsgründe . . 176
2. Bedeutungswandel und Begriffsentwicklung 179
3. Die verschiedenen Arten des Bedeutungswandels . . 181
IX. Der Ursprung der Sprache 183

Sachenverzeichnis 187
Wörterverzeichnis 190

I.

Einleitung.

1. Wundts Standpunkt und Ziel.

Im ersten Band seiner Völkerpsychologie[1]) hat W. Wundt versucht, der Sprachwissenschaft eine umfassende neue Grundlage zu geben. Sein Werk stellt sich — über zwei Jahrzehnte hinweg — unmittelbar der ersten Auflage von Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte an die Seite: es verlangt die größte Beachtung und verdient sie. Und doch sind beide Arbeiten trotz vieler Berührungspunkte grundverschieden, nach dem ersten allgemeinen Eindruck, den sie machen, und nach ihrem ganzen Wesen. An der Hand von Pauls Buch glaubt man auf einem hohen, ebenen und sicheren Bergpfad dahinzuschreiten und von da die Landschaft der sprachlichen Geschehnisse zu überblicken: bald ist die Aussicht enger, bald weiter, hier hübsch

[1]) Die Bezeichnung Völkerpsychologie führt freilich irre. Die Wundtschen Erörterungen gelten der Entwicklung des seelischen Lebens des Einzelnen, soweit es von seinen Mitmenschen beeinflußt wird. Neben der gewöhnlichen Psychologie kurzweg, die nur den Einzelnen für sich beobachtet, könnte man daher am ehesten noch von einer Psychologie der Masse oder, wenn man das einmal gewählte Wort möglichst beibehalten will, von einer Volkspsychologie reden, weil doch nur immer die Umgebung des Einzelnen, sein Volk, in das Spiel kommt, nicht die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Massen, der Völker.

Inwiefern sich diese Psychologie der Sprache, des Mythos und der Sitte von der Einzelpsychologie unterscheidet, soll hier nicht erörtert werden. Da bei den seelischen Vorgängen, die in das Gebiet der eigentlichen Psychologie fallen, doch auch Einflüsse der Umgebung wirksam sind, könnte man den Unterschied mehr im Stoff suchen als in dem Wesen. Wundt ist freilich ganz anderer Ansicht.

angebaut, geordnet und lieblich, dort wilder und verworrener; immer aber fühlt man sich auf festem Erdgrunde und als ein Wesen, das Anteil nimmt und Anteil hat an der Gestaltung der Landschaft. Wundt führt seine Leser in einem Luftballon dahin. In angenehmer Fahrt leitet er uns erhaben und sicher über die sprachlichen Gefilde; der Ausblick ist weiter als bei Paul, der Betrachter steht höher, und das Geschaute wird ihm in geordneter Folge geboten. Dafür ist das Bild aber auch schattenhafter; die einzelnen unterscheidenden Züge werden schwach oder verschwinden, Höhen und Tiefen des Schauplatzes heben sich nicht mehr so scharf gegeneinander ab: die Räumlichkeit tritt zurück, alles erscheint nahezu als eine wenn auch gegliederte, so doch ebene Fläche.

Paul hat seinen Darlegungen die Herbartsche Psychologie zu Grunde gelegt und führt gerade so wie Steinthal alle sprachliche Veränderung auf das Verhalten „sprachlicher Organismen" zurück, die in der Tiefe des Bewußtseins niedergelegt und miteinander in der mannigfaltigsten Art verbunden sind; in seinen Beispielen beschränkt er sich auf die zunächstliegenden Sprachen Deutsch, Französisch oder Englisch, und nur selten greift er in das Lateinische oder Griechische zurück. Wundt fußt auf den neuen Anschauungen der experimentellen Psychologie, die er selber in hervorragendem Maße mit ausgebaut hat. Er betrachtet alle Vorgänge des Innenlebens als Ereignisse und sieht in der Sprache einen notwendigen, sich von selbst ergebenden Ausfluß der seelischen Thätigkeit des Menschen. Er geht von den einfachen Gefühlen aus und kommt fortschreitend über die Geberden endlich zu der Lautsprache, die nach ihm wie die Geberdensprache nur den Zweck hat, diese Gefühle zum Ausdruck zu bringen.[1])

Aus diesem Standpunkt folgt für Wundt schon ein weiteres. Die ältere Sprachwissenschaft hatte die Strenge ihrer Grund-

[1]) Da wo die Geberde aus einer zwecklos nachahmenden zu einer mitteilenden nachahmenden wird, vermißt Delbrück (Grundfragen S. 64) den Übergang. Aber Wundt, meine ich, hat das S. 128 und 219 f. ausreichend geschildert.

sätze doch sozusagen — etwa durch Schleicher hindurch — von der Naturwissenschaft übernommen und die Anschauung von der Gesetzmäßigkeit des sprachlichen Lebens gleichzeitig durch den Gang der geschichtlichen Entwicklung schlagend bestätigt gesehen. Erst nachträglich, als ihr die zahlreichen, der Regel spottenden Ausnahmen unbequem zu werden begannen, hatte sie diese Gesetzmäßigkeit lehrhaft zu begründen und die Ausnahmen psychologisch zu erklären versucht. Dabei bot sich ihr die Herbartsche Psychologie als die gerade herrschende als ein willkommenes Rüstzeug dar. Thatsächlich wurde aber in der Einzelarbeit dieser Forderung der unbedingten Strenge nur zu einem Teile Genüge gethan. Nur der Wandel der Laute und die Entwicklung der Wortformen wurde so peinlich durchforscht; für andere wichtige Gebiete, die nur nebenbei angebaut wurden, nahm man den Grundsatz der Gesetzmäßigkeit nur als Voraussetzung an, ohne seine Geltung zu beweisen oder nach ihm zu arbeiten. Der Bedeutungswandel und die seelischen Grundformen der Satzbildung waren selten oder nicht befriedigend in Betracht gezogen worden.

Wundt überschaut das ganze Gebiet der Sprache mit gleichmäßiger Schärfe und Gründlichkeit. Er berücksichtigt den Satz ebenso wie den Laut und das Wortgebilde, die Form ebenso wie die Bedeutung, und er weist in allen eine Gesetzmäßigkeit nach, wie man sie sich unbedingter, zwingender nicht denken kann. „Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung." Dabei verbindet Wundt Sprachwissenschaft und Psychologie auf das innigste miteinander. Seine psychologischen Grundanschauungen stützen sich zwar auf Untersuchungen, die man außerhalb der Sprache angestellt hat. Aber er prüft, verbessert und vervollständigt, wie er an mehreren Stellen hervorhebt, diese Anschauungen durch seine sprachlichen Beobachtungen, und er will seine psychologischen Betrachtungen angesehen wissen nicht als einen Maßstab, den er von außen an die Sprache herantrage, sondern als Grundsätze, die er nur aus der Sprache herausgelesen habe. Die Sprache wird sozusagen nur ihrer eigenen Gerichtsbarkeit unterworfen.

Mit dem Sprachstoff greift Wundt auch weiter aus als Paul. Er zieht seinem Plane nach alle, in der Ausführung jedenfalls die meisten und wichtigsten Sprachen der ganzen Erde heran, um den Gang der allgemeinen Entwicklung erschließen zu können durch Vergleichung. So redet er von den Neger- und Indianersprachen ebensogut wie von den Sprachen der Chinesen und Japaner, der Malaien und der Eskimo. Daß ein derartiges Verfahren ersprießlich ist, haben auf dem rein indogermanischen Gebiete ja kürzlich wieder einige hübsche Beispiele gezeigt. Dadurch daß er den Unterschied der Dauerhandlung und der Augenblickshandlung vom Slavischen aus über andere indogermanische Sprachen verfolgte, schuf Streitberg eine neue Grundlage für die Betrachtung der Zeitwortsformen, und die Übersicht über die indogermanischen Betonungsverhältnisse, wie sie Hirt in seinem Buch über den Akzent anbahnte, lehrte auch die rein lautliche Entwicklung mit etwas andern Augen ansehen. So kann auch ein weiter Rahmen, wie ihn Wundt um die Erscheinungen spannen will, neue Einblicke in das Sprachgetriebe gewähren und auf einzelne Bildungen, für die innerhalb des eigenen Sprachzweigs keine Stelle vorhanden ist zu einer übersichtlichen Betrachtung, ein helles Licht werfen und ihnen Farbe geben und Hintergrund.

Die Wundtsche Lehre tritt auch mit dem Anspruch auf, zwar nicht unfehlbar, aber doch strengverbindlich zu sein für alle Sprachbetrachtung und Spracherklärung. Delbrück hat es demgegenüber in seinen „Grundfragen“ noch für gleichgültig erklärt, ob der Sprachforscher Herbart folge oder Wundt; seine Arbeitsweise werde dadurch nicht verändert, seine Ergebnisse davon nicht berührt. Ich glaube, Delbrück hat die weitgehenden Absichten Wundts unterschätzt; das hat ja dieser jetzt auch erklärt.[1]) Wundt stellt sich vor, daß der ganze Betrieb der Sprachforschung, mit Einschluß der indogermanischen, verbessert und vertieft werden könne. Bis jetzt hatte man es zu sehr bei einer Verfolgung der äußeren Sprachgeschichte bewenden lassen; nach den äußeren Ursachen, den Zusammen-

[1]) Sprachgeschichte und Sprachpsychologie S. 10 f.

hängen und den innern Gründen hatte man wenig gefragt. Schon auf dem Boden der indogermanischen Sprachen läßt sich nach Wundt darin Wandel schaffen. Gerade Delbrück hat ja am meisten von allen Indogermanisten nachgedacht über das Wesen der Sprachformen und den Wandel ihrer Bedeutung. Wenn man in seinem Sinne weitergeht, kann man schon vieles zu Tage fördern, was uns dem „Sprachgeist" näher bringt als sonst. Die Änderung der Wortstellung und die Bedeutungsgeschichte müssen bis in ihre letzten Ursprünge verfolgt, die Wortzusammensetzung und die Satzformen in ihrem innersten Wesen begriffen werden. Ein Blick auf die fernstehenden andersgearteten Sprachen wird dabei die Erkenntnis fördern und ist deshalb unentbehrlich.

Alles das sind neue schwierige Aufgaben, die, gelöst, selbst wieder manches Rätsel bringen werden; aber man muß sie angreifen. Denn nach Wundt ist das erst die wahre Sprachforschung, und für sie will er in seinem Buche nicht bloß die Richtungslinien ziehen, sondern er will sie in ihrem ganzen Umkreis bestimmen und ihr Ziele und Arbeitsweise vorzeichnen. Angesichts alles dessen kann die Sprachwissenschaft nicht umhin, zu seinen Darlegungen Stellung zu nehmen; da Wundt den Stoff, den er verarbeitet, zu einem beträchtlichen Teil ihrem Gebiet entnimmt, hat sie das Recht und die Pflicht, diesen Stoff und die Art seiner Verwendung nachzuprüfen. Damit wird sie dem Psychologen auf seinem Wege entgegenkommen und, was an ihr liegt, dazu beitragen, seine Zeichnung und seine Farbengebung zu verbessern und zu ergänzen. Delbrück hat mit seinen „Grundfragen des Sprachlebens" zwar darin schon den Anfang gemacht; aber es läßt sich noch manches anführen, was er nicht berücksichtigt hat, und manches läßt sich anders auffassen, als er gethan hat. Darum soll in der vorliegenden Arbeit zunächst die Arbeitsweise Wundts im allgemeinen beurteilt und dann einzelne Fragen, die er und Delbrück behandelt haben, in einem von ihnen abweichenden Sinne erörtert werden.[1])

[1]) Ich hoffe, ich habe Wundts Ansichten dabei immer volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das erscheint zwar selbstverständlich,

2. Der sprachliche Stoff und seine Verwendung.

Daß Wundt für seine Betrachtung viele fremde Sprachen herangezogen hat, ist ohne Zweifel grundsätzlich sehr zu billigen. Es fordert das zum Vergleich heraus, und ein Vergleich erweitert den Gesichtskreis und macht den Beobachter weniger befangen in der Beurteilung der grammatischen Einrichtung einer Einzelsprache. Ich meine sogar, Wundt hätte in dieser Hinsicht noch weiter gehen können, als er gethan. Bei manchen Fragen nimmt sich seine Darstellung hauptsächlich

ist aber bei der Darstellungsform Wundts nicht immer leicht. Trotz einer gewissen Glätte und eines großen Flusses schreibt Wundt überladen und schwerfällig; er macht lange unübersichtliche Sätze mit zahlreichen Satzgliedern, Untergliedern und Zwischensätzen, daß es Mühe kostet, alles nebeneinander zu beachten und ihm zu folgen. Wie Delbrück habe auch ich aus der Stelle, wo von γλάφω und γλύφω die Rede ist (I 336), Beispiele für Lautnachahmung herausgelesen, obwohl ich den Zwischensatz nicht übersehen habe. Ich meinte eben, nur dieser Zwischensatz schränke das Vorausgehende ein, und die Fortsetzung mit 'Ähnlich' nehme den davor geäußerten Hauptgedanken wieder auf. Daß die Stelle in jedem Falle mangelhaft ist, davon soll später die Rede sein (S. 33).

Hie und da ist die Schreibart auch wirklich etwas nachlässig. Einmal z. B. (II 546) wird ein 'Entweder' eingeführt, ohne daß ein 'Oder' folgt. Ein andermal (II 31) werden zwei nebeneinanderstehende Sätze, die den gleichen Gedanken in verschiedener Form enthalten, mit 'dagegen' verbunden, das sich zwar durch den Bezug auf den angehängten einschränkenden Relativsatz erklärt, an seiner Stelle aber unstatthaft ist. Und auch II 488, 522 ist nicht alles in Ordnung. — Eigentümlich ist bei Wundt auch eine bestimmte Art der Wortstellung, die am besten und kürzesten durch ein Beispiel veranschaulicht wird. Wundt sagt z. B.: 'Die romanischen unterscheiden sich von den andern Völkern', während man sonst gewöhnt ist zu stellen 'Die romanischen Völker unterscheiden sich von den andern'.

Auffallend ist, daß in der neusten Veröffentlichung Wundts über „Sprachgeschichte und Sprachpsychologie" die Form unvergleichlich besser, einfacher und verständlicher ist. Für die Lehre der Darstellungsart und für Untersuchungen, die auf Grund der Darstellung Echtheitsfragen und das zeitliche Verhältnis der Erzeugnisse eines und desselben Schriftstellers behandeln, ist dieses Beispiel beachtenswert.

deswegen sehr mager aus, weil er ihr nicht durch Berücksichtigung anders gearteter Verhältnisse einen festen Hintergrund verliehen hat, z. B. bei der Betonung, der Wortstellung, dem Bedeutungswandel. Er hätte dabei gar nicht nach Amerika oder nach Innerafrika hinüberzugreifen brauchen. Schon die Sprachen der Indogermanen Europas hätten genug des Merkwürdigen geboten. Man denke nur an die Zeitwortbildung und Satzform des Slavischen, an die Nachstellung des Artikels im Nordgermanischen und Rumänischen, an die Formenarmut des Englischen in der Wort- und in der Satzform u. dgl.

Diese Heranziehung fremder Sprachzustände kann auch die geschichtliche Entwicklung mit aufhellen in Fällen, wo die eigentliche Sprachgeschichte selber keine Auskunft mehr geben kann. Freilich muß man in der Verwendung des ganz entlegenen außereuropäischen Sprachstoffs schon Vorsicht walten lassen. Denn alle Sprachen — darin hat Delbrück sicher recht — haben ihre Geschichte, auch die niedrig stehender Völker, wie der Buschmänner und der Indianer. Das läßt sich jetzt schon voraussetzen und wird sich später durch eine vergleichende Betrachtung — für gewisse Stämme vielleicht auch durch Inschriftenfunde bei Ausgrabungen — wohl sogar nachweisen lassen.[1]) Man kann daher nicht ohne weiteres annehmen, eine einsilbige Sprache wie die der Nama in Südafrika oder das Chinesische hätten damit den Urzustand am treusten bewahrt, zumal da schon hier manches, vor allem die Betonungsverschiedenheiten, darauf hinweisen, daß die Einsilbigkeit aus einer früheren Mehrsilbigkeit entstanden ist. Aber diese nebeneinanderliegenden Zustände geben doch wenigstens einen Begriff davon, wie sich ein und dieselbe Sprache in einer Reihe fortbilden kann; sie stellen die Stufen nebeneinander vor, durch die jede einzelne im Laufe langer Zeiträume

[1]) Von den Polynesiern wissen wir, daß sie zu des Erdumseglers Cook Zeiten teilweise ganz andere Zahlwörter besaßen als heutzutage (H. Hale bei Max Müller, Die Wissenschaft der Sprache, deutsche Ausg. II 27).

möglicherweise hindurchschreitet. Nur sollte hier eben noch genaueres festgestellt und die Ergebnisse der verschiedenen Gebiete verglichen werden.[1])

Freilich darin, daß die fremden Sprachen schlecht beobachtet und mangelhaft dargestellt sind, hat Delbrück nicht so unrecht. Selbst die Beispiele, die Wundt jetzt zu seiner Verteidigung anführt, erfüllen — höchstens mit Ausnahme von Böhtlingks Jakutischer Grammatik — nicht alle Forderungen, welche der Sprachforscher an sie stellen muß: Tschudis Arbeiten über die Ketschuasprache, die Sprache der Eingeborenen von Peru, mit denen jetzt auch Middendorfs „Einheimische Sprachen von Peru" zu vergleichen sind, lassen über manches im Zweifel und sind nach dem Urteil Middendorfs (S. 31) auch nicht ganz zuverlässig. Meinhofs „Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen" dagegen scheint mir recht ungleich: neben manchem sehr Guten, auf der Höhe der Zeit Stehenden enthält er vieles verworren und ungenau Ausgedrückte; daß Meinhof in gewissen Bantusprachen eine Lautverschiebung der Verschlußlaute nachweise, die nicht bloß in ihrem allgemeinen Charakter, sondern fast bis ins einzelne der germanischen Lautverschiebung gleiche, ist doch etwas zu viel gesagt; das wird sich an einer späteren Stelle zeigen (S. 41). Wie dem aber auch sein mag,

[1]) Man könnte z. B. so allgemein untersuchen, wie jeweils aus einzelnen Wörtern Zusammensetzungen entstehen, und wie diese Zusammensetzungen wieder als einfache Gebilde gefühlt und verwendet werden: wie sich aber nach etwaiger Abschleifung und Verkürzung die Urgestalt der Grundlage doch noch in dem einfachen Wort an bestimmten Merkmalen verrät, wie der Art der Laute oder der Form der Betonung. Um ein Beispiel anzuführen, erinnert die dreifache Betonung in der Namasprache an die fünf Töne der Chinesen und Siamesen und an die sechs der Annamiten; da nun andrerseits aus dem Germanischen und dem Slavischen geschichtlich feststeht, daß Tonverschiedenheit auf eine ältere Verschiedenheit des Wortkörpers zurückgeht, darf man das gleiche oder doch ähnliches um so mehr für das Nama und die ostasiatischen Sprachen voraussetzen, als im Chinesischen wenigstens diese Vermutungen durch geschichtliche Anzeichen bestätigt werden. Das eröffnet aber schon einen Ausblick in eine weite geschichtliche Ferne.

es sind das immer nur vereinzelte genügende Darstellungen neben einer großen Masse ungenügender, die nicht nur die Lautverhältnisse ganz oberflächlich darstellen und die Bildung der Wortformen voreingenommen schildern, sondern auch über die Herkunft und die Verwandtschaft der Wörter ohne Scheu die gewagtesten Behauptungen aufstellen. Daß selbst eine genaue Kenntnis, ja die Beherrschung einer Sprache dem nicht abhilft, beweist die Thatsache, daß sogar Philologen, die nicht sprachwissenschaftlich geschult sind, über die bekanntesten europäischen Sprachen oft ganz rückständige Ansichten haben. Und für das Hottentottische beweist es Theophilus Hahn, der doch in Südafrika aufgewachsen war und das Hottentottische als seine Muttersprache lernte, schon hinlänglich durch einen Satz, wo er (Die Sprache der Nama, S. 15) über die deutschen Lautverhältnisse spricht: „Dem Nama fehlen die dem Deutschen geläufigen Laute *eu, f, v, c, q, x,* ferner das in *Vater, Mutter* u. s. w. hörbare *r*, endlich die Zischlaute *sch* und *tsch*". Denn *eu* hat einen ganz verschiedenen Lautwert in den verschiedenen Gegenden des deutschen Sprachgebiets, und Hahn wird wohl gar nicht gewußt haben, was er eigentlich selber sprach; *x* und *tsch*, in gewissem Sinn auch *q*, bezeichnen Lautverbindungen, nicht Einzellaute; *r* kann in den genannten Wörtern überhaupt nicht allein betrachtet werden, da es nur mit dem *e* zusammen den Laut wiedergibt, den Hahn allem Anschein nach im Auge hat. Über den Lautwert des *v* und des *c* teilt Hahn nichts Näheres mit; man kann daher auch nur das als sicher sagen, daß er etwas Falsches meint.

Die weitere Frage ist, wie Wundt diesen Sprachstoff verwendet hat. Im allgemeinen zeigt nun zunächst da Wundt etwa denselben Fehler, den er sonst an Delbrück tadelt: er ist zu sehr klassischer Philologe. Man hat bei ihm an vielen Stellen ganz deutlich das Gefühl, daß er keine der von ihm erwähnten Sprachen geläufig spricht, oder daß er mindestens, wenn das der Fall sein sollte, trotz alledem von ihnen sozusagen recht papierene Anschauungen hat; er faßt sie rein so auf, wie sie gedruckt erscheinen, nicht als eine große einheitliche Lautmasse mit bestimmtem Klang und bestimmter Be-

tonung, die in einer hergebrachten Geschwindigkeit dahinfließt, sondern als ein zerstücktes totes Gebilde. Nur deshalb kann er glauben, die niedrig stehenden Völkerschaften sprächen langsamer als die höher stehenden, und sie machten nach jedem einzelnen Wort eine kleine Pause. Abgesehen davon, daß man sich über die Sprachgeschwindigkeit sehr täuscht, besonders wenn man die gerade in Betracht kommende Sprache nicht oder nur mangelhaft versteht, und daß Sicheres nur durch eingehende Meßversuche festgestellt werden kann, widerspricht einer solchen Annahme zunächst schon ein Grundsatz, den Wundt selbst des öfteren hervorhebt; daß die Einübung die sprachlichen Gebilde immer inniger verbindet. Da nun von Anfang auch nur fertige Sätze überliefert werden, und da bei den niedriger stehenden Völkern die seelischen Thätigkeiten der synthetischen und der analytischen Apperzeption kaum stärker entwickelt sein werden als bei uns, könnte man bezüglich der Worttrennung von ihnen eher das Umgekehrte annehmen als von uns. Die Art der Sprachbildung hat mit der Satzgliederung nichts zu thun. Von Sprachen, die ich mündlich gar nicht oder beinahe gar nicht verstehe, habe ich einerseits Gälisch und einige entlegene slavische Mundarten gehört, anderseits Baskisch und Japanisch sowie die Sprache der Schillukneger: aber bei keiner habe ich in der Schnelligkeit oder der Wortbindung eine Abweichung beobachten können von dem uns eigenen Gebrauch.

Aus diesen Erwägungen ergibt sich auch, daß die bisherige, wenigstens in früherer Zeit allgemein übliche Einteilung der Sprachen nach ihrem grammatischen Bau nicht mehr so ohne weiteres aufrecht erhalten werden kann, da die Grenze besonders zwischen der agglutinierenden und der flektierenden Gruppe in der gesprochenen Rede gar nicht so deutlich in die Erscheinung tritt, wie man es auf dem Papier darzustellen beliebt.

Näher liegt uns aber etwas ganz anderes. Von dem französischen *il a aimé* und seiner deutschen und englischen Entsprechung behauptet Wundt, sie zerlegten sich viel deutlicher in ihre Bestandteile als das lateinische *amavit*, und er sieht

darin das Zeichen eines Fortschritts im Denken gegenüber dem klassischen Altertum. Das geht doch nicht an. Es ist doch nur Zufall, daß man im Lateinischen nicht auch *am-av-i-t* schreibt. Für einen natürlich fühlenden Franzosen stellt sich *il a aimé*, wie wir noch sehen werden (S. 60 f.), nicht weniger und nicht mehr als Einheit dar wie *amavit* für einen Römer. Mit dem gleichen Recht könnte man ja auch umgekehrt aus der Thatsache, daß ein lateinisches *essere habeo* im Französischen *serai* ergeben hat, für die spätere Zeit einen Rückschritt im Denken erschließen. Ganz ebenso steht es aber mit allen den Vergleichen, die man zwischen der alten einfachen Ausdrucksweise und der jüngeren zusammengesetzten angestellt hat, also auch mit Vergleichen der Deklination, der Wortbildung u. s. w.

Wundt verleugnet in derartigen Betrachtungen offenbar einen Grundsatz, den er selbst einmal ausdrücklich gegen Byrne und Finck ins Feld führt (II 365 f.): er berücksichtigt die zeitlichen Unterschiede zu wenig. Damals, als die Redeweise *il a aimé* aufkeimte, wurden die einzelnen Teile des Ausdrucks noch verhältnismäßig deutlich getrennt empfunden; nachdem sie einmal stehend geworden war, verschmolzen sie im Bewußtsein zu einem einheitlichen Ganzen. Thatsächlich haben vor allem ungebildete Franzosen auch keine Ahnung, ob sie in dem Ausdruck ein Wort sprechen oder drei.

An der Art, wie Wundt seinen Sprachstoff benützt, ist aber noch zweierlei auszusetzen. Zunächst sind die Beispiele nicht sorgfältig genug übernommen.[1]) Wundt sind bei der Sammlung und Sichtung manche kleine Irrtümer unterlaufen, die den Thatbestand etwas entstellen. Hier soll das nur ein Beleg beweisen; andere oft nebensächlichere Fälle werden im Lauf der Darstellung noch zur Sprache kommen. Bei der Behandlung der Lautnachahmungen sucht Wundt zu erhärten, viele Völker, besonders niedrig stehende, unterschieden den räumlichen Abstand durch verschieden klingende Vokale; sie bezeichneten

[1]) Auch die Verweisungen unten an der Seite wimmeln von Druckfehlern.

die Nähe vornehmlich mit *i*, die Ferne mit *u*;. und er belegt das auch durch Beispiele. In Wirklichkeit aber gehen beide Gebrauchsweisen durcheinander: neben den Beispielen mit *i*, welche die Nähe bezeichnen, liegen andere, welche die Ferne andeuten, und neben den *u*-haltigen Fernebezeichnungen auch Ausdrücke für die Nähe. Diese letzteren Fälle erwähnt Wundt an andern Orten und in anderem Zusammenhange auch; hier hat er sie vergessen.

Sodann aber wird der Stoff oft zu sehr ausgepreßt. Aus einigen Eigentümlichkeiten wird gleich auf eine seelische Neigung einer Sprachgruppe oder gar der gesamten Menschheit geschlossen. Weil das Hebräische das Piel mit *i*, das Pual mit *u* bildet, wird dem *i* die Fähigkeit zugesprochen, erregende Gefühle wiederzugeben, dem *u* aber die Neigung, eine gedrückte Stimmung auszumalen. Wenn diese Bildungsweise wenigstens gemeinsemitisch wäre! So aber ist sie, wenigstens was das Piel anlangt, nur hebräisch; sodann wird selbst hier das Leiden im Niphal wieder anders ausgedrückt als im Pual, und im Hophal wieder anders. Wie dieses, so betrachte ich auf Grund einer genauen Nachprüfung des Stoffs von dem, was Wundt im einzelnen über die Lautnachahmungen sagt, so ziemlich alles als unbewiesen. In dieser Weise sieht Wundt aber in vielen vereinzelten Erscheinungen Gesetzmäßigkeit, wo es der nüchterne Sprachforscher vorläufig noch vorzieht, an Zufall zu glauben. Leider setzen solche Verallgemeinerungen Wundts Verfahren in ein schlechteres Licht, als es eigentlich angemessen ist.

Wundt ist eben zu sehr Psychologe und zu wenig Historiker; er sollte sich bestreben, sich beides mehr die Wage halten zu lassen. Wenn man in den verschiedensten lautlichen Gebilden den Niederschlag seelischer Vorgänge erkennen soll, zweifelt man schließlich gar entweder an der durchgängigen Gleichheit und an der Unwandelbarkeit der menschlichen Natur oder — an der Gründlichkeit der Völkerpsychologie. Wundt sollte alle sprachlichen Gebilde erst geschichtlich klarlegen, ehe er mit seiner psychologischen Betrachtung einsetzt. Freilich wird er sagen, die seelische Grundlage des Sprechens bleibe sich zu aller Zeit gleich, und vorher und nachher ständen die Sprachformen

unter dem Einfluß derselben inneren Kräfte. Aber abgesehen davon, daß die geschichtlichen Veränderungen doch auch erklärt werden müssen, ergäben sich bei einer eindringlicheren Untersuchung doch wohl auch für die seelische Seite der Sprechthätigkeit noch viele kleine Unterschiede, die man jetzt noch nicht berücksichtigen kann. Die vorausgesetzte Gleichheit gilt doch nur im allgemeinen. Schon die Thatsache, daß alle Menschen verschieden beanlagt sind, geistig wie körperlich, weist auf solche Abweichungen hin. Jetzt ist die Wundtsche Darstellung zu gleichförmig: er zieht nur grobe Grundlinien und bringt auf der von ihnen umrissenen Fläche jeweils zu viel unter.

Damit hängt ein weiteres zusammen: die mangelhafte Unterscheidung des einzelnen zeigt sich auch in der Beurteilung der Sprachzustände fremder Völker. Wundt ist zwar bestrebt, sich in die Denkweise der Fremden hineinzuversetzen, und er rühmt eine solche Vergleichung als einen Vorzug seiner Untersuchung. Das ist richtig. Aber er beurteilt die fremden Denkformen doch noch zu sehr nach seiner eigenen: für die Kasusbildung und mehr noch für den Satzbau sind ihm eben seine Gewohnheiten Ausgangspunkt der Betrachtung. Es ist schwer, davon abzusehen: aber versuchen muß man es doch, und Wundt hat nur den Anfang dazu gemacht.

Auf dem Gebiete, wo die geschichtliche Forschung am stärksten betrieben worden ist, auf dem indogermanischen, ist seine Darstellung am vollkommensten. Er hat die Ergebnisse und die Arbeitsweise der Indogermanistik in einem Maße inne, das über kleine Mängel hinwegsehen läßt und alle Bewunderung verdient. Er zeigt sich unserer Wissenschaft auch dankbar für die Dienste, die sie ihm geleistet; wenn er auch über sie hinauszukommen sucht, so erkennt er doch ihre Vorzüge an und vergißt nicht, daß sie ihm erst die Grundlage gegeben hat, auf der er weiterbauen will. Darin, meine ich, hat Delbrück seine wahre Gesinnung nicht richtig eingeschätzt.

II.
Die Geberdensprache.

Bezüglich der Geberdensprache haben Wundt und Delbrück besonders zwei Fragen in abweichendem Sinn behandelt: die eine betrifft die Unterscheidung und Einteilung der Geberdeformen, die andere die Entstehung der Geberdensprache und ihr Verhältnis zur Lautsprache, hauptsächlich hinsichtlich des Satzbaues.

Die Geberden, welche die Stimmung eines Menschen ausdrücken, hatte Delbrück in einer neuen Klasse zusammengefaßt, die er die ausdrückende oder manifestierende nannte, und die er den Wundtschen hinweisenden und nachahmenden Geberden unmittelbar an die Seite stellte. Nun paßt allerdings das Öffnen des Mundes beim Erstaunen, das zornige Ballen der Faust, das verwunderte Zusammenschlagen der Hände über dem Kopfe nicht recht zu den nachahmenden Geberden, zu denen es Wundt zu rechnen scheint; aber Delbrück stellt in seiner Klasse auch wieder Beispiele der verschiedensten Art zusammen. Angesichts dessen wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als die neue Klasse im Sinne Delbrücks anzuerkennen, sie aber im Sinne Wundts auf die Fälle zu beschränken, die unmittelbare Begleiterscheinungen und Ausdrucksformen der menschlichen Gefühle sind; alle übertragenen Formen, wie das Rümpfen der Nase als Zeichen der Mißbilligung, Abweisung und Verachtung, wären hier auszuschließen und zu den symbolischen Geberden zu rechnen.

Symbolische Geberden erkennen ja Wundt und Delbrück als eine eigene Gruppe an. Nur räumen sie ihnen wieder eine verschiedene Stellung ein auf dem Gesamtgebiet dieser Ausdrucksbewegungen. Während Wundt sie den hinweisenden und den nachahmenden Geberden als weitere, dritte Gruppe angereiht hatte, sieht Delbrück in ihnen eine ganz neue Art von Geberden; er scheidet die Geberdeformen nämlich nach ihrem Zweck in nicht übertragene und in

übertragene oder symbolische, und gliedert beide wieder nach ihrem Wesen in ausdrückende, hinweisende und nachahmende. Diese Abweichung erklärt jetzt Wundt freilich für äußerlich; er habe auch immer die übertragenen Formen für eine spätere Entwicklung aus den hinweisenden und nachahmenden Grundformen gehalten. Mit der Art, wie Wundt überhaupt einteilt, ist das zwar im Einklang; denn er stellt oft mehrere Glieder nebeneinander, von denen das nachträgliche aus dem vorhergehenden folgt, gibt also die Reihe a + b + c für (a + b) + c oder a + (b + c). Aber um die Thatsache kommt man doch nicht herum, daß Wundt an Delbrücks Mißverständnis nicht ganz unschuldig ist. Denn auf S. 151 zerlegt Wundt nur die darstellenden, nachahmenden Geberden in die drei Unterformen der nachbildenden, der mitbezeichnenden und der symbolischen, ohne daß er von den vorher genannten hinweisenden Ähnliches behauptet hätte; und am Schluß des Abschnitts über die mitbezeichnenden Geberden geht er auf die symbolischen über, ohne anzudeuten, daß zu diesen eine Brücke auch von den andern Klassen hinüberleite; ja, was das wichtigste ist, in dem Abschnitt, der von den symbolischen Geberden handelt, ist nur von dem Zusammenhang mit den nachbildenden die Rede, und die hinweisenden werden gar nicht erwähnt, so viel ich sehe. Nur am Schluß des Abschnitts über die hinweisenden Geberden (S. 156) findet sich eine Andeutung, daß sie in übertragenem Sinne gebraucht würden; Delbrück hat ihre wahre Bedeutung anscheinend ebenso verkannt wie ich anfangs.

Unter den von Wundt betrachteten vier Arten von Zeichensprachen sind offenbar die wohl einheitlicher und weniger von außen beeinflußt, neben denen keine oder keine vollständige Lautsprache vorhanden ist, also die Taubstummensprache und die Geberdensprache der Dakotaindianer. Im Wortschatz mag auch hier die Lautsprache eingewirkt haben, insofern die Erfinder der Taubstummenzeichen in ihrem Denken an ihre eigene Sprache gebunden waren. Aber im Bau des Satzes waren beide auf die diesen Zeichen wesentlich zukommenden Eigenschaften angewiesen. Wo daneben eine Lautsprache

möglich war, wie in der Zeichensprache der Neapolitaner oder in der der Cisterzienser, kann die Geberde ursprünglich nur die Begleiterin der Worte gewesen sein und sich später verselbständigt haben. Die Art, wie die Neapolitaner ihre Zahlen ausdrücken, scheint mir dafür ein merkwürdiger Beleg zu sein. Da sie die Zehner mit der rechten Hand bestimmen, die Einer mit der linken, stellen sie die Ziffern genau so dar, wie sie der Angeredete geschrieben vor sich hat.

Die Darstellung des Satzbaus der Geberdensprache leidet bei Wundt meiner Ansicht nach an einem durchgängigen Mangel: er beurteilt die Verhältnisse der Zeichensprache viel zu sehr vom Standpunkt der Lautsprache. Eine Verlautlichung wie 'Wasser trinken ich' verleitet zu einer unzutreffenden Anschauung, zumal wenn man dabei von Subjekt, Attribut, Objekt und Prädikat genau so redet, wie es bei der Lautsprache üblich ist; und ein Vergleich mit dem lat. *magister puerum laudat* muß rein äußerlich bleiben. Wundt macht zwar selbst Andeutungen, daß er sich des Unterschieds der beiden Ausdrucksweisen bewußt ist, und er erklärt auch ausdrücklich einmal, man müsse die Geberden, mit denen der Indianer das bei uns übliche 'ich sehe deine Mutter nicht' wiedergebe, genau genommen deuten als 'Deine Mutter wird nicht gesehen von mir'. Aber er hätte besser gethan, wenn er zuerst den Unterschied der beiden Ausdrucksweisen dargelegt und dann den Satzbau der Geberdensprache rein aus sich heraus bestimmt hätte; oder er hätte die letztere Betrachtung auch zuerst anstellen und sie nachher durch einen Vergleich mit der Lautsprache beleuchten können. Dann hätte er auf S. 206 auch nicht gesagt, in der Geberdensprache komme das Subjekt in der Regel zuerst; sondern er hätte — unter Beibehaltung der Bezeichnung Subjekt — seine Beobachtung dahin zusammengefaßt: In der Geberdensprache komme das Subjekt immer zuerst; nur sei infolge der besonderen Beschaffenheit der Geberdensprache die Fähigkeit, Subjekt zu werden gegenüber der Lautsprache etwas eingeschränkt. Die Beobachtung zusammengesetzter Gebilde hätte wohl auch etwas weiter geführt. Die Geberdenfolge, die unsere Lautsprache

mit dem Satz wiedergibt: „Der zornige Mann schlägt den Knaben", läßt sich ja, wie Wundt es auch andeutet, in regelmäßige Gliederpaare auflösen: 'Mann zornig, Knabe geschlagen'; dabei werden die beiden Paare vom Bewußtsein ganz ähnlich als zusammengehörig empfunden, wie in der Lautsprache die beiden Sätze „Ich bin hungrig, ich habe den ganzen Tag nichts gegessen". Der Vergleich mit einer dreigliedrigen Ausdrucksform wie 'Lehrer Garten gehen' hätte dann aber für den Aufbau des Satzes das nachstehende einfache Gesetz ergeben: Es folgen die Begriffe aufeinander nach dem Maß ihrer Anschaulichkeit, und zwar eröffnet die Reihe der stärkste; immer, wo ein stärkerer Begriff hinter einem schwächeren steht, liegt ein Sinnesabschnitt (Satz) vor. Bezeichnet man dabei die Begriffe nach ihrer Anschaulichkeit mit Ziffern, die von 1 ausgehen, so wäre die Erzählung von der Gefangennahme der Mescalero-Indianer, die Wundt (S. 212) mitteilt, so zu gliedern: 1 2 3 | 1 3 4 | 1 2 : 'Soldaten Haar weiß; Offizier hochgestellt dumm; Mescalero-Indianer gefangen'. Die Frage, ob unser Gedanke „es weinte das Kind" in der gleichen Folge der Begriffe durch Geberden ausgedrückt werden könnte, darf dabei offen bleiben, da die näheren Bedingungen der Anschaulichkeit erst festgestellt werden müßten; denn es ist z. B. von vornherein nicht ausgemacht, ob eine Handlung, die der Mitteilende durch Geberden seines eigenen Leibes andeutet, nicht stärker in die Augen fällt als ein abwesender Träger dieser Handlung. Für die weniger entwickelten Geberdensprachen würde sich dann aber vielleicht herausstellen, daß in ihnen die Sinnesabschnitte kürzer sind, und daß sie manchmal sogar auf einen Begriff beschränkt sind. Mit Wundt zu reden, wären für diese Verhältnisse auch Satzfragmente anzuerkennen. Wir haben also keine Veranlassung, wie Delbrück darüber nachzudenken, ob die neapolitanische Geberde für 'morgen' ein Satz- oder ein Wortzeichen ist, oder ob sie dem Grenzgebiet dieser beiden angehört. Bei Delbrück selbst lag ja eine solche Untersuchung an sich nicht so nahe, und daraus, daß er sie angestellt hat, vermeint man beinahe herauszufühlen,

daß ihm selbst ein Zweifel an seiner Ansicht kam, diese Zeichen gäben alle gleich ganze Sätze wieder.

Im einzelnen sind mir hier nur noch einige Kleinigkeiten aufgefallen; sie betreffen alle die Deutung bestimmter Zeichen. Wenn das Kind durch den an den Mund geführten Zeigefinger bezeichnet wird (S. 166), so kann das höchstens bei den Cisterziensern die Sprachlosigkeit des kleinen Geschöpfes angedeutet haben, da denen vielleicht die Herkunft und der ursprüngliche Sinn des lat. *infans* vorschwebte; bei den Indianern weist die Geberde doch sicher auf die Gewohnheit der kleinen Kinder hin, den Finger zum Saugen in den Mund zu stecken; das scheint Wundt an einer anderen Stelle (S. 211) auch selbst im Sinn gehabt zu haben. Daß die Neapolitaner nicht nur den Begriff der Stärke und der Gefahr, sondern auch den Wunsch, vor einer Gefahr behütet zu werden, gleichmäßig durch die Nachbildung des gehörnten Stierkopfes veranschaulichen (S. 172), ist so auffällig, daß man wissen möchte, ob sich nicht vielleicht auch der Ausdruck des Gesichts dem gerade vorwaltenden Gefühle anpaßt: das gäbe dann dem trockenen Bilde etwas Farbe. Das Kreuz ferner, das in der Indianergeberde den Verkauf bezeichnet, braucht doch nicht der Bilderschrift entnommen zu sein; wenn es in der Schrift eigentlich den Kreuzweg abmalt, konnte es das — vielleicht zunächst mit einer hinweisenden Geberde wegen der Beziehung auf einen bestimmten Kreuzungsort — doch wohl auch in der Geberde thun: das Kreuzen der Finger und Hände wäre in diesem Sinne also eine nachbildende, zeichnende Geberde, als Ausdruck für den Verkauf und Tausch aber eine symbolische. Die Bilderschrift hätte dann das Zeichen natürlich aus der Geberdensprache übernommen.

Manchmal ist die Entstehung einer gerade behandelten Geberde nicht näher angegeben, obwohl das dem Verständnis förderlich wäre. So scheint mir die gesenkte, mit der Hohlfläche abwärts gekehrte Hand, die ein Abbild des Begriffs der Ruhe ist (S. 182), eigentlich das Niederschlagen eines Widerstandes und die Unterwerfung zu versinnlichen. Die Auswärtswendung der Hand dagegen, die eine Ablehnung oder eine

Verneinung anzeigt, konnte aus einer alten Geberde hervorgegangen sein, die man beim Zurückweichen vor einer Gefahr machte, dürfte also eine ursprüngliche Schutzbewegung sein. Daß die Striche, die im Bilde den Häuptling unterscheiden von den andern Angehörigen seines Stammes, auf die Sitte der Indianer zurückzuführen seien, in der Geberdensprache den Häuptling zu bezeichnen durch Erheben der beiden Hände über den Kopf, läßt sich hören. Wie kam aber die Geberde auf? Vermutlich weil irgendwo oder irgendwann nur der Häuptling ausgezeichnet war durch einen bestimmten Kopfschmuck. Diesen könnte die Geberde ebenso andeuten wie das Bild, und beide brauchten gar nichts miteinander zu thun zu haben. Damit könnte es übrigens auch zusammenhängen, daß in dem Brief, den der Häuptling aus dem Adlertotem an den Präsidenten der Vereinigten Staaten richtet, die Zahl der Striche über den Köpfen die Größe der Würde ausdrückt. Doch scheint mir diese Deutung etwas gezwungen. Könnten diese Striche nicht einfach die Haare andeuten, ähnlich wie wir das bei den ersten Zeichenversuchen der kleinen Kinder sehn? [1]).

III.

Die Sprachlaute.

1. Stimmlaute im Tierreich.

Der Abschnitt über die Sprachlaute ist einer der wichtigsten und besten, zugleich aber auch einer der anfechtbarsten

[1]) Auf S. 160 stellt das dritte Bild die in der umstehenden Beschreibung geschilderte Geberde gar nicht dar: die beiden Daumen können darin überhaupt nicht fester aneinandergedrückt werden, da sie auf den entgegengesetzten Seiten liegen. Ein kleiner Widerspruch besteht sodann vielleicht zwischen einer Bemerkung auf S. 192 und einer Behauptung auf S. 479 des zweiten Bandes; nach der ersten Stelle sollen in der Lautsprache Gegenstandsbezeichnungen seltener zu Zustandsbezeichnungen werden, als die umgekehrte Verwandlung eintritt; nach der zweiten kennt die neuere Zeit diese Ableitung „besonders häufig".

Teile des Wundtschen Werks. Er bildet die natürliche Fortsetzung der Darlegungen über die Geberdensprache und legt den Grund zu den ihm folgenden Betrachtungen über die verschiedenen Seiten der Lautsprache. Wie das Pfeifen des Windes nur die Folge seiner raschen Bewegung ist, so ergeben sich nach Wundt die Sprachlaute von selbst aus den Bewegungen bestimmter Teile des menschlichen Leibes, die man eben nach ihrer Wirksamkeit Sprachwerkzeuge nennt. In Bewegung gesetzt werden diese Teile aber ursprünglich auch nur durch starke Gefühlserregungen; die Sprachlaute sind also ihrem Wesen nach zu vergleichen mit dem Geräusch, das entsteht, wenn jemand im Zorn auf den Tisch klopft. Genauer lassen sich bei diesen Sprachlauten drei Stufen der Entwicklung unterscheiden. Zuerst werden nur die starken Gefühle, Wut und Schmerz, durch Schreie ausgedrückt; später gesellen sich zu den schwächeren Gefühlen der Lust und der Unlust auch schwächere Äußerungen in der Gestalt mannigfacher Rufe. Im weiteren Verlauf scheiden sich aber die Menschen von den Tieren: während die Vögel hauptsächlich die Tonhöhe verändern und ungegliederte Tonreihen erzeugen, gliedert der Mensch sein Lautganzes in bedeutsame Teile, die Laute. Der Gesang ist nur bei den Vögeln eine Folge des Liebeslebens, insofern er allein dem Männchen eigen ist und ihm dazu dient, das Weibchen anzulocken zum Geschlechtsgenuß: der Gesang des Menschen, die nach Stärke und Höhe regelmäßig abwechselnde Lautfolge, ist erst ein Erzeugnis der Kunst. Mit der letzten Behauptung tritt Wundt in Gegensatz zu verschiedenen anderen Forschern, z. B. Darwin und Jespersen. Ähnlich wie Darwin den Gesang aus dem Lockruf des liebebegehrenden Mannes abgeleitet hatte, sah auch Jespersen in ihm den Ausdruck der Geschlechtslust, aber nicht nur der Burschen, sondern auch der Mädchen; und er stellte ihn an die Spitze der ganzen Entwicklung und ließ die gesamte Sprache aus ihm hervorgehen. Wundt dagegen führt nach dem Vorgang Büchers den Gesang auf die Bedingungen der ältesten menschlichen Arbeit zurück. Arbeitsgesänge, die sich mehr durch einen Wechsel der Stärke als der Tonhöhe aus-

zeichneten, sollen darnach die Urform des Gesanges gebildet haben. Diese Auffassung verteidigt er in seiner jüngsten Veröffentlichung noch ausführlich gegen Delbrück. Aber ich finde seine Ansicht ebenso einseitig wie die Jespersens. Er rückt die gemeinsame Arbeit der Menschen in eine zu frühe Zeit und unterschätzt die Bedeutung des Rhythmus. Einen einfachen Gesang wird der Mensch doch wohl schon gekannt haben, als er noch nicht schmiedete, schreinerte, Getreide stampfte und die Mühle drehte, wo er vielmehr noch wie der heutige Australier auf Bäume kletterte, Honig naschte, Vogeleier aushob und kleine Tiere erjagte.[1]) Der Rhythmus, der in jenen Arbeitsgesängen erst zur Geltung kommen soll, ist doch, wie Wundt selbst so überzeugend nachgewiesen hat, dem Menschen angeboren und äußert sich auch außerhalb der Sprache.[2]) Von den Gehbewegungen des Menschen spricht ja Wundt selbst; besonders Kinder zeigen ihn auch in anderen Bewegungen, z. B. wenn sie den Stuhl, auf dem sie gerade sitzen, hin- und herschaukeln, oder wenn sie ihren Oberkörper vor- und zurückbewegen. Aber auch starke seelische Erregungen entladen sich rhythmisch. Als ein Dienstmädchen plötzlich die Nachricht vom Tode ihres Vaters erhielt, verfiel sie vor meinen Augen in einen Weinkrampf, der aus einer regelmäßigen Folge gleicher Ausbrüche bestand; ähnliches habe ich des öfteren an weinenden Kindern beobachtet, besonders bei Mädchen, seltener bei Knaben; und es gilt das nicht nur von starkem, mit Schluchzen verbundenem Weinen, sondern auch von schwachem. Desgleichen erfolgt das 'Schnipsen' nicht nur in regelmäßig wechselnder Stärke, sondern meist auch in genau denselben Abständen. Da das nicht wohl die Folge einer jungen Vererbung sein wird, liegt es nahe anzunehmen, daß auch sprachliche Äußerungen schon in sehr früher Zeit rhythmisch gegliedert worden sind, und zwar nicht etwa bei starken Unlustgefühlen, die den Rhythmus wenigstens nicht begünstigen, wenn sie ihn wohl auch nicht immer unter-

[1]) Lumholtz, Unter Menschenfressern. Eine vierjährige Reise in Australien. Hamburg 1892.

[2]) Vgl. auch Minor Nhdr. Metrik [2] S. 5 ff.

drücken, sondern bei Lustgefühlen; hier mag die Liebe hereinspielen; aber auch andere Stimmungen wie Freude nach einem Mahl, nach einem Sieg u. dergl. können dabei ihren Einfluß äußern. Und das ist alles wirksam, bevor nur der Mensch sich mit seinem Nachbar zu gemeinsamer Arbeit verbindet.

Von den rhythmischen Bewegungen kann man aber den Tanz nicht ausschließen. Während Jespersen den Tanz noch vor die Ausbildung der Sprache setzt und in ihm einen alten Ausdruck der Liebesgefühle sieht, erklärt ihn Wundt für die Übertragung einer Arbeitsbewegung auf das Gebiet des Spiels, und er leitet den Opfertanz und den Waffentanz gleichermaßen aus einem derartig ernsten Ursprung ab. Aber der Tanz ist doch auch eine sehr naheliegende Äußerung der Lustgefühle und des Rhythmus: natürlich handelt es sich dabei nicht um entwickelte Formen, sondern um die rohesten Anfänge dieser Kunst. Kinder hüpfen auf der Straße hin und her, während sie ihr Butterbrot verzehren und mit ihren Spielgenossen reden, und sie springen tänzelnd von einer Seite der Straßenrinne auf die andere, wenn sie eine Besorgung zu machen haben. Dieser kindliche Tanz, der natürlich nur wegen seiner Unbedeutendheit in der ältesten schriftlichen Überlieferung nicht erwähnt wird, nicht etwa weil er nicht vorhanden gewesen wäre, ist erst später und ganz allmählich in den Dienst des Opfers und kriegerischer Festlichkeiten gestellt worden. Anders ging es dagegen mit dem Kampf. Im Ernstfall selbst, in der männermordenden Feldschlacht, wird man schwerlich Zeit und Lust gehabt haben, an Rhythmus zu denken; hier drängte die Wut und die überschäumende Kraft alle Ordnung zurück. Das rhythmische Gefühl brach nur durch beim Auszug zum Kampf und bei den Verrichtungen, die sich an ihn anschlossen, vor allem aber, als er im Spiel wiederholt wurde und sich im Bund mit dem Tanz zum Waffentanz ausgestaltete. Oder denkt Wundt darüber anders (S. 265)?

Jetzt ist Wundt jedenfalls geneigt (Spr. S. 104), bezüglich dieser ganzen Frage auch anderen Erwägungen Raum zu verstatten. Daß in dem Falle der aus dem Liebesleben entwickelte Gesang bei der Sprachschöpfung etwas zurücktreten

müsse, ist ja richtig, aber ganz zu verschwinden braucht er nicht; er muß sich nur gefallen lassen, auf eine sehr einfache und kindliche Form zurückgeführt zu werden. Dafür darf aber das Liebesleben selbst etwas mehr in den Vordergrund treten. Im Tierreich spielen in dieser Hinsicht ja nicht bloß der Gesang, sondern auch die gewöhnlichen Geräusche eine große Rolle. Unter den Heuschrecken sind nur die Männchen befähigt, das bekannte Gezirp an ihrem Körper zu erzeugen, und es dient ihnen dazu, die Weibchen zur Paarung anzulocken. Ähnlich ist der Vorgang bei anderen Tieren. Die von Darwin erwähnte Erscheinung, daß bei den Vierhändern der männliche Teil oft viel entwickeltere Stimmwerkzeuge habe als der weibliche, beweist zwar nicht viel, könnte aber in diesem Zusammenhange wenigstens verwendet werden. Die gegenteilige Beobachtung, daß die Frauen 'zugestandenermaßen' angenehmere Stimmen hätten als die Männer, besagt demgegenüber um so weniger, als sie in das Gebiet des Geschmacks fällt und augenscheinlich vom Standpunkt der Männer aus gemacht ist.

Was Wundt bei dieser Gelegenheit übrigens gegen Jespersen sagt über die allgemeine Entwicklung der Lautsprache, über die Anschaulichkeit des ältesten Wortschatzes sowie über das Verhältnis zwischen Sprache und Schrift, ist zwar an sich richtig, läßt aber Jespersens Darlegungen in etwas anderem Lichte erscheinen, als sie gemeint sind. Seinen Bemerkungen über die Abnahme der Klangfülle, die er übrigens ebenso auf Beobachtungen der Naturvölker stützt, wie Wundt das zu thun liebt, schreibt Jespersen selbst keine große Bedeutung zu, weil die Wissenschaft hier nicht so entwickelt sei wie sonst (S. 343). Die Schrift zieht er dagegen nur als Vergleich heran, um daran anschaulich zu machen, wie der ursprünglich ein lautliches Ganze bildende Satz im Laufe der Zeit in immer kleinere Teile zerlegt worden sei; eine Äußerung etwa des Inhalts, die Bilderschrift sei poetischer als die heutige Buchstabenschrift, ist mir bei ihm nicht aufgefallen. Unerklärlich ist mir auch, wie Wundt Jespersen allem Anschein nach die Ansicht in die Schuhe schieben kann, er habe nur deshalb die Liebe als

Ausgangspunkt für die Sprachentwicklung gewählt, weil dieser Ausgangspunkt so schön sei. Daß er schön sei, sagt zwar Jespersen; daß er ihn deswegen gewählt habe, aber nicht. Das klingt gerade so, wie wenn man Wundt nachsagen wollte, er schiebe die Arbeitsgesänge nur deshalb so in den Vordergrund, weil er Angst habe vor dem Tritt der Arbeiterbataillone!

2. Naturlaute und Lautnachahmungen.

Früher hatte man lange geglaubt, über den Ursprung der Sprache leicht Aufschluß zu bekommen aus der Beobachtung der Kindersprache; denn man hatte sich eingebildet, beim Sprechenlernen der Kinder wiederhole sich am einzelnen genau dieselbe Entwicklung, welche die gesamte Menschheit in langen Zeiträumen durchgemacht habe. Um derartigen Irrtümern jeden Schein einer Berechtigung zu nehmen, weist Wundt in einem besonderen Abschnitt ausführlich nach, daß den Kindern als Erbteil ihrer Voreltern höchstens die Fähigkeit angeboren sei, zahlreiche Einzellaute und Lautgruppen zu erzeugen, daß sie dagegen die wirklichen Wörter und Wortformen der Sprache nebst ihrer Bedeutung von den Erwachsenen erlernten.[1])

Die Sprache wird also heute als etwas Festes, Fertiges überliefert: 'wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen'. Aber die Fähigkeit, sie jetzt wieder ganz oder teilweise neu zu schaffen, ist damit nicht verloren gegangen. Natürlich nicht; denn die menschliche Natur hat sich in dieser Hinsicht nicht

---

[1]) In dieser ganzen Darlegung erfordert nur einzelnes eine besondere Bemerkung. Wenn ein Kind *Faata, Aam, Baat* für 'Vater, Arm, Bart' sage, seien die Konsonanten dissimiliert worden (S. 301); wieso das? Man müßte zur Beurteilung dieser Fälle erst wissen, ob die Eltern des Kindes an dieser Stelle überhaupt ein ausgeprägtes *r* sprachen und nicht vielmehr einen unbestimmten Vokal, den das Kind — übrigens gar nicht ungeschickt — als *a* auffaßte. Den japanischen Kindern sind Wortwiederholungen eigen, die unserem *Wauwau, Dodo* u. s. w. entsprechen (S. 294 Anm.). Welche Silbe wird dabei betont, die erste oder die zweite oder beide? S. 269 ist die Rede von 'Zungenlippenlauten'. Was ist das? Muß es dafür nicht vielleicht 'Zungengaumenlaute' heißen?

verschlechtert, sondern eher verbessert. Und wirklich wird der sprachliche Bestand auch gegenwärtig noch fortwährend ergänzt.

Diese schöpferische Kraft bemüht sich Wundt an heutigen Erscheinungen nachzuweisen. Die einen nennt er Naturlaute, die andern Lautnachahmungen.

a. Die Naturlaute der Sprache und ihre Umbildungen.

Als Grundbestand der Naturlaute nimmt Wundt die eigentlichen Interjektionen an. Aber die Aufzählung, die er von diesen Formen gibt (S. 303), ist sehr ungleichmäßig; das Deutsche kommt dabei viel schlechter weg als das Lateinische. Und thatsächlich äußert Wundt, die heutigen Kultursprachen seien darin ärmer als die altklassischen. Das ist doch fraglich. Es fehlen aus dem Deutschen ganz gebräuchliche wie *i, uh, aha, oho.* Und wenn man auch nur die deutschen Lustspieldichter so heranziehen wollte, wie es Wundt mit den römischen gethan hat, ließe sich schon eine stattliche Reihe zusammenbringen. Dabei kann man an den Beispielen der römischen Dichter ganz davon absehen, inwieweit sie auch wirklich Eigentum der allgemeinen oder nur der Schriftsprache waren, und wieweit sie alle zu einer und derselben Zeit gebraucht wurden.

Diese Zahl der Interjektionen ist nämlich nicht gleichgültig. Wundt erklärt die angebliche Verminderung in der neueren Zeit damit, daß die Gefühle gegen früher weniger erregt würden; Klagerufe, wie sie der sophokleische Philoktet ausstößt, meint er, seien heute nicht mehr natürlich. Mir scheint, Wundt verwechselt hier die Bühne mit dem Leben. Man sieht nur heute im Schauspielhaus nicht mehr so leicht Leute, die an langwierigen schmerzhaften Wunden leiden. Im Leben ist es vielleicht etwas anders geworden, höchstens aber nur etwas. Wenn man das Winseln eines Mannes, der sein Bein gebrochen hat, oder das Gestöhne eines Mädchens, das sich den Körper verbrühte, in Versen nachahmen wollte, könnte man sicherlich ähnliche Wortgebilde niederschreiben, wie es der athenische Dichter gethan hat. Zudem bleibt der Philoktet doch auch nur das einzige Beispiel aus dem Altertum neben dem Herakles.

Als Naturlaute sieht Wundt auch die Vokative an und die Imperative; freilich sind sie fortgeschrittener in der Entwicklung, fortgeschrittener noch als die aus sonstigen Wörtern und Wortverbindungen entstandenen uneigentlichen Interjektionen wie 'ach Gott', 'Donnerwetter'.

Daß ein Vokativ mehr sagt als eine gewöhnliche Interjektion wie *oh* oder *he*, hebt Wundt selbst hervor; sein Gefühlston allein entspricht der Interjektion, der Namensbegriff ist obendrein vorhanden. Daß der Vokativ vieldeutiger sei als die Interjektion, ist daher nur im allgemeinen richtig, nicht im Einzelfall. Wundt gibt das auch schließlich zu; aber er hebt es, meine ich, doch nicht genügend hervor.

Für Sätze hält Wundt die Vokative nicht, ebensowenig wie die Imperative. Ob sie sich zu Sätzen ergänzen lassen, wie man früher geltend gemacht hat, oder nicht, ist dabei heute natürlich ganz gleichgültig. Für die jetzige Betrachtung ist nur das maßgebend, was lautlich vorliegt. Man könnte unter Umständen dieses Lautliche für einen Satz erklären, da es den Inhalt des Bewußtseins insoweit wiedergibt, als es klar ist. Daß Wundt das nicht thut, hängt damit zusammen, daß für ihn ein Satz nur dann vorliegt, wenn eine Gesamtvorstellung in ihre einzelnen Teile gegliedert wird. Davon wird deshalb später die Rede sein (Abschn. VII). Hier soll nur das hervorgehoben werden, daß von den Vokativen auch ein Weg weiter führt zu den Ausdrücken wie 'welche Freude', 'wie schade', nicht bloß zu den Imperativen. Die Imperative entsprechen nur dem Befehlston des Vokativs, die genannten Ausdrücke den bei ihm sonst noch möglichen Gefühlstönen.

Von diesen Imperativen behauptet Wundt, sie seien eindeutiger als die gefühlsstark gesprochenen Gegenstandswörter; das liege in dem Wesen der Verbalbegriffe. Ich kann mir diese Anschauung nicht zu eigen machen. Es kommt alles auf die Umstände an. Für einen Schlosserslehrling ist der Ruf 'Hammer!', den der gerade bei einer Arbeit beschäftigte Meister oder Geselle ausstößt, doch deutlicher als etwa der Zuruf 'gib'; eine Aufforderung 'Geld!' sagt einem Käufer doch ebensoviel wie 'zahle!'. Nominalverbindungen wie

'Zu Hülfe' und Adverbien wie 'fort' stehen nach Wundt den Befehlsformen ja nicht nach. Warum? Den Unterschied zwischen ihnen und den alleinstehenden Gegenstandswörtern sieht man nicht ein. Wundt beruft sich nur auf die begleitenden Umstände und auf die eigene Natur dieser Wörter. Woraus diese eigene Natur aber bestehe, sagt er nicht; und daß er hier die begleitenden Umstände in Betracht zieht, ist deshalb merkwürdig, weil er bei der Behandlung des Satzes geltend macht, sie dürften nicht in Betracht kommen (vgl. Abschnitt VII).

In diesem Zusammenhang (S. 307) werden als eindeutig auch die Ausdrücke erwähnt, in denen die Verbalvorstellung ohne alle Zeitbestimmung auftrete. Da die eigentlichen Imperative sich durchweg auf eine bestimmte Zeit beziehen, die Gegenwart oder Zukunft, so können damit nur die Nominalbildungen des Zeitworts gemeint sein, Infinitiv und Partizip. Diese berühren sich aber wieder mit den gewöhnlichen Gegenstandswörtern, der hier berührte Satz schwächt also das wieder ab, was an anderer Stelle von der Unbestimmtheit der Nominalausdrücke gesagt war.

Alle diese Ausdrucksweisen, Interjektion, Vokativ, Imperativ und imperativische Nominalverbindung, sieht Wundt übrigens als Glieder einer fortlaufenden Kette der Entwicklung an, deren Ende der vollständige Befehlssatz ist ('gib das Buch'). Wie er diese Entwicklung schildert, ist der Beachtung wert; denn es soll der ursprünglich in der Interjektion ausgedrückte Naturlaut mit der Sprache in Wechselwirkung getreten sein, die Wörter der Sprache in Interjektionen umgewandelt und diese dann wiederum allmählich in Sätze eingefügt haben. Muß das so gewesen sein? Und wie soll man es sich im einzelnen vorstellen? Das Gefühl des Sprechenden allein, das die gewöhnliche Gesamtvorstellung in einen Wunsch oder Befehl verwandelt, verwandelt doch auch diese Einzelwörter ebenso einfach in Interjektionen. Oder meint Wundt, einzelne Begriffsklassen, die Träger einer noch dunklen Gesamtvorstellung waren, wären erst gefühlsmäßig gefärbt worden, ehe noch solche Gesamtvorstellungen deutlich zum Satz ge-

gliedert wurden? Auch die Grenze zwischen Satzstück und Satz ist merkwürdig bestimmt: 'komm' ist kein Satz, wohl aber 'geh her', das dem Sinn nach von jenem doch gar nicht verschieden ist. Ich vermute, Wundt hat sich zu sehr von dem Schriftbild bestimmen lassen und die Grenze darnach gezogen, ob ein Wort geschrieben wird oder zwei!

Später (S. 311) kommt Wundt auf die eigentlichen Interjektionen zurück, und er meint dabei bezüglich ihrer Lautform, der Umstand, daß bei ihnen den Vokalen zumeist noch Hauchlaute beigesellt seien, entspreche der nahen Beziehung der Interjektionen zu den der geregelten Lautbildung vorausgehenden Schreilauten. Wieso das? Der Hauchlaut hat doch mit den Schreilauten nichts zu thun, sondern wird mit einer ganz andern Stellung der Stimmbänder hervorgebracht. Wundt hat von einem solchen Zusammenhang in den vorausgehenden Erörterungen auch nichts erwähnt. Ob dabei die Hauchlaute der lateinischen Formen überhaupt richtig gedeutet sind (S. 311 Anm.), ist sehr fraglich. Einmal sind sie während der ganzen lateinischen Sprachgeschichte immer sehr schwache Laute gewesen [1]); sodann aber liegt die Möglichkeit vor, daß die lateinischen Formen gar aus voritalischer Zeit ererbt sind und ihr *h* einen ganz anderen Laut fortsetzt, vielleicht einen bebauchten Verschlußlaut; sie würden dann als Stützen der Wundtschen Ansicht ganz hinfällig.

Der vorhin geschilderten Entwicklung der Naturlaute von der Interjektion zum Befehlssatz setzt Wundt dann eine andere gegenüber, derzufolge der Naturlaut Kern einer Wortform wird, welche das Gefühl oder eine damit verknüpfte Vorstellung bezeichnet. Zu diesem Zwecke scheidet er die Interjektionen mit ihrem starken Gefühlswert ab von den farblosen Lalllauten, wie sie die Kinder heute noch ohne Sinn und Zweck erzeugen. Auf derartige Lalllaute führt er dann — ohne Zweifel richtig — die Ausdrücke für 'Vater' und 'Mutter' zurück. Leider geht er diesen Gedanken nicht weiter nach

[1]) Seelmann, Ausspr. d. Lat. S. 255. Lindsay-Nohl, Lat. Spr. S. 62 ff. Doch vgl. auch Birt, Hiat bei Plantus, S. 13 ff.

und begibt sich damit der Gelegenheit, seine Ansicht noch glaublicher zu machen. Könnten aber nicht 'Bruder' und 'Schwester', die Wundt ausdrücklich, aber ohne weitere Begründung ausschließt, auch so entstanden sein, von dem Wort für 'Amme' gar nicht zu reden? Gleich alt brauchen ja diese Wörter nicht zu sein. Vater und Mutter konnten schon lange benannt sein, als die Bezeichnungen für Bruder und Schwester aufkamen.

b. Lautnachahmungen in der Sprache.

Die Lautnachahmungen faßt Wundt in einem weiteren Umfang, als man bisher zu thun pflegte. Er versteht darunter nicht bloß die zwei Arten von Erscheinungen, die man vor ihm immer dahin gerechnet hatte: die Bezeichnungen der eigentlichen Schallerzeugungen *(krachen, summen)* und die Lautbilder, welche die einem andern Sinngebiet zufallenden Vorgänge mit einer Lautform ausdrücken, die ein ähnliches Gefühl erregt *(flimmern, krabbeln)*; sondern er begreift darunter auch Bezeichnungen der Sprechwerkzeuge und der mit ihnen in Beziehung stehenden Begriffe *(essen, schweigen)*, Bezeichnungen von Entfernungsunterschieden und dergl. Demgemäß erklärt er den ganzen Vorgang allgemein als eine Triebhandlung[1] und nennt seine lautlichen Ergebnisse in seinem Sinne besser Lautgeberde. Im einzelnen ergibt sich ihm eine ähnliche Gliederung wie bei den Geberden: die hinweisenden Lautgeberden bezeichnen die Körperteile und was damit zusammenhängt; die nachahmenden, die auch natürliche Lautmetaphern genannt werden, zerfallen in die Wörter für Vater und Mutter, in Ortsadverbien und Pronominalformen und in Bezeichnungen für gewisse Unterschiede der Thätigkeitsbegriffe.

Die Möglichkeit und das Vorhandensein derartiger Bildungen ist natürlich nicht abzustreiten; aber Grundsatz muß doch

[1]) Bewußte Nachahmung und Erfindung, für die Delbrück eine Lanze bricht (S. 82), hält Wundt im Einzelfall auch nicht für unmöglich (S. 318). Nur als allgemeine Erklärung der hier in Rede stehenden Erscheinungen will er sie nicht gelten lassen.

immer bleiben, daß man zu einer solchen Auslegung erst dann seine Zuflucht nehme, wenn alle geschichtlichen Beziehungen untersucht und alle anderen Auswege verlegt sind. Was Wundt als Lautnachahmungen auffaßt, ist jedenfalls gut erdacht und geschickt erklärt; aber die Gruppen, die er aufstellt, leiden alle an einem gemeinsamen Fehler: die Beispiele, die sie enthalten, sind zu spärlich und meist auch noch zu unsicher. Wundt selbst weiß nun sehr gut, daß selbst mit Einschluß der unsicheren Fälle die Lautnachahmungen nur einen verschwindend kleinen Teil des Sprachstoffs darstellen (S. 314); er hätte also eine etwas größere Vorsicht auch in seinen Schlüssen oder doch wenigstens in der Form des Ausdrucks walten lassen sollen.

Von den Bezeichnungen der Sprechwerkzeuge gilt der erwähnte Vorwurf zunächst. Die ganze Darstellung nimmt zwei Seiten ein und betrifft den Mund, die Zunge, das Essen, das Stillsein, das Mundschließen und das Blasen; dabei sind die Beispiele aus den entlegensten und auseinanderliegendsten Sprachen zusammengetragen, und die Hauptquellen für sie sind Humboldts Kawisprache und Adelung-Vaters 'Mithridates'! Und nun sollen alle diese Bezeichnungen auch noch durch hinweisende Geberden entstanden sein! Vom Mund, der Zunge und dem Essen läßt sich das noch hören; aber näher als der abstrakte Begriff des Stillseins liegen doch die Zähne und die Nase, die leider nicht in Betracht gezogen sind.

Die Darlegungen über die Lautmetaphern leuchten noch weniger ein, obwohl hier Wundt vorsichtiger sein will und nur ganze Begriffsgruppen berücksichtigt.

Zunächst wird der Unterschied der Ausdrücke für Vater und Mutter durch den Hinweis erklärt, die verschiedene Stärke der Laute spiegele den Kraftunterschied der beiden Elternteile wieder: die Silben *pa, ap* und *ta* mit ihren stimmlosen Verschlußlauten bezeichneten den starken Vater, die stimmhaften Lautgruppen *ma, na* und ihre Umkehrung die zarte Mutter. Daß einzelne Sprachen gerade umgekehrt verfahren, wird zwar erwähnt, aber nicht weiter als Einwand betrachtet. Auch die

verschiedenen Abweichungen von der vorausgesetzten Lautform, welche in der beigefügten Liste deutlich zu Tage treten, machen Wundt nicht irre, ebensowenig die Thatsache, daß die Bezeichnung der Mutter bei weitem nicht so weit verbreitet ist wie die für den Vater. Aber dem sei, wie ihm wolle; in jedem Falle ist es recht fraglich, ob die Unterscheidung der beiden Begriffe auf dem Stärkeunterschied der beiden Geschlechter beruht. Denn mag man die Verteilung den Kindern zuschieben oder den Erwachsenen, es bleibt immer eine Schwierigkeit: die Kinder haben keine Vorstellung von dem Unterschied der Geschlechter, die Erwachsenen kein Gefühl für die Verschiedenheit der Lautstärke. Aber auch Delbrücks Verknüpfung des *m*-Lautes mit der Saugbewegung befriedigt nicht (Grundfr. S. 78). Ich meine, die Verteilung hat eher einen zeitlichen Untergrund; das frühere Lauterzeugnis des Kindes, die Form mit dem Nasal, wurde von der Umgebung auf den Elternteil bezogen, der dem Säugling am nächsten steht und am meisten mit ihm zu thun hat, die Mutter; das spätere mit den stimmlosen Verschlußlauten auf den ferner stehenden Vater.[1])

Diese Beispiele erklärt Wundt selbst für 'etwas unsicher'. Die Ortsadverbien und Pronominalformen, die er im darauffolgenden Abschnitt erörtert, sind es aber nicht minder. Der entferntere Ort sollte nämlich in diesen Bildungen nach seiner Regel durch die, wie er sie nennt, stärkeren Vokale *a*, *o*, *u* bezeichnet werden, der nähere durch die schwächeren *e* und *i*. Ganz abgesehen von dieser Vokalunterscheidung wird die Regel freilich gleich auf die Natur- und die niedrigstehenden Kulturvölker eingeschränkt, den Indogermanen und den Semiten also überhaupt nicht zugesprochen. Bei den Naturvölkern ist sie aber in Wirklichkeit auch nicht so deutlich ausgeprägt. Denn — um gleich das Wichtigste zu nennen — selbst die von Wundt ausgewählten Beispiele widersprechen sich gegenseitig. Für einige Sprachen kann man zwar mit gewissen Vor-

[1]) Lindner, Aus dem Naturgarten der Kindersprache S. 11, 24, 29. Preyer, Seele d. Kindes[4] S. 311f.

behalten noch zugeben, daß sie das Adverbium 'hier' und das Demonstrativ 'dieser' durch Formen wiedergeben, die irgendwo im Wortstamm, bald in der ersten Silbe, bald in der zweiten ein *i* oder *e* aufweisen, während die Entsprechungen von 'dort' und 'jener' ein *u* enthalten; aber es stehen auch *o* und *a* in diesem Gegensatz (z. B. im Japanischen und im Suluanischen), und es kommt das gerade Gegenteil ebenso häufig vor: im Jorubanischen heißt 'dieser' *na*, 'jener' *ni*, und bei den Wolofnegern und in der Kolhsprache bezeichnen *o* oder *u* die nächste Nähe, *i* oder *ă* die größte Ferne. Ganz entsprechend sagen die Wolof für 'ich' *manmă*, wenn der Redende sich fern vom Angeredeten befindet, *manmi*, wenn er ihm nahe, *manmu*, wenn er ihm ganz nahe ist.[1])

Zu dieser Gruppe gehören, wie erwähnt, auch die persönlichen Fürwörter. Daß bei diesen die erste Person der Einzahl mit einem *m*-haltigen Stamm benannt wird, soll daher kommen, daß eine Verknüpfung mit der Vorstellung des eigenen Innern wirkte. Als ob der Naturmensch überhaupt an sein Inneres dächte!

Daß im Indogermanischen dieses *m* nicht im Nominativ steht, ist auch bös; aber Wundt hilft sich mit der Annahme, daraus sei es erst nachträglich verschwunden. Nun ist aber bei dem Fürwort überhaupt der Gang der Entwicklung gerade umgekehrt: eine ursprüngliche Verschiedenheit wurde später mehr und mehr vereinfacht. Die Vergleichungen, die Wundt sonst anstellt, sind auch recht bedenklich; manchmal stimmen nur zwei von den drei Personen zu seiner Regel, manchmal nur eine!

In letzter Linie sollen hierhin gehören die Wurzelvariationen des Indogermanischen und des Semitischen, sowie die Bezeichnungen der Aktionsart im Semitischen. Obwohl Wundt den Ausdruck 'Wurzelvariation' beibehält, hat er gegen ihn doch seine Bedenken. Er meint, er setze den Glauben an ein früheres selbständiges Dasein der Wurzeln voraus, und diesen Glauben hat er nicht, weil die wirkliche Geschichte

[1]) Wundt 1, 355 Anm.

der Sprache davon nichts sage. Aber das ist doch nicht nötig und gilt für Pott, der den Ausdruck 'Wurzelvariation' aufgebracht hat, ganz gewiß nicht.[1]) Aber auch abgesehen davon geht er in seinem Zweifel in dieser Hinsicht doch vielleicht etwas zu weit. Daß die Wurzeln in grauer Vorzeit nicht wirklich einmal selbständige fertige Wörter gewesen seien, ist doch nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen. Und neben ihnen könnten die veränderlichen Schlußteile der scheinbaren Wurzeln für sich bestanden haben als Adverbien, die eine bestimmte Modalität bezeichneten, oder etwas Ähnliches; wenn die Sprachgeschichte davon auch nichts weiß, so ist das doch aus dem Zustand der andern Sprachen, die Wundt sonst so oft zum Vergleich heranzieht, immerhin mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erschließen.

Aber welches auch ihre Entstehung war, eine Verwandtschaft zwischen Laut und Bedeutung bezeugen die von Wundt verzeichneten Beispiele doch schwerlich. Dazu sind sie nicht zahlreich und nicht einwandsfrei genug. Daß κράζω nicht 'krachen' bedeute, hat Delbrück schon hervorgehoben. Aber κραυγή beweist auch nichts für das Vorhandensein einer Wurzel *kruk*. Wundt steht hier noch auf dem alten Standpunkt der sechziger Jahre, der die stärkeren Wurzelformen auf die schwächeren zurückführte. Heute erlaubt ihm die Sprachwissenschaft nur eine Form *krauk* für seine Zwecke zu benützen. Dann wird aber auch das Beispiel κράζω fraglich, weil ja hier die Form der Wurzel auch nicht ursprünglich zu sein braucht. κρώζω 'krächzen' hat er ganz außer acht gelassen. Bezüglich der anderen Formen γλάφω, γλύφω u. s. w. behauptet Wundt, von Delbrück falsch verstanden worden zu sein. Es scheint aber, als habe er vielmehr Delbrücks Einwand nicht richtig begriffen. Wundt unterscheidet hier zwischen Lautmetapher im allgemeinen und Lautnachahmung im besonderen und beschränkt letztere auf das Gebiet des Schalles. Delbrück aber nennt, wie die Heranziehung des Beispiels der Elternnamen beweist, alles in der hergebrachten Art Laut-

[1]) Pott, Etym. Forsch. II, 1, 193.

nachahmung. Während Wundt nun aber bei den erwähnten Wortgruppen nur die Möglichkeit ausschließt, sie 'zugleich als Lautnachahmungen zu deuten' (S. 337), sie als Lautmetaphern dagegen gelten läßt, will Delbrück auch diese Auffassung nicht zulassen. Und mit Recht, meine ich. *tegere* bildet eben mit *tangere* und *taxare* keine weitere Gruppe, und unter den vorhergehenden Beispielen gehören auch die Formen mit *l* wie *limus, litus* nicht zu den *r*-Formen wie *rivus, ritus*. Denn der Glaube an den unbedingten häufigen Übergang von *r* in *l*, auf den sich Wundt beruft, gehört auch einer lange entschwundenen Vergangenheit an. Aus diesem Grunde kann übrigens auch *klu* 'hören' nicht mit κράζω und seiner Sippe vereinigt werden. — So zerrinnen alle diese Beispiele in ein Nichts.

Ganz willkürlich beurteilt sind endlich auch die semitischen Verbalformen. Die wesentliche Formeigentümlichkeit des Piels und Puals, die Verschärfung des mittleren Wurzelkonsonanten (die Dageschierung), wird hier ganz außer acht gelassen und nur die Vokalverschiedenheit in Rechnung gezogen. Nun sind aber diese Formen, wie Wundt sie verwertet, im Aktiv nur hebräisch; gemeinsemitisch liegt ja die 'Erhöhung' des Vokaltons gar nicht vor, die Wundt für seine Erklärung braucht. Daß aber die Präfixe des Niphal, Hiphil, Hithpaël und Hophal nur hinweisende Lautgeberden seien, ist eine willkürliche Erklärung, die sachlich um so weniger Wert hat, als hierbei Formen ganz verschiedener Bedeutung über einen Leisten geschlagen werden. Auf die Weise könnte man alle unklaren Bildungsmittel als Lautgeberden erklären, die deutsche Vorsilbe *ge-* ebenso wie das griechische Augment und die Reduplikation. Dabei sind *hiqdīš* und *hithqaddēš* noch falsch umschrieben als *hikdiš* und *hitkadeš*. Auch die selteneren Aktionsformen wie das hebr. Pilpel werden so erklärt; hier sollen die Bewegungen der Sprechwerkzeuge so treue Nachahmungen der gesehenen und gehörten Schallbewegungen sein, daß der Laut von selbst zur Lautnachahmung werden müsse. Einem Sprachforscher legen diese Formen viel eher die Frage vor, ob das Piel *qittēl* nicht etwa aus *qiq-tēl* entstanden sei.

Ich bemerke ausdrücklich, daß ich die Möglichkeit derartiger Lautgeberden und Metaphern überhaupt ebensowenig leugne wie ihre Entstehung in neuer oder neuster Zeit. Nur meine ich, hat Wundt eben nicht bewiesen, daß seine Erklärung notwendig sei, und daß die Formen, von denen er redet, nicht auch alle auf andere Weise entstanden sein könnten. Er zieht die geschichtliche Entwicklung eben gar nicht in Betracht und setzt sich mit ihr noch weniger auseinander. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß auch der ganze Lautwandel unter den hier herbeigezogenen Einflüssen steht; aber auch das müßte überzeugend dargelegt oder zurückgewiesen werden. So wie die Dinge jetzt liegen, kommt man über die Thatsache nicht hinweg, daß alle besprochenen Formen auf ältere zurückgehen oder zurückgehen können, die man nicht mehr so leicht oder nicht mehr in der gleichen Weise als Lautgeberden und Lautmetaphern deuten kann, und daß man angesichts der Verzweigungen der Entwicklung auch den seelischen Stimmungen ganz verschiedenartige Wirkungen zuschreiben müßte. Auf dem Gebiet der Naturwissenschaften würde man doch größere Einheit und größere Pünktlichkeit erwarten.

IV.

Der Lautwandel.

1. Die allgemeinen Darlegungen, die Wundt über den Lautwandel gibt, verraten durchweg den weiten und scharfen Blick eines Sachverständigen; sie gehen den Dingen auf den Grund, und die Höhe des Standpunktes, von dem aus das abwechslungsreiche Gebiet der Erscheinungen betrachtet wird, berührt wohlthuend. Natürlich hält nicht jede Bemerkung auch im einzelnen Stich. Wundt unterscheidet zwar richtig den stetigen Lautwandel von dem springenden; aber es ist doch nicht nötig, daß überall da, wo *er* für älteres *re* vorliegt, diese Veränderung sprungweise erfolgt sei; *er* kann auch durch einen stetigen Lautwandel zu *re* geworden sein. Man

denke nur an das Nebeneinander von idg. *agros*, urgerm. *akraz*, got. *akrs* und ahd. *achar*; *ra* ging hier doch wohl zunächst in silbisches *r* über, und erst aus diesem entwickelte sich wieder allmählich *ar*. Selbst *t* kann derart in *f* übergegangen sein, wenn es zuerst mit Vorstülpung der Lippen erzeugt wurde. Die ganze Stelle (S. 362) bedarf also einer vorsichtigeren Fassung, die für die als Beispiele erwähnten Entsprechungen auch die andere Möglichkeit des Übergangs offen läßt. Wenn sodann *Artillerie* zu *Artrillerie* entstellt wird (S. 375), braucht nicht das erste *r* nachgewirkt zu haben, sondern es ist möglicherweise ja auch das folgende vorausgenommen worden. Daher ist die Nebenform *Rartrillerie* auch kein Beispiel für den von Wundt gerade als selten bezeichneten Fall, daß Vorausnahme und Nachwirkung gleichzeitig nebeneinanderliegen. Einer nochmaligen gründlichen Überlegung wert ist ferner die Behauptung, die Richtung, in der sich die Nachwirkungen bewegten, sei dem Verlauf der Vorstellungen und der Lautbildung entgegengesetzt. Alle drei streben doch nach vorwärts, nur mit verschiedener Geschwindigkeit. Höchstens vom Standpunkt des Bewußtseins ist die erwähnte Anschauung richtig, nicht aber vom Standpunkt des Beobachters. Bei der lautlichen Fernwirkung, der früheren Angleichung oder Analogiebildung, befolgt Wundt den Grundsatz, möglichst viele Begriffsverknüpfungen in Betracht zu ziehen. Das ist gewiß richtig, weniger weil sie etwa alle oder mehrere von ihnen gleichzeitig einwirkten, als weil im einzelnen Fall ganz verschiedene innere Beziehungen geknüpft werden können. Denn maßgebend ist für derartige Gedankenspiele nicht bloß Klangähnlichkeit und Bedeutungsverwandtschaft, sondern auch der gerade vorliegende Zusammenhang, der unter günstigen Umständen sogar zu einer festen Einübung führt. Darum empfiehlt es sich aber wohl auch, bei der Erklärung eines zu 'schießen' neugebildeten Präteritums 'schaß' nicht bloß an das Nebeneinander von 'essen' und 'schießen' zu denken, sondern auch an den Gleichklang von 'ißt' und 'schießt' (S. 378).

In ausgedehntem Maße hat Wundt auch die Sprachmischungen herangezogen. Hier sind seine Behauptungen

stellenweise aber stark angreifbar. Daß das alemannische Deutsch der Elsässer stärker vom Französischen beeinflußt sei als ihr Französisch vom Deutschen, halte ich, wenn man alle Seiten der Sprache ins Auge faßt, nicht für ausgemacht; auch in Frankreich ist bekanntlich das elsässische Französisch berüchtigt. Ganz ebenso steht es mit der Sprache der Deutschamerikaner. Bezüglich des Wortschatzes allein mag Wundt eher recht haben; aber auch da ist nicht zu vergessen, daß das elsässische Französisch zahlreiche deutsche Ausdrücke in sich aufgenommen hat, die das eigentliche Französisch nicht kennt. Schriftsteller aus diesen Grenzgebieten wie Erckmann und Chatrian zeigen das recht deutlich. In jedem Falle hält man daher am besten mit dem Urteil über diese Verhältnisse zurück, bis die Frage erst genauer untersucht ist. Was aber die Hauptsache ist, in beiden Fällen vergißt Wundt ganz hervorzuheben, daß für die jeweils in Betracht kommenden Sprachen die Dinge gar nicht gleich liegen. Unter der französischen Herrschaft waren im Elsaß französisches Recht, französische Verwaltung und französisches Schrifttum maßgebend, und aus wirtschaftlichen und staatlichen Gründen verkehrten die Landeskinder viel im eigentlichen Frankreich; der Deutschamerikaner dagegen ist ganz und gar außer Zusammenhang mit dem Mutterland. Die Größe des Einflusses hängt eben einfach von der Stärke und der Dauer der Einwirkungen ab. Und in beiden Fällen ist der deutsche Teil immer weniger gebildet als das gesamte fremde Volk, das ihn umgibt. Die Schweiz oder Tirol oder Böhmen hätten aus all diesen Gründen ein besseres Beispiel abgegeben für die in Rede stehende Streitfrage.

Ähnlich anfechtbar ist die allgemeine Behauptung Wundts (auf S. 385), daß sich bei Entlehnungen der Lautstand um so mehr ändere, je tiefer das aufnehmende Volk stehe. Man braucht nur einerseits an die Umgestaltungen zu denken, die persische und ägyptische Wörter im Munde der hochstehenden Griechen erfuhren (Xerxes, Kambyses, Smerdis, Dareios, Sesostris, Psammetich), anderseits an die deutschen Lehnwörter 'Mauer, Spiegel, Ziegel' und an die römischen

Entlehnungen aus Griechenland wie *gubernare, tus, mina.* Selbst was wir Europäer heute aus den Sprachen niedrig stehender Völker entnehmen, ist doch auch bedeutend entstellt: für *džokuskai* sagen wir Jakutsk[1]), und das Negervolk, das sich *džyenke* nennt[2]), heißt bei uns Dinka. Es kommt offenbar bei einer solchen Herübernahme weniger auf den Unterschied der Bildung an als auf den Unterschied der beiderseitigen Lautgebung. Gewisse fremde Formen würde ein Deutscher gut und ein Engländer schlecht auffassen, andere dagegen vielleicht der Engländer gut und der Deutsche schlecht.

2. Als Gründe des stetigen Lautwandels zieht Wundt Witterungsverhältnisse, Völkermischungen und Änderungen des Bildungsstandes in Betracht. Bei der Besprechung des ersten Punktes (S. 397 ff.) zählt er aber merkwürdigerweise den angeblichen Gutturalreichtum der Bergvölker als ein besonderes Merkmal auf neben der Thatsache, daß stammfremde Völker in ihrem Lautstand übereinstimmen, wenn sie in geographisch gleichen Landstrecken wohnen; nun ist aber das erste doch nur ein Sonderfall der zweiten allgemeineren Erscheinung. Den Gutturalreichtum selbst schreibt Wundt nicht einfach der Gebirgigkeit des Landes zu, sondern den Lebensgewohnheiten seiner Bewohner, dem lauten Rufen auf große Entfernungen hin. Aber lautes Rufen stärkt nur die Sprechwerkzeuge und kann in solchen Gegenden die Sprechstärke erhöhen; daß es Gutturale erzeuge, wäre erst zu beweisen. Eine weitere Erscheinung, die man sonst gern als eine Folge des Wohnens in gebirgigen Gegenden angesehen hat, zieht Wundt gar nicht in Rücksicht: die Lautverschiebung der Deutschen und der Armenier. Daß sie irgendwie ins Gewicht falle, soll damit nicht gesagt sein. Den größten Einfluß auf die Sprachentwicklung schreibt Wundt der Hebung der Gesittung zu. Die Steigerung der Bildung, meint er, bringe den Vorstellungsverlauf des Menschen in größeren Fluß, erleichtere und beschleunige das Sprechen und vereinfache da-

[1]) Böhtlingk, Jakutisch-Deutsches Wörterbuch S. 123b.

[2]) Fr. Müller, Grundr. I 2, 48 Anm.

durch die lautliche Form und schleife sie ab. An sich läßt sich das ja hören. Aber bewiesen hat es Wundt mit den paar Beispielen, die er anführt, nicht im mindesten. Dazu sind diese Beispiele selbst zu wenig stichhaltig. Was er von einer Sitte der Polynesier sagt, daß sie die Konsonaten nachlässig aussprächen und oft miteinander verwechselten (S. 403), erklärt sich durch die mundartlichen Verschiedenheiten innerhalb dieses Sprachzweiges. Es kommt da allerdings vor, daß einem sonstigen *t* in Hawai ein *k* entspricht, einem samoanischen *s* auf Tonga und bei den Maori ein *h*, oder endlich einem *f* auf Samoa ein hawaisches *h*; aber das hat doch nichts auf sich. Ebenso unberechtigt verwertet Wundt die indochinesischen Tonabstufungen für seine Zwecke (S. 404). Er vermutet zwar zunächst nur, sie stünden zu den Abschleifungen der Laute in unmittelbarer Beziehung; dann aber fügt er hinzu, der Trieb nach Verständigung habe wohl von selbst in Rhythmus und Tonmodulation einen Ersatz gefunden für die infolge der Sprachbeschleunigung abgefallenen Laute. Soll damit wieder ein Einfluß der Sitte angedeutet werden? Nach dem Zusammenhang muß man diese Frage bejahen.

Auch die germanische Lautverschiebung möchte Wundt durch die Beschleunigung der Rede erklären. Was er hierüber vorbringt, ist aber besonders schwach. Einmal ist Raschheit des Vorstellungsverlaufs noch keine zwingende Ursache für Schnelligkeit des Sprechens. Viele nicht nur lebhafte, sondern sogar aufgeregte Personen sprechen langsam. Sodann bedingt Sprechschnelligkeit aber auch nicht immer eine lautliche Veränderung. Der Engländer z. B. spricht doch wohl langsamer als der Russe; dennoch hat er verschoben. Wundt meint zwar, Angehörige verschiedener Völkerfamilien dürfe man dazu nicht vergleichen. Nun, es geht auch so. Gerade die Alemannen, die am stärksten verschieben, sprechen viel langsamer als die Pfälzer und Obersachsen, die viel weniger stark verschieben, oder die Niederdeutschen, die es im Vergleich mit ihnen gar nicht thun. Ähnlich stehen die Hauptvölker der Indogermanen zu einander. Der Grieche hat doch wohl eine höhere Gesittung gehabt und rascher gesprochen als der Römer; dennoch ist

das Griechische weniger verändert als das Lateinische oder gar als die Sprache der oskischen und umbrischen Bauern. Dabei ist die Vorstellung, die Wundt von der Steigerung der Sprachgeschwindigkeit hat und auch jetzt noch vertritt (Sprachgesch. S. 55 f.), allem Anschein nach auch noch falsch. Wundt meint, je weiter eine Sprache in der Vergangenheit zurückliege oder je unentwickelter sie sei, um so langsamer werde sie gesprochen. Von den Sprachen der Naturvölker glaubt er sogar, wie wir schon gehört haben (S. 10), es sei nach jedem Wort eine kleine Pause vorhanden. Das erinnert stark an die alte Anschauung von der größeren Frische, Kraft und Jugend dieser früheren Zeiten und der heutigen Greisenhaftigkeit.

Die Berufung auf die Bilder von Lukas Kranach und Holbein, mit der Wundt seine Ansicht von der Veränderung der geistigen Beschaffenheit des Menschen vergleichsweise stützen will (S. 396), besticht auf den ersten Blick. Aber wenn man die Fürstenbildnisse von Dürer, Velasquez und van Dyck nimmt, oder Leos X. Bildnis von Raffael, stimmt die Behauptung schon nicht, daß die Gesichter der Männer früher viel knochiger gebaut gewesen seien. Die Köpfe der römischen Kaiser und gar erst der griechischen Philosophen unterscheiden sich selbst da, wo sie naturwahr sind, in nichts von den Gesichtern der heutigen Griechen und Römer. Man halte aus der gleichen Zeit auch nur den feisten runden Luther neben den magern scharfgeschnittenen Melanchthon.

Daß sich im Deutschen die Darstellungsform geändert hat, ist zwar auch richtig. Aber eine Frage ist wieder, inwieweit das etwas zu thun hat mit der Höhe der Bildung. Goethe müßte darnach wenigstens langsamer gedacht haben als Lessing, Kant langsamer als Schopenhauer, E. von Hartmann oder Nietzsche, Caesar schneller als Cicero. Und dann, wenn die Franzosen nach dem Zeugnis ihrer Ausdrucksform früher zu einer Schnelligkeit des Denkens gelangt sind, warum haben sie denn keine Lautverschiebung durchgemacht?

Auf weitere Schwierigkeiten stößt Wundt da, wo er die Verschiebung der einzelnen Konsonantenarten in seinem Sinn erklären will. Daß die idg. Tenuis zur Spirans wird, die as-

pirierte Media angeblich zur einfachen Media, die Media zur Tenuis, das alles ist gleichmäßig die Folge des raschen Sprechens. Warum wird dann aber nicht mehr vereinheitlicht? Wenn sich die Tenuis nach Wundt dem raschen Sprechen am leichtesten anpaßt, so begreift sich allerdings, daß die Media zur Tenuis wird; aber es begreift sich gerade umgekehrt jetzt um so weniger — wie Delbrück schon hervorgehoben hat (S. 103) —, warum die ursprüngliche, indogermanische Tenuis dann nicht bleibt, sondern sich zur Spirans verschiebt, und daß für die germanische Tenuis auch wieder die hochdeutsche Affrikata eintritt, von der nhd. Behauchung in *tief, Pein, kann* ganz abgesehen. Wenn Wundt lehrt, eine weitere Veränderung der Tenuis selbst gelinge am wenigsten, so widerspricht das den Thatsachen, die Wundt hier leider nur recht mangelhaft übersieht (vergl. nachher S. 43f.). Jetzt beruft sich Wundt noch auf zweierlei: seine Ansicht von der Verschiebung der Tenuis will er durch den Hinweis auf deswegen vorgenommene Versuche stützen, und zur Beleuchtung der germanischen Lautverschiebung zieht er ähnliche Erscheinungen in einer Bantumundart heran (Sprachgesch. S. 52 und 58). Von den Versuchen möchte man wenigstens wissen, an wem sie vorgenommen worden sind, ob nur an Deutschen oder auch an Angehörigen von Völkern, die ihre Sprachlaute ganz anders erzeugen, also z. B. Franzosen oder Bantunegern. Denn für die Beweiskraft der ausländischen Vergleichung hat das einen großen Wert. Die Ähnlichkeit der Lautverschiebung mit einem entsprechenden Vorgang in einer Bantumundart scheint mir Wundt etwas zu übertreiben. Einmal handelt es sich hier ja nur um die Verschiebung der alleinstehenden gutturalen und der labialen Tenuis, nicht auch der dentalen (*t* wird *r*), und außerdem nur um die stimmlosen und stimmhaften Nasalverbindungen; der einfache stimmhafte Laut, der neben die wichtigen vorgermanischen *b*, *d*, *g* zu stellen wäre, bleibt ausgeschlossen. Aber auch innerhalb dieses engen Rahmens stimmt noch nicht alles. In der Verbindung des Nasals mit dem stimmlosen Verschlußlaut entsteht die Spirans nur hinter *k* (*ŋk* wird *kχ*), nicht bei *t* und *p*, wo der

einfache Laut nur behaucht wird (*nt* wird *nth*, *mp* wird *ph*). Bezüglich der stimmhaften Nasalverbindung (*mb*, *nd*, *ŋg*) ist erst die Vorfrage zu lösen, welcher Art der in ihr enthaltene stimmhafte reine Mundlaut ursprünglich gewesen ist, ob ein Verschlußlaut oder ein Reibelaut. Nach Meinhof (Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen S. 10) war es ein Reibelaut. Dann ist aber bei dem Bantu zu beachten, daß es im Gegensatz zum Germanischen in der Nasalverbindung den Reibelaut erst zum Verschlußlaut umgebildet hat (*n* + γ > *ŋg* u. s. w.), bevor es den Stimmton unterdrückte und *ŋg* zu *ŋk* wandelte. Vielleicht ist aber der Mundlaut auch ursprünglich ein Verschlußlaut gewesen. Dann fällt die eben erwähnte Schwierigkeit der Verwandlung in den Verschlußlaut ja weg, dafür aber erhebt sich eine neue. Dann ist der freistehende stimmhafte Verschlußlaut des Bantu — wieder stark abweichend vom Germanischen — in den stimmhaften Reibelaut verwandelt worden.[1])

Erschwert wird die Lautänderung nach Wundt durch Seßhaftwerden, durch die Ausbildung von Rechts- und Kultusformen und endlich durch die Entstehung einer Schriftsprache. Auch das ist recht zweifelhaft. Wie viele Völker haben gründlich ihre Sprache geändert, während sie Jahrhunderte lang an derselben Stelle saßen. Wenn sich Wundt darüber seine Ansicht aus der ersten Lautverschiebung gebildet haben sollte, so hat er die alte Anschauung von der asiatischen Heimat der Indogermanen ohne weiteres als bewiesen angesehen; das ist sie aber nicht. Von den Rechts- und Kultusformen und von der Schriftsprache weiß man auch aus der geschichtlich beglaubigten Zeit, daß sie die Lautentwicklung nicht hindern. Germanische und romanische Sprachwissenschaft wären ja sonst sozusagen unnötig und unmöglich. Daß diese drei Dinge die Lautveränderung verlangsamen, ist im allgemeinen ja möglich; aber beweisen läßt es sich schwerlich. Auch da werden im einzelnen wieder viele Unterschiede ins Spiel kommen.

[1]) Nur diese Thatsachen kommen in Betracht; das bei Wundt an die Aufzählung dieser Vorgänge angefügte 'u. s. w.' beruht auf einem Versehen und ist zu streichen.

Bei der Behandlung der zahlreichen Erscheinungen des Lautwandels und bei der Anführung der Beispiele zeigt Wundt eine umfassende Kenntnis des Stoffs. Dennoch begeht er manche Versehen. Einige davon hat er in den Nachträgen des zweiten Teils selbst verbessert; aber es bleibt auch so noch eine Reihe größerer oder geringerer Irrtümer bestehen.

Am angreifbarsten ist darunter die Darstellung der Einzelheiten der germanischen Lautverschiebung.

Das Vernersche Gesetz faßt nämlich Wundt dahin auf, als seien die idg. *p, t, k* in der Stellung vor dem Tone schon vor der Entstehung der tonlosen Spiranten unmittelbar wieder zu *b, d, g* zurückgeschoben worden, und er schließt daraus — in seinem Sinne ganz richtig —, ahd. *zeigōn* 'zeigen' sei eine ältere Wortform als *zīhan* 'zeihen' (S. 423). Daß aber, kurz gesagt, der *g*-Laut hier erst aus dem *h*-Laut entwickelt worden ist, *zeigōn* also gerade umgekehrt jünger ist als *zīhan*, hat Delbrück schon nachdrücklich hervorgehoben (S. 104 f.). Nahe liegt auch der Verdacht, Wundt habe angenommen, idg. *bh, dh, gh* hätten sich auch im Germanischen zuerst zur aspirierten Tenuis (*ph, th, kh*) und dann zur stimmlosen Spirans *(f, þ, h)* gewandelt; wenigstens steht so in der fortlaufenden Darstellung (auf S. 410) und in der Figur 36 (auf S. 411). Doch da Wundt sonst auch vom Griechischen und Lateinischen redet, mag er sich auch hier auf diese beiden beziehen; unklar und irreleitend ist dann seine Darlegung aber immerhin.

Aber es ist auch noch anderes bedenklich. Wenn Wundt es für unmöglich erklärt, die Tenuis noch weiter zu verschieben, so vergißt er die hochdeutschen Affrikaten *tz, pf* und *kch* (S. 421); ähnlich läßt er ja kurz vorher, wo er die Möglichkeiten der Tenuisverschiebung bespricht (S. 420), das nhd. behauchte t^{c}, p^{c}, k^{c} außer acht. Wo er das Schicksal der Media aspirata betrachtet (S. 421), übersieht er nicht nur, wie schon Delbrück angemerkt hat (S. 103), daß nach allgemeiner begründeter Annahme der einfachen Media die stimmhafte Spirans vorausging *(b, d, g)*, sondern er läßt auch außer acht, daß in *bh, dh, gh* hinter dem stimmhaften Verschlußlaut der Hauch vielleicht gar nicht stimmlos war, sondern stimm-

haft; stimmhaften Hauch, den man früher nur vermutete, hat jetzt E. A. Meyer nachgewiesen (Neuere Sprachen, Band VIII). Dann brauchte auch die Vorbereitung der Aspiration nicht erschwert zu sein. Wundt meint zwar jetzt (Sprachgesch. S. 54), er habe die erwähnte Zwischenstufe der Entwicklung durch seine Darlegungen gar nicht ausgeschlossen; nicht nur die stimmhafte Spirans könne man sich nach seiner Darstellung in die Entwicklungsreihe eingefügt denken, sondern auch die stimmhafte Affrikata (*bð* u. s. w.), auf die Delbrück hingewiesen hatte. Wie das möglich sein soll, sehe ich nicht recht ein. Nach der bisherigen Auffassung geht doch gerade der Hauch hinter dem stimmhaften Verschlußlaut zunächst in einen stimmhaften Reibelaut über (*b* + *h* wird *b* + *ð*), und erst dann wird die Affrikata zur einfachen Spirans erleichtert. Nach Wundts ausdrücklicher Angabe wird aber 'die Vorbereitung der Aspiration unterlassen' (S. 421), der Verschlußlaut steht also doch wohl jetzt allein da. Wie sollen sich nun die beiden Durchgangsstufen *bð* und *ð* entwickeln und einreihen?

Daß wir für *ab, ad, ag* in rascher Rede *ap, at, ak* eintreten ließen, ist auch nicht richtig. Spricht denn der Norddeutsche etwa *aper, oter, Ikel*? Den Silbenauslaut in Wörtern wie *ab, lag, Rad* kann Wundt ja nicht meinen, da hier der stimmlose Laut immer üblich ist auch in langsamer Rede, und *b, d, g* ihr Dasein überhaupt nur einer Ungenauigkeit der Schrift verdanken. Daß für *sba, sda, sga* in demselben Fall unwillkürlich *spa, sta, ska* erzeugt würde (ebd.), ist eine Behauptung, die erst noch des Beweises bedarf. Abgesehen davon, daß eine solche Verbindung überhaupt nicht leicht vorkommen wird, ist viel eher mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sie in der Aussprache zu *zba, zda, zga* werde. Endlich soll im Lateinischen beim Übergang der ursprünglichen Aspiratae in Spiranten der labiale Verschluß in den velaren umspringen (S. 408); wenn Wundt damit das Nebeneinander von *faba* und *haba* und anderen weniger sicheren Wortpaaren meint, so sagt der Ausdruck 'velarer Verschluß' etwas zuviel.[1])

[1]) Einige andere Versehen sind weniger erheblich. So sind als Vorstufen des ahd. *uo* nur langes *ō* und langes *ā* möglich,

3. Unter den assoziativen Kontaktwirkungen erwähnt Wundt auch die Assimilation. Dabei meint er (S. 427), wo Vokale sich anglichen, stünde immer ein Konsonant zwischen ihnen. Dieser Fall ist zwar der durchsichtigste und bekannteste. Es kommt aber auch vor, daß beide Vokale nebeneinanderstehen; wenigstens nimmt man eine Assimilation als Vorstufe auch überall da an, wo *ei* zu *ī* wird, *ai* zu *ā*, *au* zu *ō* (gr. δείκνυμι, lat. *dīco*, germ. *tīhan*; germ. *wait*, ags. *wāt*; germ. *þaud*, ahd. *bōt* u. dgl.).

Die Dissimilation soll nach Wundt (S. 428) in den älteren Entwicklungsstufen der idg. Sprachen häufiger gewesen sein als in den jüngeren. Eine derartige Abschätzung ist immer mißlich; und in unserem Falle fragt sich noch sehr, ob sie zutrifft. Wundt beruft sich zwar auf die Aspiraten. Aber wie viele Beispiele gibt es denn für das Grafsmannsche Hauchdissimilationsgesetz? Außer den Reduplikationsbildungen doch keine solche Anzahl, daß sie zu Gunsten der alten Sprachen den Ausschlag gäben. Die Formen aus der neueren Zeit sind leider auch noch gar nicht alle gesammelt; aber schon ein Blick in Grammonts Buch über diese Erscheinung oder in Meyer-Lübkes Romanische Grammatik lehrt, daß ihrer nicht wenige sein können.

An den psychologischen Erklärungen, die Wundt von den assoziativen Kontaktwirkungen gibt, ist auch nicht alles ganz überzeugend. Beide, Assimilation wie Dissimilation, sind Folgen einer Gedankenverknüpfung. Aber während bei der Assimilation die beiden verknüpften Teile zusammen-

---

nicht kurzes (S. 353); die Schreibung got. *dzulan* u. s. w. (für *þulan*) führt ganz irre (S. 407, 408, 421), die Schreibung urgermanisch *fathēr* ist mindestens unzweckmäßig (S. 362). Nhd. *liegen* ist nicht — wie Wundt auch jetzt noch lehrt (Spr. S. 53) — durch eine Rückwärtsbewegung aus ahd. *licken* entstanden, und *Tag* ebensowenig aus ahd. *tac* (S. 409); 'sparen' heißt ahd. *sparōn*, nicht *spar* (S. 416). Überflüssig ist das Adjektiv in der Bezeichnung 'konsonantische Geräuschlaute' (S. 427); Rhotazismus nennt man nicht die Ersetzung des Zungen-*r* durch das Rachen-*r*, sondern den Übergang von *s* zu *r*, wie er besonders im Lateinischen und Germanischen vorkommt (S. 370).

fallen und verschmelzen, treten sie bei der Dissimilation mehr hintereinander und bilden ein in zeitlicher Folge vorgestelltes Ganzes. Erhebt sich der beeinflussende Teil erst dunkel im Bewußtsein, wenn der andere schon klar vorgestellt wird, so ist die Dissimilation nach rückwärts gerichtet; ist er aber schon in das Dunkel zurückgesunken, so greift sie nach vorwärts. So lehrt Wundt (S. 440 f.). Wie soll man sich aber den Vorgang nun im einzelnen denken bei bestimmten Beispielen, z. B. zur Erklärung von *singularis* an Stelle von **singulalis* oder von *Balbier* anstatt von *Barbier*? Was ist in diesem Fall denn der klar vorgestellte Wortteil, und warum kommt bei der Verknüpfung mit der andern Vorstellung gerade *r* heraus? Wundts Darlegungen scheinen mehr für Fälle gemünzt zu sein, wie gr. τίθ-ημι, wo zwei Lautgruppen mit einem gleichen Bestandteil aufeinander wirken.

Neben der Gedankenverknüpfung wird aber auch der Einübung gedacht als eines wirksamen Mittels zur Erzeugung von Kontaktwirkungen. Nun ist ja grundsätzlich dagegen nichts einzuwenden, daß ein Laut in den bestimmten Wortverbänden, in denen er vorkommt, mehr oder minder fest eingeübt wird, je nachdem diese Verbindungen häufig sind oder nicht. Warum sollen sich aber infolge dieser Einübung die Sprechwerkzeuge bei der Erzeugung eines Lautes gerade auf einen kommenden einstellen und nicht etwa auf einen beliebigen sonstigen Laut, der mit dem gerade gebildeten oft verbunden ist? Daß durch eine Anschauung, wie er sie hier vorträgt, kein Licht auf Wörter fällt wie die vorher erwähnten *Balbier* und τίθ-ημι, gibt ja Wundt selbst zu. Aber erklärt sie etwa, wieso aus *In-biss* gerade *Imbiss* entstehen mußte und nicht vielmehr in Anlehnung an die häufigen Lautgruppen *nt, nd* etwa *Intiss* oder *Indiss?* Derartige Entstellungen sind ja auch gar nicht selten, sobald es sich um ein zum erstenmal neu gehörtes Wort handelt, also in der Kindersprache oder bei der Herübernahme eines Fremdworts. Mit Zuhülfenahme der Gedankenverknüpfung räumt man diese Schwierigkeiten mit einemmal leicht aus dem Wege. Übrigens hat Winteler diese ganze Erscheinung der unmittelbaren Berührungsangleich-

ungen bekanntlich schon vor langer Zeit in den Satz gefaßt, daß die zwei Lauten gemeinsamen Bewegungen nur einmal ausgeführt würden. Wie verhält sich Wundt dazu?[1])

Daß endlich die Weglassung und die Hinzufügung von Lauten auch als eine Art Assimilation und Dissimilation aufzufassen seien (S. 429), leuchtet an sich schon ein, und die Erwägung, der nämliche Vorgang, der einen nachfolgenden Laut auf den vorangehenden einwirken lasse, vermöge auch die zwischen beiden vorhandenen Lautgebilde auszustoßen, kann man sich grundsätzlich zu eigen machen, besonders unter der Voraussetzung, daß der Zwischenlaut wie in σώματσι > σώμασι erst an die andern angeglichen werde. Aber im einzelnen Fall muß man doch näher zusehen, ob nicht ein einfacher regelmäßiger Lautwandel die treibende Kraft der Veränderung ist. Es wäre zwar angenehm, wenn man umgekehrt viele Fälle dieses einfachen Lautwandels als die Folge der lautlichen Berührung erklären könnte. Dadurch wäre zwar noch nicht das ganze Rätsel gelöst; aber man käme dem Wesen der Erscheinung doch wenigstens etwas näher, und das dunkle Gebiet des regelmäßigen Wandels würde damit etwas erhellt und beschränkt.

Wundt schenkt dieser Beziehung in seinen Beispielen keine Aufmerksamkeit, und darum erfüllen sie ihren Zweck größtenteils auch nur halb. Da sie die Möglichkeit eines gewöhnlichen steten Wandels nicht ausschließen, beweisen sie auch nicht das Dasein einer Kontaktwirkung.[2])

---

[1]) Unter den Beispielen, die für die hier besprochenen Vorgänge angeführt werden, geht *hatte* auf mhd. *hāte* zurück, nicht auf *habte* (S. 427, Sprachgesch. 57). Daß idg. *bhrātōr* zu indisch *bhrātar* angeglichen sei (ebd.), wird zwar in den Nachträgen zurückgenommen (II 617), dabei aber wieder *bhratōr* geschrieben und diesem das ind. *bhrātar* gleichgesetzt.

[2]) Wenn in γέρον(τ) z. B. das τ weggefallen ist, wie überall im Auslaut (auch in ἔφερε, alti. *abharat*), so kann das sicherlich auch einfach die Folge seiner Stellung am Schluß des Sprechtakts sein. γένεσος wird sein inlautendes σ zwar durch dieselbe Bewegung verloren haben, die das anlautende σ unterdrückte; muß das aber eine

4. In die Reihe der lautlichen Erscheinungen stellt Wundt auch das, was man bisher als Analogiebildungen bezeichnete, und er nennt diese Vorgänge demgemäß assoziative Fernwirkungen. Ob dies eine glückliche Neuerung ist, erscheint mir — ähnlich wie Delbrück (S. 111) — etwas zweifelhaft. Denn sie ist gegen den früheren Brauch eine Einschränkung. Es gibt doch Fälle, wo ganze Lautreihen und ganze Wörter, ja ganze Wortgruppen sich gegenseitig beeinflussen. Das franz. Beispiel *rougeole,* das seine Endung von *vérole* bezogen hat, erwähnt Wundt selber. Es kommt aber noch mehr derart vor. Wenn man im Englischen *to depend* mit *on* verbindet im Gegensatz zu dem franz. *dépendre de,* so ahmt man doch etwa einen begriffsverwandten Ausdruck nach wie *to be hang on* oder dergl. Oder wenn im Französischen nach einem Ausdruck des Beschließens im abhängigen Nebensatz anstatt des Conditionnels ein Imparfait steht *(Le tribunal a été décidé que la donation était nulle),* so schwebt dem Redenden entweder ein unabhängiger Hauptsatz vor *(La donation était nulle dès lors)* oder ein Ausdruck, der eine einfache Gewißheit bezeichnete (*Le tribunal a été d'avis* oder ähnliches). Ferner wird im Deutschen nach dem Muster aktiver Sätze wie 'Er hat sein Haus verkauft, um seine Gläubiger befriedigen

Kontaktwirkung gewesen sein, zumal wo alle andern Konsonanten (abgesehen von den anders gearteten *j* und *w*) in derselben Stellung erhalten blieben? Deutsch *tadelen : tadeln* hinwiederum gesellt sich neben eine so große Reihe von Fällen, wo die Unbetontheit beim Schwund eines Vokals mit im Spiele ist, daß man auch hier die Gründe sehr genau untersuchen muß, ehe man das Beispiel gerade für den unwahrscheinlichsten Vorgang verwertet. In der Verbindung it. *la storia* für *l'istoria* dagegen mag auch die Anlautsilbe *li* als unrichtige Artikelform empfunden und durch das anscheinend richtigere *la* ersetzt worden sein, nach dem Muster volkstümlicher Formen wie *la stella, la stia* u. dergl. Es verliert dieses Beispiel also seine Merkwürdigkeit und fällt unter die gewöhnliche Erscheinung, daß vor vokalisch anlautenden Substantiven der Artikel seinen auslautenden Vokal einbüßt. Das lat. *Aesculapius* endlich ist ein griechisches Lehnwort und vielleicht volksetymologisch an *aesculus* oder ähnliche Formen angelehnt worden.

zu können' der Infinitiv mit 'um zu' z. B. auch nach einem passiven Verb gesetzt: 'Das Haus wurde verkauft, um die Gläubiger befriedigen zu können'. Nach der älteren Auffassung könnte man hier überall Analogiebildungen annehmen. Ist es aber auch jeweils eine assoziative Fernwirkung? Wenn ja, dann jedenfalls nicht immer eine der Laute.

Angesichts dessen braucht man sich auch nicht zu scheuen, Neubildungen wie *starben* (an Stelle des älteren *sturben*) in doppelter Weise aufzufassen.

Im Gegensatz zu seiner früheren Ansicht hatte Delbrück (S. 110) ja zuerst geglaubt, nach dem Vorgang Wundts sich das neue *starben* so erklären zu müssen, als sei in dem früheren *sturben* nur das *u* mit dem *a* der Einzahl *starb* in Beziehung gebracht und durch es ersetzt worden. Aber Wundt erklärt jetzt (Sprachgesch., S. 63), daß sich nicht bloß Laute, sondern auch Lautgruppen gegenseitig beeinflussen könnten. Darin hat er unzweifelhaft recht. Nach den Beobachtungen, die ich seit längerer Zeit an mir selbst angestellt habe, kann die begriffliche Verbindung in derlei Fällen ganz verschieden sein. Man kann bei der Erzeugung von *starben* das alte *sturben* an die Form *starb* anlehnen und *a* für *u* einsetzen, ebensogut aber auch ohne Rücksicht auf die alte Form allein von *starb* aus nach dem Muster von Paaren wie *gab : gaben, machte : machten* die Bildung *starben* ganz neu schaffen. Ich glaube darum auch, daß Thumb und Marbe in ihrer kürzlich erschienenen Untersuchung über die Analogiebildungen[1]) die Lage der Dinge nicht richtig erkannt haben. Bei den sprachlichen Gebilden hängt die gedankliche Verknüpfung in erster Reihe nicht von ihrem stetigen Inhalt ab, sondern von ihrer zufälligen Verwendung. Nicht weil zwei Wörter an sich begrifflich verwandt sind, beeinflussen sie sich, sondern weil sie in einem gegebenen Augenblicke zusammen ins Bewußtsein treten. Natürlich entwickelt sich durch diesen zufälligen Gebrauch auch eine Art Einübung: Wörter, die

[1]) Experimentelle Untersuchungen über die psychologischen Grundlagen der sprachlichen Analogiebildung. Leipzig 1901.

häufig miteinander verwendet werden, bleiben in einem stärkeren Zusammenhang als solche, die nur zufällig einmal zusammentreten. Aber selbst eine derartige einmalige Verbindung kann schon eine gegenseitige Beeinflussung erzeugen.

In der Einteilung der hierherfallenden Erscheinungen hat Wundt wohl das Richtige getroffen. Jedenfalls mutet zunächst seine Gliederung in grammatische und begriffliche Angleichung mit ihren beiden Unterabteilungen freundlicher an und scheint mir übersichtlicher zu sein als die ungefügere Paulsche Sonderung in eine stoffliche und eine formale Gruppe. Ob in ihr freilich alle Fälle ohne Rest aufgehen, kann man erst entscheiden nach einer längeren Gebrauchsprobe.[1])

Bei der genauen Erklärung des ganzen Vorgangs der Angleichung lehrt Wundt, nachdem er die Wörter in Grundbestandteile und Bildungsteile zerlegt hat, daß bei ihr die Beeinflussung zwar von beiden ausgehe, sich aber nur auf die Beziehungsteile erstrecke (S. 466). Dem fügen sich aber doch offenbar die Thatsachen nicht. Wundt selbst erklärt ital. *greve* (für lat. *gravis*) durch Anlehnung an das Gegenteil *leve,* und ital. *rendere,* franz. *rendre* durch Einwirkung von *prendere, prendre.* Ähnlich wird im Pfälzer Volksmund aus dem Nebeneinander der Bezeichnungen für 'stehlen' *stipsen (stibitzen)* und *gripsen* (oder auch *grapschen*) ein *stripsen* und *stribitzen* gebildet, und ebenso tritt neben das gleichbedeutende *stenzen* auch *strenzen.* Aus älterer Zeit erwähnt man auch schon *heischen;* hier soll auf das ahd. *eiscōn* mhd. *eischen* der Anlaut von *heißen* übertragen worden sein. Als Beziehungsbestandteile kann man die in Betracht kommenden Laute aber

[1]) Bei der Gelegenheit äußert Wundt auch die Ansicht (S. 451), die begrifflichen Angleichungen gehörten einer früheren Zeit der Sprachentwicklung an oder höchstens — bei späterer Entstehung — einer Zeit rascher Umbildung. Ich glaube das nicht. Wundt hat auch keinen Versuch gemacht, es näher zu erweisen, sondern er erschließt es anscheinend aus der zufälligen Thatsache, daß die ihm zu Gebote stehenden Beispiele gerade jenen Zeiten angehören. Mir selbst sind aber solche begrifflichen Umgestaltungen schon häufig mit unterlaufen.

doch kaum auffassen, wenigstens nicht in allen Beispielen. Ist also die Wundtsche Darstellung in diesem Betreff vielleicht doch nicht zu ändern?

Bei der Aufzählung seiner Beispiele führt Wundt die Ersetzung des älteren *buk* durch *backte* auf die danebenliegenden *machte, brachte, lebte, legte* u. s. w. zurück, die Bildung von *pries* anstelle des früheren *preiste* auf *ließ, gab, ging, stand* u. s. w. Es wäre aber gerade noch mehr im Sinne Wundts, wenn man *backte* vor allem auch an *packte, hackte, knackte* anschlösse, und *pries* ebenso an *hieß, blieb, mied* u. s. w. Denn dann kommt zu den andern Beziehungen auch noch der Reim oder die Assonanz, und Wundts Grundsatz ist es ja, möglichst viele Verknüpfungen zu gleicher Zeit einspielen zu lassen.[1])

5. An die Behandlung der assoziativen Fernewirkungen der Laute reiht Wundt eine Darstellung der lautlichen und begrifflichen Verknüpfungen, die stattfinden bei Wortentlehnungen. Sie ist gründlich und lehrreich, an einer Stelle aber, wie mir scheint, unnötigerweise etwas gar zu genau. Es handelt sich um den Ausdruck 'Volksetymologie', mit dem man bisher häufig die begriffliche und lautliche Umbildung der Lehnwörter bezeichnet hatte. Wundt meint, die Volksetymologie hätte mit der wahren Etymologie nichts zu thun. Der wahre Etymologe suche ein Wort auf ein verloren gegangenes oder wenigstens aus dem Bewußtsein verschwundenes Stammwort von irgendwie verwandter Bedeutung zurückzuführen; die Volksetymologie setze umgekehrt ein Wort mit bekannter Bedeutung an die Stelle eines andern, wodurch

[1]) An Kleinigkeiten ist nur anzumerken, daß εἴημεν sich zu Unrecht mit ἔβημεν und ἔσβημεν als Plural des 'Imperfekts' zusammengefunden hat (S. 455). Auf S. 463 muß es zu Beginn des zweiten Absatzes doch wohl heißen: „Um die Wirkungen, die aus solchen den sprachlichen Analogiebildungen zu Grunde liegenden psychischen Assimilationen hervorgehen, richtig zu würdigen, muß man bedenken". Ist endlich in der übersichtlichen Darstellung der Angleichung durch Begriffsverwandtschaft (Typus III auf S. 468) nicht vielleicht *a b s t* zu lesen für α β *s t*?

dieses zugleich mehr oder weniger in seiner Bedeutung verändert werde. So braucht man den Unterschied doch nicht auf die Spitze zu treiben. Der volkstümliche Verstand geht nicht immer von dem bekannten Wort aus, sondern, wie der richtige Etymologe, von dem neuaufgenommenen fremden und deutet dies durch Anlehnung an ein bekanntes einheimisches. So kann sogar ein Wort seit längerer Zeit in einer Sprache heimisch geworden sein, ohne daß sich die Volksetymologie mit ihm beschäftigt. Von einer andern Seite betrachtet als der Wundtschen, unterscheidet sich die Volksetymologie von der wissenschaftlichen nur dadurch, daß jene einem Vergleichspunkt zustrebt, der bekannt oder unbekannt ist, diese immer einem bekannten. Beide suchen doch gleicherweise die Deutung von etwas Unklarem. Daß die Bedeutung des zu erklärenden Wortes durch die Rücksicht auf das Ziel des Vergleichs etwas verschoben wird, kommt nicht nur bei der Einführung eines nach Laut und Bedeutung fremden Wortes vor, sondern auch bei ganz bekannten einheimischen. Sie müssen nur im Wortschatz etwas allein stehen. Man denke nur an nhd. Beispiele wie *Entgelt, selig, zuguterletzt,* aber auch an *mutterseelenallein* mit seinen unsinnigen Erklärungen, ferner an *Sprüchwort* mit seinem *ü* u. a. m.

Allerdings ist nicht ganz klar, ob Wundt derartige Fälle nicht in seine Darstellung miteinbegreift. Aus der Wahl der Beispiele könnte man das vermuten. Er erwähnt als umgedeutet *Sündflut, Friedhof, den Rang ablaufen, Maulwurf* und *Leinwand.* Aber er redet doch immer nur von Wortentlehnungen, seien es im einzelnen auch Entlehnungen aus einer fremden Sprache oder aus einer älteren Entwicklung einer Sprache. Inwiefern das auf die genannten Wörter zutreffe, wäre doch erst zu erweisen, und ob man das heute schon kann, dazu müßte man über jedes der Beispiele eine so eingehende Geschichte besitzen, wie sie Kluge von dem Wort *Heimweh* geschrieben hat. Das Wort *Rang* z. B. ist in der Pfalz wenigstens ganz volkstümlich, und hier erklärt sich auch die Abweichung von der zu erwartenden Form *Rank* einfach aus der beliebten Verbindung *den Rank kriegen.*

Auch über die Verbreitung der volksetymologischen Wortveränderungen hätte Wundt noch etwas vorsichtiger urteilen dürfen, als er schon gethan hat (S. 484). Daß er das Deutsche für besonders reich hält in dieser Hinsicht, kommt offenbar daher, daß er das Deutsche am besten kennt. Nach meiner Erfahrung weist aber das Französische z. B. — zunächst ohne Vergleich gesagt — sicherlich auch sehr viele hierherzurechnende Fälle auf. Ich verweise nur auf das, was ich über die Zahl und Art dieser Entstellungen in der Mundart von Nizza ausgeführt habe[1]); Beispiele aus dem pikardischen Volksmund habe ich in einer Abhandlung zusammengestellt in Gröbers Zeitschrift für romanische Philologie.[2]) Von den Entlehnungen, die zwischen Nord- und Südfranzösisch stattgefunden haben, will ich erst gar nicht reden.

Darnach läßt sich auch ermessen, daß es in alter Zeit nicht viel anders gewesen sein wird. Wundt schreibt der älteren Zeit einen geringeren Einfluß der Volksetymologie zu, weil er hier die dafür notwendigen besonderen Bedingungen der Kulturentwicklung nicht in solchem Maße vorfindet. Man braucht aber nur an die merkwürdigen Worterklärungen zu denken, welche lateinische und griechische Schriftsteller und Schriftstellererklärer in die Welt gesetzt haben, um einen Begriff zu bekommen, was für Vorstellungen über diese Dinge geherrscht haben mögen in den Köpfen der Ungebildeten. Und wie gering ist die Kenntnis, die wir von der Sprache der alten Griechen und Römer haben, besonders von ihrer Alltagsrede, im Vergleich mit unserem Wissen von den heutigen Kultursprachen. Überdies unterschätzt Wundt wohl auch die Verkehrsbeziehungen und die Kulturbeeinflussungen der älteren Zeit.[3]) Auf diese fällt ja heute durch die Ausgrabungen

[1]) Romanische Forschungen 11, 334ff.

[2]) Band 26, S. 274ff.

[3]) Sprachlich lassen sich diese ganz deutlich nachweisen an Fremdwörtern, wie sie für das Griechische u. a. H. Lewy (Die semitischen Fremdwörter im Griechischen) und für das Lateinische O. Weise zusammengestellt hat (Griech. Wörter im Lat.). Über vorgeschichtliche Wanderungen von Kulturgegenständen und -Wörtern handelt

immer helleres Licht und zeigt sie in einer Ausdehnung, von der wohl selbst Schliemann noch keine Ahnung hatte.[1])

V.
Die Wortbildung.

1. Den Abschnitt über die Wortbildung eröffnet Wundt mit einer ausführlichen Darlegung der „psychophysischen Bedingungen der Wortbildung". Darin redet er mehrmals (S. 504, 507, 517) von der Art, wie die Wörter von Geisteskranken und von Gesunden vergessen werden. Er meint, die Bezeichnungen für greifbare Dinge schwänden leichter aus dem Gedächtnis als die Ausdrücke für abstrakte Begriffe, und er ordnet von diesem Gesichtspunkt aus die verschiedenen Wortarten sogar in eine fortlaufende Reihe, die mit den Eigennamen bestimmter Personen beginnt und mit den Interjektionen und den abstrakten Partikeln endet, und in der von den Hauptwortarten jedenfalls Substantive, Adjektive und Verba hintereinander stehen. Woran kann man die Größe dieses Beharrungsvermögens aber messen? Bei der Feststellung der Zahl der Gegenstandsbezeichnungen dienen ja die Gegenstände selbst zur Vergleichung. Bei den Abstrakten fehlt eine derartige Unterlage um so mehr, als man bei den einzelnen Menschen

besonders von Bradke in seinem Buch über Methode und Ergebnisse der arischen Altertumswissenschaft sowie V. Hehn.

[1]) Unter den im Lauf der Darstellung angeführten Beispielen ist statt *fenestrum* vielmehr *fenestra* zu schreiben (S. 474) und nach *signum* noch einzufügen *signale* (S. 475). Für *mus montanus* 'Murmeltier' wäre eher ein Casus obliquus oder der Plural zu setzen (*murem montanum*), weil dann das *r* erklärt wird (S. 483). *Rang, Rank* heißt nicht 'Nebenweg', sondern 'Weghiegung', und 'einem den Rang ablaufen' sagt man von dem Abschneiden einer solchen Biegung (ebd.). Das ahd. Wort für 'stoßen' lautet *bōzan*, das mittelhochdeutsche für 'Maulwurf' meist *moltwërfe* (ebd.). Daß 'pudelnaß' eigentlich sei 'naß wie eine Pfütze (Pfudel)', glaube ich nicht (S. 481).

den Bereich der abstrakten Vorstellungen als ganz verschieden ansehen muß. Hier sucht denn auch der gesunde Mensch beim Sprechen nach einem Ausdruck, ohne unterscheiden zu können, ob er ihn gewußt hat oder nicht; für sein einstiges Vorhandensein spricht unter Umständen nur das begleitende Gefühl. Auf Grund meiner Erfahrung möchte ich vielmehr vermuten, daß die Festigkeit, mit der ein Wort im Bewußtsein haftet, nicht bloß von der Größe seiner Nichtgegenständlichkeit abhängt, sondern auch von der Häufigkeit, mit der es erzeugt wird. Das zeigt sich deutlich innerhalb einer und derselben Wortart. Daß ich die Namen bekannter Personen vergäße, kann ich von mir nicht sagen; mir entfallen nur solche Namen, die ich lange nicht in den Mund genommen habe. Ähnlich wird auf dem Verbalgebiet einem Landmann ein anschaulicher Begriff wie 'stutzen (mit den Hörnern), gackern, wiehern' doch leichter zur Hand sein als die mehr geistigen wie 'begegnen, zählen, dichten'. Nur kann er hier seine Verlegenheit durch Umschreibung besser verdecken. Die Wichtigkeit des Gebrauchs zeigt sich aber auch bei dem Verhältnis zweier verschiedener Wortarten. Über seltenere Adjektive wie 'schmächtig, gedrungen, gewiegt' verfügt man nicht so sicher als über häufige Hauptwörter wie 'Leib, Treppe, Tisch'. Es kreuzt sich in dieser Hinsicht wohl der Gesichtspunkt der Einübung mit dem der Anschaulichkeit. Diese Häufigkeit des Gebrauchs berücksichtigt Wundt merkwürdigerweise, wie es scheint, nur bei den Partikeln. Warum nicht auch sonst?

Zur Erklärung der Verschiedenheit des Beharrungsvermögens bezieht sich Wundt auf die Thatsache, daß die einzelnen Begriffsseiten einer Vorstellung im Bewußtsein miteinander verknüpft sind, und eine verblassende durch eine andere deutliche ersetzt werden könne. Und von seinem Standpunkt aus hält er besonders die sinnliche Anschauung für dazu angethan, einzutreten für das lautliche Bild. Das Vorhandensein der Verknüpfung wird ja allerdings sichergestellt durch verschiedene Gewohnheiten auch der Gesunden. Ungebildete und im Reden nicht geübte Leute können entlegene Ausdrücke nur finden durch Zuhülfenahme von Geberden oder durch Betasten des

Gegenstandes, den sie beschreiben müssen. Aber auch Gebildete erläutern gern den Begriff 'kompakt' durch die Handbewegung des Umspannens und Zusammendrückens und den Begriff 'Rätsche' etwa durch Andeutung der Drehung, mit der man das genannte Gerät handhabt. Aber das kommt nicht von der Anschaulichkeit her, sondern von der Seltenheit des Gebrauchs.

Wenn ein gewöhnlicher Mensch die Bezeichnung für eine Sache vergißt, die ihn nahe angeht, müssen noch ganz besondere Bedingungen ins Spiel kommen: seine Aufmerksamkeit muß nach einer Seite so in Anspruch genommen werden, daß seine sonstige Denkthätigkeit lahm gelegt wird. Beim Vorstellen zweier Bekannten vergißt man über einer verblüffenden Eigenheit des einen leicht den seit Jahren geläufigen Namen des andern. Darum hatte auch bei dem Heidelberger Universitätsjubiläum im Jahr 1886 das Mitglied des studentischen Ausschusses, das von der Großherzogin von Baden nach seinem Namen und nach seinem Fachstudium gefragt wurde, infolge der Ungewohntheit der Lage dieses beides vollständig, anderes ihm ferner Liegendes aber gar nicht vergessen.

2. Nach einer weiteren Darlegung über die Psychologie der Wortvorstellungen handelt Wundt von der Stellung des Wortes in der Sprache, und er bespricht dabei vor allem das Verhältnis des Wortes zur Wurzel und das Verhältnis zum Satz.

a. Seine Ausführungen über die Wurzeln ermangeln aber zum Teil des Untergrundes. Sie sollen vor allem die Ansicht als unhaltbar erweisen, als hätten die Wurzeln jemals ein selbständiges Dasein geführt. Der erste Grund aber, den er ins Feld führt, das Vorhandensein einzelsprachlicher, also rein griechischer, germanischer, altindischer Wurzeln, hält schon nicht Stich. Von diesen Sonderwurzeln können einige, so wie Wundt will, erst nach der Völkertrennung in fertigen Wortformen durch Lautgeberden neugeschaffen worden sein; andere mögen die Indogermanen ebenfalls wieder in fertigen Wortformen aus den Sprachen der Urbevölkerung herübergenommen haben, mit denen sie sich vermischten. Ein gutes Teil kann

aber auch in die idg. Urzeit zurückgehen. Wundt leugnet diese Möglichkeit mit dem Hinweis, die idg. Ursprache müßte dann wortreicher gewesen sein als ihre hochentwickelten Tochtersprachen, was nicht angehe. Aber man schreibt ja dieser Ursprache schon seit längerer Zeit landschaftliche Unterschiede zu: diese Unterschiede bezogen sich nicht bloß auf die Lautgestaltung und die Wortformen, sondern auch auf den Wortschatz. Das heutige Deutsch enthält eine große Menge von Wörtern, die nicht jedem Einwohner des deutschen Landes geläufig sind; der eine bezeichnet denselben Gewerbetreibenden als *Fleischer*, den der andere *Schlachter*, *Metzger* oder *Wurstler* nennt. Ebenso gehörten viele jetzt nur in Spanien oder nur in Frankreich übliche Wörter dem Latein an, wenn sie auch nicht in Rom, sondern nur in der Gegend von Bordeaux, Rouen oder von Cartagena, Cadix üblich waren. Die Frage, wie diese Unterschiede zu erklären seien, geht uns hier nichts an; genug, daß sie vorhanden waren. Sodann soll der Umstand, daß die einzelsprachlichen Wurzelverzeichnisse mehr oder weniger nur Verbalwurzeln enthielten, nach Wundt in Widerstreit stehen mit der Thatsache, daß die Sprache früher eher nominal aufgebaut gewesen sei als verbal; aber auch der Einwand besagt nicht viel. Einmal ist hier wirklich oft gefehlt worden, und man hat einem Vorurteil zulieb manch einer Wortgruppe ein Verbum zu grunde gelegt, wo vernünftigerweise nur ein Nomen am Platz gewesen wäre. Sodann sammeln aber die einzelsprachlichen Wurzelverzeichnisse nur die Wurzeln, die einen größeren Verwandtenkreis haben. Hierbei kommen nun die Verbalableitungen schon deswegen mehr in Betracht, weil sie älter, vielgestaltiger und weniger durchsichtig sind. Nominalableitungen finden sich zwar auch, aber sie werden weniger berücksichtigt, weil ihre Bildung oft jünger und meist klar ist, und weil sie deshalb für ein Wörterbuch, das in erster Linie vergleicht, weniger Wert haben. Noch mehr aber fällt ins Gewicht, daß bei einer derartigen Zusammenstellung viele und oft sehr alte Nomina von vornherein ausgeschlossen bleiben, sobald sie keinen weiteren Anhang haben, zumal wenn sich der Sammler von dem erwähnten Vorurteil leiten läßt. Hinsicht-

lich der Bedeutung hat Wundt eher recht. Man hat den Verben der Ursprache durchgängig einen viel zu allgemeinen, farblosen Sinn zugeschrieben, und thut es noch in unseren Tagen. Dagegen irrt Wundt doch wohl, wenn er glaubt, man könne leichter ein Adjektiv in ein Verbum verwandeln als umgekehrt; von den Verben kommen da doch die Partizipien. Mit der Frage der Selbständigkeit der Wurzeln hat das aber nichts zu thun.

Dieses Dasein der Wurzel zu leugnen, sehe ich keinen Grund. Was später in einer Wortfamilie Bedeutungskern war, kann gut in früherer Zeit einmal ein Wort für sich gewesen sein. Wenn man das heutige Deutsch, das heutige Französisch oder eine ähnliche Sprache ins Auge faßt, so findet man eine Menge Lautgebilde vor, die selbständige Wörter sind und doch einer ganzen Reihe anderer Formen zu Grunde liegen: man denke nur an deutsch *Dank (danken, dankbar), Werk (wirken* und *wirksam), Furcht (fürchten, furchtbar, fürchterlich),* französisch *chant (chanter, chanteur, enchanter)* und dgl. Ferner gibt es Fälle, wo ein solches Grundwort jetzt in der Sprache nicht mehr lebendig ist, aber es war in einer früheren Zeit: vgl. nhd. *hurtig* neben mhd. *hurt* 'Anrennen, Anprall', *Gesinde* und *Gesindel* neben ahd. *sind* 'Heereszug' und ähnl. So kann es auch in noch weiter zurückliegenden Zeiträumen gewesen sein: vgl. got. *jains* 'jener' als mutmaßliche Ableitung eines untergegangenen Adverbiums *jai* 'dort'. Natürlich darf man nicht jeden Bedeutungskern ohne weiteres in der Form für früher selbständig erklären, in der man ihn aus einer Wortsippe erschlossen hat. Das von Delbrück (S. 116) angezogene Beispiel des franz. *rouler* zeigt, in welche Irrtümer man dabei verfallen könnte. Aber an dem Grundsatz der Erschließbarkeit selbst ändert ein derartiger ungeschichtlicher Fehlgriff nichts. Übrigens haben die älteren Sprachforscher die Selbständigkeit des Wurzelkerns auch nicht ohne Einschränkung verkündet; Georg Curtius[1]) sagt ausdrücklich nur, 'wenigstens viele' der aus den späteren Einzelsprachen erschließbaren Wurzelformen könnten einmal wirkliche Wörter gewesen sein.

[1]) Grundz. [5] S. 45.

Man sieht nun auch nicht ein, warum es im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende langen Entwicklung nicht irgend einmal eine Zeit gegeben haben könne, wo die idg. Ursprache aus lauter einsilbigen Wörtern bestand, wie etwa heute das Chinesische. Diese Wörter sind natürlich nicht, wie Max Müller es einst von seinen Wurzelwörtern annahm[1], die letzten sprachlichen Thatsachen, die nun der Physiologe oder Psychologe unmittelbar auf eine durch die fünf Sinne hervorgerufene Reflexbewegung der motorischen Nerven der Sprechwerkzeuge zurückführen könnte; sondern sie mochten selbst aus viel verwickelteren Gebilden zusammengeschmolzen sein; für die Sprachen der folgenden Jahrhunderte konnten sie doch die Stelle von Wurzelwörtern vertreten.

Delbrück hatte kürzlich sich dahin vernehmen lassen (S. 119), diese alten Wurzelwörter könnten aus den langen Lautgebilden hervorgegangen sein, die Jespersen als Urform der Sprache und des Satzes ansieht; aber Wundt hat ihm jetzt hierin lebhaft widersprochen (Sprach. S. 85). Wie ich meine, mit vollem Recht. Zwischen der Jespersenschen Ursprache und unseren Wurzelwörtern liegt eine lange Entwicklung. Wenn der Mensch wirklich zuerst ein langes Lautgebilde erzeugt hat, so war dies nur ein Satzäquivalent und kein Satz; daraus entsprangen vielleicht kürzere Stücke, die auch nur Satzwörter waren. Diese Wörter brauchten noch gar nicht etwa die einsilbigen zu sein, die man gleichzeitig für Wurzelwörter ausgeben dürfte; sondern sie mögen erst mehrsilbige, vollere Formen gewesen sein und sich erst im Laufe langer Zeit zu den einsilbigen Gebilden verdichtet haben, die wir von unserem Standpunkt aus als Wurzelwörter erschließen.

b. Zwischen Wort und Satz sind nach Wundt die Grenzen fließend. Das ist nicht zu bezweifeln, und darum vielleicht stellt Wundt auch nirgends begrifflich fest, was das Wort eigentlich sei. Wenn er dennoch im folgenden die Sprachen unterscheidet nach der Art, wie sie den Satz in Worte gliedern, so scheint mir das nicht hinreichend be-

[1]) Wissenschaft der Sprache 2, 356.

gründet. Offenbar richtet er sich dabei zunächst nach der allgemeinen Form der Satzbildung: bei dem nominalen Aufbau der Sätze sind die Wortgrenzen klarer zu bestimmen als bei der verbalen Ausdrucksweise. Dennoch liegt das Türkische, dessen Verbum nicht bloß Aktivum, Passivum und Zeitbestimmungen der Handlung, sondern auch reflexive, kausative und iterative Beziehungen durch besondere Lautteile ausdrückt, die mit dem Verbum verbunden werden, nicht sehr weit entfernt vom Semitischen; obwohl das einer ganz anders gearteten Sprachgruppe angehört, hat es Vorsilben für das Passiv, das Reflexiv, das Kausativ und die Dauerhandlung und Nachsilben für mindestens eine pronominale Ergänzung. Die eine Form geht also auch hier wieder nur allmählich in die andere über.

Bei der Betrachtung unserer Kultursprachen richtet sich Wundt, wie schon früher angedeutet wurde (S. 10f.), nach meinem Dafürhalten zu sehr nach der Schrift: ein lat. *amavi* ist ihm deshalb ein Wort, das franz. *j'ai aimé* dagegen eine Verbindung von dreien. Man kann versucht sein, für diese Ansicht geltend zu machen, in anderen Sätzen könnten diese Teile umgestellt oder durch Einschiebsel getrennt werden: *ai-je aimé, je n'ai pas aimé.* Aber das scheint mir nicht beweiskräftig. Für das Gefühl der alten Griechen unterschieden sich nach allgemeiner Auffassung attisches πεπαίδευται und πεπαίδευνται, homerisches ἀπόλοιτο und ἀπολοίατο ja nicht etwa durch das Mehr eines eingeschobenen ν oder α, sondern mindestens durch den ganzen Ausgang, und ebensowenig trat etwa im altindischen *yunájmi* das *a* mitten in den Stamm, während es in *yuñjmás* wegblieb. In derselben Weise muß man aber auch die neueren Formen auffassen; man kann höchstens sagen, *aimé* sei bald einmal mit *j'ai,* das zweite Mal mit *ai-je,* das dritte Mal mit *je n'ai pas* verbunden; diese treten ja auch sonst als fertiges Ganzes mit andern Zeitwörtern zusammen. Noch besser aber ist, man zerlegt diese Ausdrücke gar nicht; denn das ist im Grunde nur ein altes Überbleibsel von der Anschauung, der Satz werde gebildet durch Zusammensetzung von Wörtern. Wo derartige Stellungsänderungen unmöglich sind wie in *de moi* und *à moi,* drängt sich dem Gefühl die Einheitlichkeit noch viel leichter

auf. Daher werden diese Gebilde auch viel leichter in der Schrift als Einheit wiedergegeben.

Wundt rühmt der Neuzeit zwar nur nach, daß sie das Satzganze mehr und mehr zergliedere und die Redeteile scheide. Aber sie fügt ebenso sicher und wahrscheinlich auch ebenso leicht zusammen. Bei franz. *j'aurai, je serais* und seinen Entsprechungen in den andern romanischen Sprachen, bei *avant, devant*, bei *amont, aval (avaler), acompte* und unzähligen andern Formen, ebenso bei deutschem *anfangen, wiederkehren, heimfahren, anstatt, zugrunde, insgesamt, insbesondere, sintemal* zeigt das schon die Schrift. Sonst beweist es oft die Wortbildung: Formen wie *Indienststellung, Zurruhesetzung, die Los von Rom-Bewegung*, engl. *penny a liner;* aber auch das deutsche volkstümliche *ein dürrer Zwetschgenhändler, dreistöckiger Hausbesitzer* wären sonst undenkbar.

Die Möglichkeit, die Teile einer Gruppe unter Umständen auch anders anzuordnen, gibt dem Gefühle auch keine so sichere Handhabe, wie man oft meint. Das veranschaulichen Verstöße im Deutschen wie *nasgeführt* (für *genasführt), radegebrecht, mißgehandelt* und Neuerungen im Französischen wie *il s'est en allé, nous avons-t'il?* (für *avons-nous?*, gebildet nach dem Muster des Nebeneinanders von *Le père part* und *Le père part-il?*) Auch die fehlerhafte Form des Eigenschaftswortes in den schon genannten Verbindungen *ein dürrer Zwetschgenhändler, die Armesünderglocke* und die heute einreißenden Ungenauigkeiten der Schreibung wie *Voll und Kindermilch, Herren Schwimm und Badeanstalt* reden eine deutliche Sprache. Darum trennen bei der Gegenüberstellung von Gegensätzen manche auch da, wo nicht getrennt werden sollte, wie jener Heidelberger Gerichtsvollzieher, der *Mo- und Immobilien* zur Versteigerung ausschrieb.

Die heute übliche Worttrennung ist, wie es scheint, sicher zu einem guten Teil ein Ergebnis der Schreibung. Die Romanen knüpften an das Lateinische an: alles, was einem lateinischen Einzelwort entsprach, wurde auch bei ihnen als ein Wort geschrieben, soweit es durchsichtig war. Im ältesten Deutsch wird die lateinische Entsprechung von Einfluß gewesen

sein, so daß man zusammenschrieb ahd. *puochkoumil* 'bibliothecarius'. In der späteren Zeit wurde alles das als ein besonderes Wort geschrieben, was in verschiedener Verbindung vorkam; daher trennte man damals viel mehr als heute.

Erst in neuerer Zeit hat man bei uns durch die Zusammenschreibung wieder den logischen Zusammenhang ausdrücken wollen, während der Franzose meistens zu dem Bindestrich seine Zuflucht nahm. Daher steht im Wessobrunner Gebet nebeneinander *firi wizzo, za widar stantanne* und *ufhimil, niwas, niliuhta;* aus der ersten Zeit des Buchdrucks stammt *fore nam* (Salomon und Morolf, 1469), *geheimnus deutungen* und *nach drucken* (Fischart), aus dem 18. Jh. *Göttinger Taschen Calender* (Lichtenberg, 1778—83) u. s. w.

Die Thatsache der Wortgliederung selbst will ich damit nicht leugnen. Nur meine ich, geht sie nicht so ins einzelne, wie die Schrift vermuten läßt, sondern sie beschränkt sich auf die wichtigsten Wortklassen, zunächst auf die, die in der Außenwelt ihre Unterlage haben, auf Substantive, Adjektive und Verba, sowie einige anschauliche Adverbien; Beziehungsbegriffe dagegen erfaßt sie nicht.

Den Satz erklärt Wundt für ein abgeschlossenes Ganze. Natürlich ist das nur bedingt richtig. Denn man kann sich mehrere Sätze hintereinander ausgesprochen denken, die alle zu einander in Beziehung stehen, und die in der Vorstellung schon alle lebendig waren, als man begann, den ersten auszusprechen. Sätze mit 'daher, denn, trotzdem' können dahin gehören, und gerade bei diesen beweist die oft eintretende Verschiebung des inneren Zusammenhangs die Einheit der beiden Teile: aus *Er kam nicht denn; er war krank* wird *Er kam nicht, denn er war krank.* Ebenso werden ursprüngliche Hauptsätze ja nur dadurch zu Nebensätzen, daß sie als zusammengehörig gefühlt werden *(Ich höre das: er hustet = Ich höre, daß er hustet).*

3. Neubildung von Wörtern. a. Wörter werden nach Wundt in allen Sprachen auch heute noch fortwährend neugebildet, von Gelehrten nicht nur, sondern auch vom Volk. Die volkstümlichen Schöpfungen, die viel lehrreicher, aber auch

viel schwerer zu beobachten und zu beurteilen sind als die Gelehrtenbildungen, schließen sich in der Lautgestalt — und zwar in Stamm und Endung — gewöhnlich an schon vorhandene bedeutungsverwandte Formen an und sind großenteils die Ergebnisse von Lautgeberden oder Lautmetaphern. Wenn diese Darlegungen im allgemeinen wohl auch das Richtige treffen, so sind doch die Beispiele, die sie veranschaulichen sollen, recht dürftig und wenig beweiskräftig. Das *baumeln, bammeln, bimmeln, bummeln, bambeln* und *pampeln* als Glieder einer Reihe zusammengehören sollen, ist mir noch nicht so ohne weiteres klar; mindestens bedürfte das Verhältnis der Form und die Verschiedenheit der Bedeutung noch einer Erläuterung. Zunächst kann *baumeln* ganz selbständig aufgekommen und — zuerst mit einem scherzhaften Beigeschmack — von einem Menschen gebraucht worden sein, der an einem 'Baum' gehenkt werden sollte; in dieser Bedeutung ist es auch am frühesten überliefert. *Bammeln* und *bimmeln* sind jedenfalls von den beiden lautnachahmenden Bezeichnungen des Glockenklanges ausgegangen, von *bam bam* und *bim bim*; aber es wäre zu erwägen, ob sie nicht mit *bambeln* und *pampeln* in einem recht nahen Verhältnis stehen. Von diesen scheint mir *pampeln* nur eine überflüssige Verschriftsprachlichung des volksmäßigen *bambeln* zu sein; *bambeln* selbst aber, neben dem auch *bimbeln* vorkommt, sowie ein Bewirkungswort *bembeln*, geht zurück auf eine Nebenform der erwähnten Klangbezeichnung *bamp*, gerade so wie *bimbeln* von *bimp* ausgeht. Möglicherweise sind aber *bammeln* und *bimmeln* auch unmittelbar aus *bambeln* und *bimbeln* entsprossen, entsprechend dem Übergang von mhd. *lember* und *tumber* in nhd. *Lämmer* und *dummer*. Wenn *bummeln* trotz seiner etwas abweichenden Bedeutung wirklich hierher gehören sollte, so läge ihm das lautbezeichnende *bum(p)* zugrunde.

Zwei Möglichkeiten der Entstehung sind übrigens bei den hier in Rede stehenden Wortreihen immer ins Auge zu fassen: die mundartliche Mischung und die Spaltung einer ursprünglich einzigen, aber lautlich nicht einheitlichen Formengruppe in zwei. Sehr leicht stellt sich etwas in der Schriftsprache als eine Reihe dar, was im Volksmunde über ganz verschiedene

Gegenden verteilt ist. Wenn dann die Gebildeten auch die sämtlichen Formen einträchtig nebeneinander gebrauchen, so ist die Reihe doch künstlich erzeugt, und es werden in die Bedeutung erst nachträglich Unterschiede hineingelegt, nicht nur im Anschluß an die Lautform, sondern auch sozusagen zu ihrer Erklärung und Rechtfertigung. Das zeigen sehr deutlich Formen der Pfälzer Volkssprache, an denen sich gleichzeitig die vorhin erwähnte zweite Möglichkeit der Entstehung dieser Reihen beobachten läßt, die Spaltung einer Gruppe in zwei. Im Pfälzer Volksmund wird nämlich zu den Wörtern *bollern* ('poltern'), *klappern, tatschen, platschen, patschen* und ähnlichen von der umgelauteten 2. und 3. Sing. aus jeweils eine umgelautete Nebenform gestellt *(bellern, kleppern, tetschen, pletschen, petschen).* Davon haben sich einige Paare auch schon merklich in der Bedeutung gespalten, andere aber noch nicht. Sobald man aber zwei solche ungeschiedene Glieder allein ins Auge faßt und vergleicht, ist man versucht, einen Unterschied sozusagen in sie hineinzufühlen, und zwar ganz in der Art, wie Wundt es liebt.

Das Nebeneinander von *bammeln* und *bimmeln* vergleicht Wundt auch noch mit der Doppelheit von γλάφω und γλύφω, *scalpo* und *sculpo, schaffen* und *schöpfen.* Abgesehen davon, daß γλάφω selten und nur Hesiod eigen ist, sieht man nicht recht ein, wie hier überall das Verhältnis gleich sei nach Laut und Bedeutung. Während *scalpo : sculpo* Ablaut enthält, ist *schöpfen* (für älteres *schepfen)* die umgelautete Nebenform von *schaffen;* γλύφω aber ist neben γλάφω auch heute noch nicht erklärbar. In der Bedeutung berühren sich zwar γλύφω und *sculpo,* aber doch nicht *(Wasser) schöpfen.* Für den Unbefangenen fügt sich allein *bammeln : bimmeln* zwanglos der Wundtschen Anschauung.

b. Bei den gelehrten Neubildungen handelt es sich nach Wundt um die Herübernahme und Umdeutung von Fremdwörtern, sowie um deren Übersetzung. Daß die Umdeutung, die auch hier weniger in Betracht kommt, vornehmlich in der älteren Zeit und durch das Volk besorgt worden sei, die Übersetzung durch Gelehrte in der jüngeren, halte ich für zu viel

gesagt. Das scheint nur so, weil wir dort den Weg der Entwicklung nicht mehr verfolgen können, während er uns hier noch sichtbar vor Augen liegt. In der älteren Zeit wurden die fremden Wörter auch wohl meist von dem gebildeten Teile des Volkes übernommen, den Geistlichen und Kunsthandwerkern, was ja zunächst dasselbe war, und von diesen erst wieder an die unteren Schichten weitergegeben. Und umgekehrt gehen später und noch heute wohl mindestens ebensoviele Fremdwörter durch das ungelehrte Volk in die wirkliche Sprache, die Sprache der breiten Masse ein, als durch die Gelehrten. Man denke nur an die Ausdrücke des Kriegswesens, des Handels, der Küche, der Zuckerbäckerei u. dgl.

Auch für die Übersetzungen will Wundt einen zeitlichen Unterschied aufstellen: die ältere Zeit habe treuer übersetzt, weil die weniger ausgebildete Sprache sich von außen leichter habe beeinflussen lassen. Wenn das nur nicht allein von den Persönlichkeiten abhängt, die Wundt in Betracht zieht, 'Notker und Christian Wolff! Ist vielleicht ein so großer Fortschritt eingetreten von Fischart bis zu den Angehörigen des Schlesischen Dichterkreises oder von diesen auf die Bestrebungen der heutigen Zeit? Wie erklärte sich auch sonst die Thatsache, daß gleichzeitig lebende Schriftsteller darin nicht gleich Treffliches leisten. Man halte neben Wolff nur die Übersetzungen der neueren deutschen Sprachlehrer, wie *Beiwort, Vorwort, Bindewort, Beifügung* (neben dem freieren *Zeitwort, Nennform, Mittelwort*), ferner die Ausdrücke der Buchführung *Soll* und *Haben* für *Debet* und *Credit,* das *Anwünschen* des badischen Landrechts für *adoptare,* gar nicht zu reden von den unzähligen Schiefheiten heutiger schriftstellernder Übersetzer und Zeitungsschreiber wie 'Der eingebildete Kranke' für *Le Malade imaginaire,* 'Halbwelt' für *Demi-monde,* 'auf dem Laufenden sein' für *être au courant* und dergl. mehr. Daß man besonders dem Französischen auch heute noch sehr unselbständig gegenübersteht, beklagt ausdrücklich auch ein Sachverständiger wie Wilhelm Münch.[1])

[1]) Zur Kunst des Übersetzens aus dem Franz. (Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst[2] S. 168 Anm.)

Unter seinen Beispielen hat Wundt auch ein immer wiederkehrendes falsch beurteilt, *Bewußtsein*. Wenn Wolff damit 'conscientia' übertragen hat, so hat er sich nicht an Wörter angelehnt mit dem Präfix *be-*, wie *Begriff*, sondern er hat nur sehr geschickt ein schon lange vorher, z. B. schon bei Luther übliches Adjektiv *bewußt* (oberdeutsch *bewißt*) mit *sein* zusammengesetzt; daher schreibt er auch noch immer getrennt 'Bewußt sein'.

4. Wortbildung durch Lautverdoppelung. a) Die Lautverdoppelung schreibt Wundt den ersten Anfängen der Wortbildung zu. Nun lehrt er aber sonst, der Satz sei dem Wort vorausgegangen, das Wort sei erst aus der Gliederung des Satzes entstanden. Wie verhält sich also das aus dem Satz entwickelte Wort zu dem selbständig durch Lautverdoppelung entstandenen? Die letztere zeigt sich ja in der Kindersprache, und man kann sich vorstellen, daß sie auch von dem Urmenschen angewandt worden sei. Es würde sich dann aber nur um Satzäquivalente handeln, noch nicht um vollständige Sätze im eigentlichen Sinn. Freilich könnte auch in diesen wohl die Lautwiederholung wirksam geworden sein.

Des weiteren erklärt Wundt die Lautwiederholung für wesensgleich mit der Wortwiederholung, weil sie beide die nämlichen Begriffsveränderungen anzeigten. Aus den folgenden Abschnitten, auf die hier schon hätte verwiesen werden dürfen, kann man die Wesensgleichheit der beiden Erscheinungen zur Not ersehen; ob aber auch den Altersunterschied, ist doch fraglich. Man könnte sich ebensogut vorstellen, die Lautwiederholung sei erst nachträglich aus der Wortwiederholung hervorgegangen, etwa durch eine Schwächung und Vereinfachung der Wortgestalt. Etwas Derartiges scheint Wundt zwar gleich darauf auch selbst anzudeuten, wo er die Reduplikation aus der Wortwiederholung ableitet. Aber er vermischt die Reduplikation doch nicht mit der Lautwiederholung. Er vergleicht das Nebeneinander der Lautwiederholung und der Wortwiederholung mit der Doppelheit der Wortwiederholung und der Reduplikation nur als zwei ähnliche Verhält-

nisse, nennt die Lautwiederholung aber ausdrücklich die ältere Erscheinung, die Reduplikation die jüngere. Ich meine aber, man muß doch anders trennen: es gibt offenbar Lautwiederholungen, die älter sind als die Reduplikation; diese sind aber mit der Wortwiederholung nicht wesensgleich, oder höchstens nur in Einzelheiten und in Nebensächlichem; sobald Wesensgleichheit vorliegt, ist die Erscheinung von der Reduplikation zeitlich nicht mehr auseinanderzuhalten.

Wie erwähnt, leitet Wundt die Reduplikation aus einer vorausgehenden Wortwiederholung ab; durch die Beschleunigung des Redeflusses sei das alte Doppelwort abgekürzt worden, und durch Assimilationen und Dissimilationen sei schließlich die einfache Reduplikation entstanden. An sich ist diese Erklärung nicht abzuweisen, und daß die Menschen in jener grauen Vorzeit infolge ihrer niedrigen Gesittung noch überhaupt sehr langsam sprachen, ist kein Einwand gegen die Annahme einer Änderung; auffällig ist nur, daß Wundt für die ältere Zeit sonst keine solche Beschleunigung annimmt, und daß nicht auch andere Umgestaltungen des Lautstandes, wie sie eine solche Umwälzung doch voraussetzt, und wie er sie gleich darauf in diesem Zusammenhang hierher zieht, auf sie hinweisen.

Die lateinische Reduplikation beurteilt Wundt allem Anschein nach nicht ganz richtig. Von den Doppelformen *pepugi* und *pupugi* hält er „aus allgemeinen Gründen" *pupugi* für das ursprünglichere; das schon altlateinische *pepugi* sei daraus durch Abschwächung des ersten Vokals entstanden und aus ihm wieder das später allein übliche *pupugi* durch Angleichung des ersten Vokals an den zweiten hervorgegangen. Es liege also eine Art rückläufiger Bewegung vor. Die Sprachforscher werden freilich der Zeitfolge der Überlieferung zunächst mehr Glauben schenken als den allgemeinen Gründen und vorerst noch von *pepugi* ausgehen. Auch Lindsay, auf den sich Wundt beruft, sagt nichts, was der Annahme einer solchen rückläufigen Bewegung als Grundlage dienen könnte, sondern vertritt nur die Anschauung, die heute in der Sprachwissenschaft allgemein ist.

Als psychologisch wichtig unterscheidet dann Wundt die wortbildende Lautwiederholung von der begriffsändernden Wortwiederholung. Wenn er dabei aber für einen eigentlichen Wortbildungsprozeß nur die Wiederholung eines Lautes erklärt, die diesem erst einen Begriffsinhalt verleihe (S. 580), so erweckt er die Neugier nach anders gearteten Lautwiederholungen. Inwiefern gibt es solche in dieser Hinsicht bedeutungslose Wiederholungen nur bei den Lauten, nicht bei den Worten?

Daß die Lautwiederholung eine Art ursprünglicher Wortbildung darstelle, will Wundt gleich darauf an den Wörtern *Papa, Mama, Wauwau* u. s. w. nachweisen. Daß diese immer zweisilbig sein müßten, und daß die daneben gebräuchlichen einsilbigen Gebilde *pa, ma, wau* Abkürzungen der zweisilbigen seien, nicht ihre Grundformen, stimmt nicht zu meinen Beobachtungen. Darnach sagen die Kinder von sich aus erst *pa, ma* und *wau,* bald abgerissen, bald in mehr oder weniger rascher, zwei- oder mehrfacher Wiederholung. Nun greifen aber die Erwachsenen ein und sagen dem Kinde die zweisilbigen Formen vor, bis es diese allein nachsagt, zuerst natürlich sinnlos, allmählich aber auch mit Erfassung der Bedeutung. So lange das Kind nur die einsilbigen Formen hervorbringen kann, nehmen die Erwachsenen auch damit vorlieb, freilich von ihrem Standpunkt aus als mit vorläufigen Abkürzungen. Wenn größere Kinder oder Erwachsene diese einsilbigen Bildungen selbst gebrauchen, so steigen sie damit natürlich zu den Kindern herab und brauchen kindlich die Lauterzeugnisse, die die Kleinen selber erfunden haben und anwenden.

b) Im einzelnen teilt Wundt die Fälle der Lautwiederholung wieder in mehrere Klassen ein. Sie sind aber — grundsätzlich wenigstens — alle derart, daß der Wiederholung des Lauts auch eine Wiederholung in der Außenwelt entspricht, sei es eine Mehrheit von Gegenständen oder eine Wiederholung und Verstärkung von Handlungen. Leider sind seine Beispiele meist zu entlegen und auch nicht alle einwandsfrei.

Bei den Wörtern, die die Verhältnisse bei den sich wiederholenden Vorgängen veranschaulichen sollen, ist

schon die Lautform nicht ganz gleich. Von den fünf idg. Vogelnamen, die da aufgezählt werden, können vier als Wortwiederholungen in Anspruch genommen werden, und nur eines ist sicher das, was wir eine Reduplikation zu nennen pflegen. Bei den Beispielen aus dem Hebräischen sind von den drei Wurzelkonsonanten nicht die beiden ersten gleich, sondern die letzten; während wir vom Indogermanischen aus, in Buchstaben ausgedrückt, *b b d* zu erwarten hätten, finden wir *b d d* vor. Aus den Natursprachen endlich liegen nur Wortwiederholungen vor. Ganz ebenso steht es mit der Bedeutung der Bildungen. Daß idg. *volvo*, πίμπλημι, μιμέομαι einen wiederholten Vorgang bezeichne, ist doch eine reine Vermutung, die nur an den sonstigen Erscheinungen eine Stütze finden könnte. Im Hebräischen sind die Beispiele wieder recht spärlich und ihr Sinn auch nicht so ohne weiteres durchsichtig. Nur bei den Wortwiederholungen stimmt alles, und nur an diesen hat Wundt seine Ansicht beweisen können. Es wäre deshalb vorteilhafter gewesen, meine ich, er hätte seine sicheren Fälle an die Spitze gestellt statt an das Ende, oder, wenn er das nicht wollte oder konnte, er hätte seine Ausführungen darüber vorsichtiger gehalten und erst auf das Folgende allen Nachdruck gelegt.

Auch für die Bezeichnung der Mehrheitsbegriffe und die Steigerung der Adjektiva kann Wundt nur Wortwiederholungen beibringen. Bei der Steigerung der Verbalbegriffe liegen die Dinge wieder günstiger. Das semitische (nicht bloß hebräische) Piel ist eine ausgesprochene, lebendige Intensivform und wird gebildet durch Verdoppelung des mittleren Wurzelkonsonanten, die man vielleicht auf eine alte Silbenwiederholung zurückführen darf. [1])

[1]) Nur ist es hier wieder ein merkwürdiger Zufall, daß von den zwei angeführten Beispielen in dem einen die Lautverdoppelung durch einen Druckfehler gar nicht verzeichnet ist (*šibbēr* von *šābhar*), und daß bei *gijjēm* 'stellen' Laut und Bedeutung aus der Grundform *gūm* 'stehen' gar nicht hervorgeht. Sodann ist das kurz vorher verzeichnete Dajak-Verbum *mamukul* 'schlagen' : *mamukumukul* 'heftig schlagen' ein Intensivum, und kein Beispiel für 'andere Modifikationen der Bedeutung' (S. 589). — Sonst vgl. NSpr. 8, 593 ZfdWf. 2, 8.

Was aber sonst kommt, ist wieder recht unsicher. Die deutschen Beispiele *schmücken* neben *schmiegen*, *bücken* neben *biegen*, *stecken* neben *stechen* hat Wundt in den Nachträgen wieder zurückgenommen; aber er hätte an ihre Stelle *placken* setzen können, das offenbar nach dem Muster solcher Paare erst in mhd. Zeit zu dem Fremdwort *plagen* hinzugebildet worden ist.[1])

Auch Durativa sollen mit Lautverdoppelung gebildet worden sein. Aber wenn man das idg. reduplizierte Perfekt auch zur Not noch so auffassen kann, so liegt bei *gigno* und *sisto* dazu gar keine Veranlassung vor, bei *sisto* schon deshalb nicht, weil es neben *stare* doch als kausativ erscheint.

c) Die anschließende psychologische Erörterung ist sehr geschickt aufgebaut und berücksichtigt alle vorher erwähnten Gebrauchsweisen. Manchmal hat man aber doch den Eindruck, als sei darin zu viel bewiesen, vornehmlich wenn es Spracherscheinungen betrifft, die selbst noch nicht ganz sichergestellt sind. Wo es sich um die Bezeichnung einer wiederholten Thätigkeit handelt, sollen die von den einzelnen Abschnitten dieser Thätigkeit ausgelösten Lautgeberden durch die Apperzeption so gehemmt werden, daß nur die einfache Wiederholung übrig bleibe, die sich noch zu einfacheren Formen verdichten könne. Abgesehen davon, daß die einfachere Form doch auch anders entstanden sein kann, wie z. B. in den deutschen Wörtern *schmücken* und dergl., wo ein *n*-Suffix mit dem Wortkern verschmolzen sein wird, sieht man den Grund gerade der Doppelheit nicht ganz ein. Es gibt ja auch dreifache Wiederholungen, die noch viel eher hierher fallen, wie *hophophop*, *lalala* und endlich *wulewulewule* als Lockruf für die Gans. Diese müßten doch auch erklärt werden. Auch in andern Fällen kommen diese mehrfachen Wiederholungen vor; so sagen Kinder im Spiel bei starker Gefühlserregung *rasch, rasch, rasch* und klatschen dabei noch in die Hände. Bei diesen Gefühlszuständen soll sich nun freilich die Stärke dadurch mäßigen, daß sie sich in mehrere Ausdrucksbewegungen zer-

[1]) Wilmanns, Deutsche Grammatik [2] 2, 87.

gliedere. Ich finde, daß das nicht immer der Fall ist; sondern es kann hier Tonerhöhung, Lautverstärkung und Lautverdoppelung gleichzeitig gebraucht werden, wie nach Wundts eigener Lehre ja das hebräische Piel zeigt mit seiner Vokalveränderung und seiner Konsonantenverschärfung. Um so weniger scheint mir auch die Bemerkung durchschlagend, während der wiederholte Vorgang unter Umständen an sich gegeben sein könne, ohne daß ihm der einfache gegenüberstehe, müsse von der gesteigerten Eigenschaft schon vorher die gemäßigte unterschieden werden (S. 597). Denn nicht selten wird doch auch der verschiedene Grad einer Thätigkeit durch Wörter ausgedrückt, die gar nicht miteinander lautlich verwandt sind, und gerade in den ältesten und wenigst entwickelten Sprachen sind solche Unterscheidungen wie *rufen : schreien, gehen : rennen* am häufigsten anzutreffen. Diese Auseinanderhaltung ist doch nicht die Folge eines Vergleichs, sondern sie ist zustande gekommen ohne Vergleich, nur im Hinblick auf die Handlung selbst.

Diesem Unterschied der Wiederholung und der Verstärkung soll nun auch noch ein sprachlicher Unterschied insofern entsprechen, als die Wiederholung nur durch Lautverdoppelung ausgedrückt werde, die Gefühlsstärke durch Wortwiederholung. Diese Auffassung sieht ab von jeder geschichtlichen Entwicklung; aber früher, in den einleitenden Bemerkungen zu diesem Abschnitt war doch die Rede davon, daß die Reduplikation, die man doch von den Lautverdoppelungen nicht scheiden kann, und die auch Wundt in seiner Beispielsammlung nicht scheidet, aus einer vorausgehenden Wortwiederholung entstanden sein könnten. Und bei der langen Geschichte, welche die menschliche Sprache schon hinter sich hat, ist eine derartige Verkürzung auch nur wahrscheinlich. Man darf aber auch noch weiter gehen und auf Grund des Thatsachenbestandes diesen Unterschied im Ausdruck ganz und gar leugnen. Deutlich ist die Wiederholung der Handlung nur durch Wortwiederholung bezeichnet.

Die Dauerhandlung vermittelt Wundt in verschiedener Weise mit der wiederholten Handlung, indem er bald den Be-

obachter, bald die Außenwelt in den Vordergrund schiebt; von dem Schwanken der Aufmerksamkeit des Beobachters, die er selbst an einer andern Stelle[1]) so hübsch darstellt, sieht er indes ab, wie es scheint. In diesem Zusammenhang heißt es nun einmal (S. 600), der dauernde Vorgang fordere gegenüber der rasch vorübergehenden Bewegung zu einer Verstärkung des Ausdrucks heraus, die in der Lautwiederholung ihren einfachsten sprachlichen Ausdruck finde. Das ist immerhin doch unsicher. Natürlich muß der dauernde Vorgang zu dem nicht dauernden von dem Sprechenden jedesmal erst in vergleichende Beziehung gesetzt werden, wenn sie beide nicht schon vorher durch zwei ganz verschiedene Verba bezeichnet werden. Warum soll dann aber auch gerade die Wiederholung der einfachste Ausdruck sein? Könnte dafür nicht ebensogut die Verlängerung des Vokals in Betracht kommen, wie sie — ohne Rücksicht auf die Geschichte betrachtet — im Indogermanischen manchmal das Präsens scheidet vom Aorist. Wundt schließt diesen ganzen Abschnitt mit der Behauptung, Dauer und Vergangenheit der Handlung einerseits und Zweiheit oder Mehrheit der Gegenstände andrerseits werde niemals durch Lautwiederholung in ein und derselben Sprache ausgedrückt, sondern es finde eine Verteilung statt; den Völkern, bei denen die Dauer und Abgeschlossenheit der Handlung in Betracht gezogen werde, fehle die Bezeichnung der Mehrheit ganz, die der Zweiheit bis auf spärliche Reste. Das soll sogar ein Beweis sein für die Verschiedenheit der Denkrichtung der beiden Gruppen. Bei der Geringfügigkeit der Beispiele für die Dauerhandlung und bei der von Wundt selbst hervorgehobenen Seltenheit für die Zahlbegriffe beweist aber diese Erscheinung nicht viel.

5. Wortbildung durch Zusammensetzung. Die Zusammensetzungen sind nach Wundt, der hier freilich nur die idg. Sprachen zu Rate zieht, das Ergebnis zweier inneren Triebe: des einen, eine Wortverbindung aus dem Satze herauszulösen und des andern, ihre Teile zu einem Ganzen zu-

[1]) 2, 376.

sammenzuschweißen. Doch soll es nicht nötig sein, daß die beiden Teile einem und demselben Satz angehören; das eine Glied darf auch einem fremden Satz entnommen sein. Wird durch diesen Zusatz nun aber die erste Bestimmung zum Teil nicht wieder preisgegeben, insofern als die Bedingung wegfällt, daß beide Teile aus dem Satze herausgelöst werden? Man kann dann auch weder sagen, daß sich die Zusammensetzung als syntaktisches Gefüge aus dem Ganzen eines Satzes heraushebe, noch daß sich ihre Bestandteile durch die Verbindung von den übrigen Wörtern des Satzes als ein neues Wortganzes schieden (S. 602 f.). Es scheint also, als sei die psychologische Beschreibung der Wortzusammensetzung nur auf Grund der syntaktischen Zusammenrückungen gemacht und dann auf die andern Verhältnisse übertragen. Es wäre demnach jene nicht ganz treffende Bestimmung etwas zu erweitern und hervorzuheben, daß die Assoziationen auch über den Rahmen eines Satzes hinausgreifen können, ganz so, wie es später in der Einzelausführung auch angedeutet wird (S. 605 ff.).

Bei der Behandlung der sprachlichen Form der Zusammensetzung hat Wundt seiner Sache sehr geschadet dadurch, daß er die Beispiele nicht sorgfältig genug wählte. Auch hier hat er die Sprachgeschichte zu wenig berücksichtigt. So bezeichnet er Verbindungen als grammatisch unverständlich und unmöglich, die in früherer Zeit ganz in der Ordnung waren. *Vaterhaus* z. B. kann in seinem ersten Glied einen regelrechten alten Genetiv enthalten; auch *timbre-poste* ist vielleicht nach andern Mustern gefertigt, die wie *Hôtel-Dieu* in ihrem zweiten Teil einen undeutlich gewordenen lateinischen Genetiv fortsetzen. Es ist überhaupt ja die Frage, ob die Zusammensetzungen nicht zunächst alle einmal in einer peinlich genauen grammatischen Form entstanden sind und erst später, wenn diese grammatischen Formen veraltet sind, gegen die Regel verstoßen. Es lägen dann zu einer bestimmten Zeit in einer Sprache verschiedene Schichten von Bildungen vor, veraltete Muster und neue, mit den Mitteln der lebenden Sprache gebildete. So ließe sich vielleicht auch eine Form wie Φίλιππος

verstehen, die freilich selbst noch ihre Besonderheit hat, zu der aber eine Form wie Φιλόστρατος die Vorstufe bildet.[1])

Merkwürdigerweise möchte Wundt die Beibehaltung der richtigen grammatischen Form in Wörtern wie *Gottesgericht, chef d'œuvre* durch eine Lautdissimilation erklären, für die er wieder den Fluß der Rede verantwortlich macht. Das wird ihm kein Sprachforscher glauben, eher noch das Umgekehrte, daß die grammatischen Formen auf diesem Wege zerstört worden seien. Wie soll man sich das überhaupt denken, daß Dissimilation eine Form unversehrt erhalte? Und dann, warum ist in *Landgericht* nicht dissimiliert worden, aber angeblich in *Oberlandesgericht* und *Reichsgericht*?

Für Zusammensetzungen erklärt Wundt auch die deutschen Verbindungen von Verbum und Adverbium — 'Verbum und Präposition', wie er sagt, — wie *aufstehen*, und zwar nicht nur in dieser Form der unmittelbaren Zusammenrückung, sondern auch im Zustande der Trennung, wie ihn die Sätze zeigen 'Ich stehe auf', 'Ich stehe heute den ganzen Tag nicht auf'[2]). Bisher hatte man diese Ausdrücke allgemein für eine Gruppe getrennter Wörter angesehen, besonders wo das Adverbium hinter dem Verb stand, meist aber auch in der umgekehrten Ordnung. Man kann sich aber auch ganz gut der Auffassung Wundts anschließen. Nur ist dann die Grenze der Zusammensetzung sehr weit gezogen, und das hat manche Folgen. Einmal müßte man nicht nur, wie jetzt Brugmann

---

[1]) H. Jacobi, Kompositum und Nebensatz, S. 1.

[2]) Bei dieser Gelegenheit meint Wundt übrigens auch, in solcher Weise mit dem Zeitwort verbunden werden könnten nur die Präpositionen, die noch ihren 'selbständigen Begriffswert erhalten' hätten. Was soll mit dieser Bestimmung ausgeschlossen werden? Redensarten wie 'ich sage auf, ich schreibe ab' doch nicht, obwohl hier die Präposition ihren Begriffswert etwas verändert hat, sondern wahrscheinlich Bildungen wie *bestehen, vertreten*. Aber hier liegt neben *be-* doch das selbständige *bei* und neben *ver-* das unabhängige *vor* und *für*. Und diese sind doch auch in ihrem selbständigen Begriffswert erhalten geblieben. Die Stelle bedarf also einer genaueren Fassung.

schon gethan hat[1]), auch Verbindungen hierher rechnen wie *achtgeben, stattfinden, Rücksicht nehmen, an die Stelle setzen, in Betracht ziehen,* sondern auch Formen wie *sowohl — als auch, nicht nur — sondern auch, entweder — oder, bald — bald, teils — teils,* ferner solche wie *deswegen — weil, dadurch daß, zumal — da, um so mehr — als, sei es daß — sei es daß,* von ähnlichen englischen und französischen Redensarten ('Auseinandersetzungen' möchte man beinahe sagen) ganz zu schweigen. Denn dem Sinn nach ist hier die Verbindung überall gleich innig. Dann aber erhebt sich eine Schwierigkeit hinsichtlich der Frage, wie in einem solchen Fall der Satz in Worte zu zerlegen sei. Und zu welchen allgemeinen Schlüssen führt auch wieder die Anschauung, daß es Wortzusammensetzungen gebe, die ganze Wörter und Wortgruppen in ihr Inneres einschließen können! Muß man da nicht gleich an das *n*-Infix denken, wie es bei den altindischen Verben besonders die siebente Präsensklasse zum Verzweifeln deutlich vor Augen stellt[2])?

6. Unter ursprünglicher Wortbildung versteht Wundt die Wortbildung in der Zeit, wo uns die einzelnen Sprachen zuerst geschichtlich entgegentreten, nicht etwa den Uranfang der Wortbildung überhaupt. Und als Bildungsmittel erscheinen ihm unter dieser Voraussetzung die Wortzusammensetzung und die Klangvariation. Das letzte ist aber recht zweifelhaft. Wundt meint selbst an einer andern Stelle dieses Abschnitts (S. 623), mit dem *i* des griechischen Optativs habe sich zunächst die Sprachgeschichte zu befassen, nicht die Psychologie. Mit demselben Rechte kann man hier sagen, erst wenn die Sprachgeschichte über die Klangvariationen ihr Urteil abgegeben habe, dürfe sich auch die Psychologie darüber vernehmen

[1]) Verh. d. k. sächs. Ges. d. W. phil.-hist. Kl., Band 52 (1900), S. 382 ff.

[2]) Unter den Beispielen (auf S. 615 f.) würde ich *Leichnam* — trotz Paul (in seinem Wörterb.) — mit Kluge auf ahd. *lîhhinamo* zurückführen (Graff 4, 935), und *Vorgang* erklären als 'das, was vorgeht' (nicht 'vorhergeht'). Was *rat* in *Vorrat, Hausrat* mit 'zusammenlesen, verbinden' zu thun haben soll, verstehe ich nicht.

lassen. Gerade die semitischen Lautabwandlungen, die Wundt hier wieder anführt, werden sich bei näherer Untersuchung wahrscheinlich in einer ganz anderen Beleuchtung zeigen, als die ist, in der sie Wundt für seine Schlüsse verwendet. Vielleicht hat es mit ihnen eine ganz ähnliche Bewandtnis wie mit dem idg. Ablaut, den Wundt doch wie billig ganz außer Betracht läßt. Von den Betonungsverhältnissen der ostasiatischen Völker, die er auch erwähnt, deutet Wundt ja selbst an, daß sie sich geschichtlich aus einem anderen Zustand entwickelt hätten. Anscheinend fühlt er auch selbst die Schwäche seiner Darlegungen, da er diese Klangvariationen für vermutlich jünger erklärt als die Wortzusammensetzung.

Als geeignetstes Feld zur Beobachtung dieser Erscheinungen gelten Wundt die romanischen Sprachen, weil hier sozusagen ein Anfang mitten in eine fortlaufende Entwicklung hineinfalle. Ob er diesen Vorzug doch nicht etwas überschätzt hat? Ich meine, das Englische wäre ebenso lehr- und ergebnisreich, da hier die Überlieferung ungefähr ebenso lange reicht, und da sich die fremden Einflüsse — angesichts der guten Kenntnis, die man vom Irischen, Kymrischen und Gälischen, sowie vom Dänischen und Normannischen hat — mindestens ebenso deutlich abheben als beim Romanischen. Vielleicht ist es aber mit dem Persischen oder auch dem Indischen nicht schlechter bestellt. Nur werden freilich die Ergebnisse im einzelnen voraussichtlich jeweils etwas anders sein.

In jedem Fall hätte der Vorzug des Romanischen deutlicher bestimmt werden dürfen, als es geschehen ist. Von einem Anfang der romanischen Sprachen kann doch eigentlich nicht die Rede sein; vielmehr bilden Latein und Romanisch eine fortlaufende Kette der Entwicklung. Der Vorzug, den sie für die Forschung haben, besteht nur in der Durchsichtigkeit und Verfolgbarkeit ihrer Geschichte, sowie in dem Umstand, daß sie infolge geschichtlicher Gründe verschiedener Art eben auch schon mehr erforscht sind als andere Gebiete.

Zum Schluß dieser Darlegungen hebt Wundt — wie er auch schon am Ende des vorhergehenden Abschnittes gethan hatte — als Eigentümlichkeit der Wortbildung die Zwei-

gliedrigkeit hervor: Nur zwei Teile können sich jeweils zunächst verbinden, niemals mehr. Es ist schade, daß Wundt nicht auch Sprachen in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hat, deren Satz nicht prädikativ, auf dem Verbum aufgebaut ist. Denn in der Gestaltung des Satzes nimmt er die Eigentümlichkeit der Zweigliedrigkeit nur für die Verbalsprachen in Anspruch; die attributiven Gebilde sind nach seiner Auffassung weniger geschlossen und können beliebig durch Glieder erweitert werden. Darnach müßte man erwarten, daß diese entlegeneren Sprachen auch in der Wortbildung anderen Gesetzen folgten als die indogermanische und die semitische Gruppe. Bei der Berücksichtigung dieser Sprachen hätte Wundt seine Grundsätze schön erproben können.[1])

VI.
Die Wortformen.

1. Begriff und Einteilung der Wortformen.

Für die begriffliche Bestimmung und die Einteilung der Wortformen, unter denen hier sowohl die Stammbildung wie die Flexion verstanden wird, kommt nicht nur die äußere Lautgestalt in Betracht, sondern auch der Sinn im Zusammenhang des Satzes; neben der äußeren Wortform hat man also auch die innere zu berücksichtigen. Im Griechischen und Lateinischen entsprechen sich beide ziemlich genau; nur mangelhaft entwickelt ist die äußere Seite im Vergleich zur inneren im heutigen Deutschen oder im Englischen, und sie fehlt anscheinend ganz z. B. in der Dinkasprache: hier kann jede Wurzel sowohl Nomen als Verbum als auch eine Partikel bezeichnen.[2]) Das Sanskrit, das Wundt zur zweiten Klasse rechnet, ist doch nicht anders beschaffen als Griechisch und Lateinisch, ist also auch in die erste Abteilung zu ziehen. Das

[1]) Unter den Beispielen ist *chacun* unrichtig abgeleitet (S. 625).

[2]) Müller, Grundr. I, 2, S. 50.

Chinesische paßt noch eher in die dritte Abteilung, zu der es Wundt rechnet; aber auch es hat neben den rein stofflichen Wurzeln, den 'vollen Zeichen', doch auch viele Formwörter, die 'leeren Zeichen', nicht nur in der heutigen Sprache, sondern auch schon in der alten, wenn auch in geringerem Umfang.[1])

Wie soll man diese Wortformen nun aber im einzelnen gliedern? Jedenfalls nach ihrer Verwendung im Satze. Ergeben sich aus dieser Voraussetzung aber im Sinne Wundts die drei Hauptklassen der Substantive, Adjektive und Verben als die Bezeichnungen für Gegenstände, Eigenschaften und Zustände, und die Nebenklasse der Partikeln als Ausdruck der allgemeinen Beziehungsbegriffe? Ich glaube schwerlich.

Zuvörderst muß man sich hüten, die Auffassung, in die wir uns nach unseren Denkgewohnheiten eingelebt haben, ohne weiteres auf die Sprache im allgemeinen zu übertragen. Die Mißlichkeit eines solchen Verfahrens zeigt sich schon im Rahmen unserer Kultursprachen. In dem franz. *On l'a tourmenté horriblement* ist *horriblement* wohl Adverb, weil es neben dem Verb steht; nicht aber in dem Satze *Elle est horriblement laide,* wenn auch die Form eine solche Deutung zu empfehlen scheint. Und ähnlich steht es in den deutschen Entsprechungen dieser Sätze, nur mit dem Unterschied, daß hier die Lautgestalt nicht dem Verständnis den Weg verlegt. Ebenso kann man in den entlegeneren Sprachen aber auch ein Wort, das bald unserem Nomen und bald unserem Verbum entspricht, nicht kurzerhand Nomen nennen. Man muß bei der Betrachtung dieser Dinge freilich den Gedankeninhalt scheiden von den Begriffsformen. Aber selbst auf dem rein gedanklichen Gebiet stößt die Wundtsche Gliederung in Substantive, Adjektive und Verben auf Schwierigkeiten. Einmal hat der Mensch doch frühe schon auch die Richtung im Raume bezeichnet, in der etwas seine Aufmerksamkeit erregte; der eigentlichsten Klasse der hinweisenden Geberden muß doch auch in der Sprache etwas gegenüberstehen, die reinen Deutewörter *(da, dort).* Sodann leuchtet aber auch die Notwendigkeit nicht ein, daß sich

[1]) Misteli, Typen, S. 160, 175 ff.

die Hauptbegriffe gerade in drei Klassen sonderten. Zwar werden dem Menschen die Gegenstände schon sehr frühe in die Augen gefallen sein; daß er aber die Eigenschaften erst an ihnen habe kennen lernen, und daß er sie erschlossen habe durch Vergleichung verschiedener Gegenstände, ist doch damit nicht gesagt. Es kann ihn, bevor er nur den Gegenstand in Augenschein nahm, eine Eigenschaft daran angezogen haben und von ihm benannt worden sein, ein Glanz oder eine lebhafte Farbe. Und nun sollen sich von den Eigenschaften auch noch die Zustände geschieden haben. Das glaubt zwar auch Misteli, der erklärt, in dem Verbum liege mit der Begriff der Änderung, der dem Adjektiv fehle.[1]) Aber wenn das auch in Sätzen noch zutrifft wie *Er liegt, steht, sitzt,* so fügen sich doch schon nicht mehr recht Fälle wie *Die Sonne scheint, der Mond leuchtet;* und wenn *weiß* und *dick* auch den Gegensatz von *schwarz* und *dünn* voraussetzt, so sagt man doch auch verbal *Er errötet, wird rot* und bezeichnet damit trotz des Adjektivs eine Veränderung; und wie das Lateinische *rubere* braucht und *pallere, valere* und dgl. und das Griechische εὐπορέω, δυσημερέω u. a. m., so gibt das Hebräische deutsche Sätze wie 'Er war klein' wieder mit der Verbalform *kātōn,* 'Er war alt' mit *zāqēn* u. s. f. Man könnte eher denken, der Eigenschaftsbegriff habe sich dem Menschen vornehmlich ergeben aus der Betrachtung der unbelebten Außenwelt, der Begriff der Thätigkeit aus seinem eigenen Thun und dem Verhalten seiner Mitmenschen und der Tierwelt. Aber damit scheint sich auch eine Verschiedenartigkeit der Verwendung im Satze zu verbinden insofern, als die Thätigkeitsbegriffe zunächst mit Fürwörtern in Beziehung traten, die Eigenschaftsbegriffe mit Substantiven. Wenigstens würde sich die Verschiedenheit der Flexion bei den einschlägigen Wortarten auf diesem Wege am leichtesten erklären.

Daß sprachlich bald Substantiv und Adjektiv, bald auch Substantiv und Verbum ineinander fließen, berechtigt nach Wundt noch nicht zu der Meinung, hier lägen noch keine

[1]) Typen, S. 3.

festen Wortgruppen vor. Das wird wohl richtig sein. Ebenso wie bei den Beziehungsbegriffen, die aus Formen anderer Wortklassen erstarrt sind, die Bedeutung entscheidet über die Zugehörigkeit, so grenzt der leicht fühlbare Unterschied der Bedeutung auch Substantiv und Adjektiv voneinander ab. Dann muß man aber auch schließen, daß, wenn ein Substantiv unser Verbum vertritt, auch bei ihm der Thätigkeitsbegriff herausgefühlt und das Substantiv als Verb aufgefaßt wird, zumal wo nach Wundt zwei Wortformen der gleichen Klasse angehören sollen, sobald sie im Satze gleich verwendet werden. Wir werden in dem Abschnitt über den Satz auf diese Thatsache zurückkommen müssen.

Jedenfalls ergibt sich aus dem Vorhergehenden, daß die Bedeutung an sich nur Gegenstandsbegriffe und Eigenschaftsbegriffe voneinander scheidet, daß dagegen das Verbum nur wegen seiner Verwendung im Satzganzen eine eigene Klasse ausmacht.

Wundt erklärt zwar am Schlusse dieser Darlegung, sie solle nur eine vorläufige Einteilung des Stoffes ermöglichen und mache nicht den Anspruch, allgemeingültig zu sein. Abgesehen davon, daß sie auch so hätte etwas vorsichtiger gehalten sein können, wird sie im folgenden doch so ausgiebig verwendet, daß wir uns hier mit ihr auseinandersetzen mußten.

2. Allgemeine Entwicklung der Nominalbegriffe.

a. Ein längerer Abschnitt handelt von der Entwicklung der Nominalbegriffe. Daß die Nomina, vor allem die Substantive, die älteste Wortart seien, ist jedenfalls nicht so unrichtig und gilt auch von dem frühesten Zustand unserer Kultursprachen in größerem Umfang, als man bisher hat zugestehen wollen. Aber der Wundtsche Beweis für diese Altertümlichkeit ist nicht zwingend. Er stützt sich auf eine psychologische und auf eine sprachgeschichtliche Erwägung. Daß eine Eigenschaft oder ein Zustand oder Vorgang nur an Gegenständen gedacht werden kann, setzt doch nicht voraus, daß die Gegenstände schon benannt seien; vielmehr vermute ich, daß die Benennung von Gegenständen, Eigenschaften, Zuständen und Vorgängen

ursprünglich in der Reihenfolge vorgenommen wurde, wie sie für des Menschen Aufmerksamkeit und Willen wichtig wurden. Damit steht auch im Einklang, daß viele Gegenstände, wie Wundt anderweitig selber anführt, nach Merkmalen benannt werden, deren Träger sie sind. Die sprachgeschichtliche Erwägung, daß das Verbum jünger sei als das Nomen, beweist so lange nichts, als man nicht feststellt, was man denn eigentlich unter einem Verbum zu verstehen habe. Das Verbum im indogermanisch-semitischen Sinn ist natürlich jünger als das Nomen; dabei ist aber zweifelhaft, ob bei seiner Herausbildung immer ein Possessivpronomen im Spiele gewesen sein müsse; denn es könnte ebenso ein Personalpronomen in Betracht kommen, wie das Wundt später für einzelne Fälle ja auch thatsächlich annimmt (II, S. 150 ff.). Was vor diesen eigentlichen Verbalformen bestand, können Wörter gewesen sein, die einesteils unseren Gegenstandsbezeichnungen entsprachen, anderenteils aber auch unseren Verbalabstrakten. Man kann diese Formen ja alle Nomina nennen; aber warum es ausgeschlossen sein solle, ihnen nicht nur nominale, sondern, soweit sie z. B. eine Thätigkeit bezeichnen, auch verbale Kraft zuzuschreiben, sehe ich nicht ein.

b) Zwischen den beiden Nominalklassen, dem Substantiv und dem Adjektiv, haben von jeher enge Beziehungen bestanden. Wundt möchte dieses Verhältnis näher verfolgen und an dem Beispiel verschiedener Sprachen noch stufenweise feststellen, wie sich nach und nach die Eigenschaft begrifflich losgelöst hat von ihrem Gegenstand[1]). So schön diese Beispiele auch gewählt sind, und so eigenartig sie auch anmuten, so kann ich ihnen doch keine unbedingte Beweiskraft zuerkennen. Wir haben eben immer zwei Vorgänge zu unterscheiden, die sich gewissermaßen entgegenarbeiten: begrifflich löst sich ja wohl die Eigenschaft von dem Gegenstande ab, der sie trägt; aber sprachlich gleicht sich das Adjektiv auch wieder an das Substantiv an. Wenn man also einen sprach-

[1]) Die Verweisungen am Fuß der Seite sind in diesem Abschnitt leider wieder einmal recht fehlerhaft.

lichen Zustand in diesen Fragen verwerten will, müßte man immer erst feststellen, für welche der beiden Erscheinungen er Zeugnis ablegt. Das kann man freilich nicht immer. Darum weiß man aber gerade auch bei den von Wundt angeführten Beispielen niemals, ob sie Überbleibsel aus einer ältern Zeit sind oder Vorboten einer neuen Umwälzung. So sollen polynesische Pluralformen wie Maori *ika papai* 'gute Fische' neben *ika pai* 'ein guter Fisch' und samoanisch *laau tetele*[1]) 'große Bäume' neben *laau tele* 'großer Baum' wegen der Reduplikation der Adjektive eine Stufe des Denkens bezeichnen, wo Eigenschaft und Gegenstand in der Anschauung noch fest aneinander gebunden waren. Nun ist diese Bildungsweise hier zwar häufig, aber doch nicht allgemein, da sonst die Mehrzahl überhaupt nicht besonders bezeichnet wird. Zudem ließen sich die genannten Formen auch ganz anders begreifen: ein Satz 'gute Fische schmecken mir' könnte aus einer vorausgehenden Reihe von Sätzchen entwickelt sein: *(Dieser) Fisch (ist) gut, (der auch) gut; (sie) schmecken mir.* Ohne Kenntnis der Vorgeschichte darf man ebensowenig das eine wie das andere behaupten; bei der deutschen Doppelheit *guter Kuchen* und *gute Kuchen,* wo die Zahlform auch nur am Adjektiv in die Erscheinung tritt, oder mhd. *manec wort* und *menigiu wort* ist daher eine Wahl ausgeschlossen. Sodann soll der Gebrauch der Algonkin (nicht der Athapasken, wie Wundt versehentlich bemerkt), das vorangestellte Adjektivattribut unverändert zu lassen, das nachgestellte aber nach dem Hauptwort zu richten, als eine Übergangsstufe anzusehen sein zu der anderweitig üblichen durchgängigen Wandelbarkeit. Die Schicksale des indogermanisch-germanischen Adjektivs wären viel lehrreicher gewesen und hätten jedenfalls eine gute Grundlage für weitere Vermutungen abgegeben: hier steht erst ἀκρόπολις neben πόλις ἄκρη (Homer), dann im Gotischen *in ahmin weihamma* neben *sa liuba broþar* und *in þamma daga ubilin,* im Ahd. *blintēr man* neben *blint man,* im Mhd. *der guot(e) künec* neben *ein künec guot(er),* im Nhd. *Der junge Siegfried* und *Jung Siegfried* neben *Röslein rot,* und

[1]) So ist zu lesen für das Wundtsche *telele.*

endlich im Neuenglischen *a rich man* neben *a man rich and well known*. Freilich käme Wundt hier mit seiner Auffassung etwas ins Gedränge.

Daß bei den Indogermanen und Semiten Substantiv und Adjektiv in der Form nicht verschieden sind, braucht auch keine Folge enger begrifflicher Beziehung zu sein. Mögen die vorhandenen gleichen Endungen auf ältere vorher selbständige Wörter zurückgehen, etwa so wie es das got. *sa broþar sa liuba* mit seinem Artikel veranschaulicht, oder mag der Ausgang des Substantivs auf das Adjektiv übertragen sein, in jedem dieser beiden Fälle kann die Übereinstimmung das einfache Ergebnis einer innigen Verbindung im Satzganzen sein. In prädikativer Verwendung dagegen wurde das Adjektiv gerade so mit einer Partikel oder einem Pronomen verbunden, wie es ähnlich einzelne Indianersprachen Nordamerikas noch heute zeigen: es wurde eben Aussagewort, Verbum. Wenn die begriffliche Verwandtschaft schuld wäre an der äußerlichen Ähnlichkeit von Substantiv und Adjektiv, müßte das Verbum als angeblicher Ausdruck für einen Zustand diese Formenbeziehung ja auch aufweisen; denn der Zustand ist nach Wundt doch ebenso an den Gegenstand gebunden wie die Eigenschaft. Aus dem allem geht hervor, daß man auch über die Wandelbarkeit des nachgestellten Adjektivs, die Wundt aus der psychologischen Abhängigkeit vom Substantiv herleitet, sehr geteilter Ansicht sein kann.

c) Bei den Zahlwörtern liegen anscheinend zwei Schwierigkeiten vor: die Verbindung der drei niedersten Zahlen (1—3) mit der Fünfer- und Zwanzigerordnung und die Herausbildung der Zehnerzahlen auf der Grundlage der anderen Ordnungen. Wundt hat sich meiner Ansicht nach die Darstellung dadurch erschwert, daß er die Bildung der Zahlen *eins, zwei, drei* zu wenig mit der Geberdensprache in Beziehung setzte und sie nur einseitig von der Fürwortsbildung beeinflussen ließ. Es vermittelt sich aber doch hier alles ziemlich leicht. Der Ausgangspunkt für alle Zahlbegriffe müssen doch wohl die Zahlen eins bis drei gewesen sein. Diese ergaben sich dem Redenden aus den Umständen: er und der Angeredete

stellten 'eins' und 'zwei' dar und ein weiterer, von dem sie sprachen, die 'drei'. Diese Grundbegriffe werden auch schon durch Geberden bezeichnet, nicht nur durch Hindeutung, sondern auch vielleicht so, daß die Finger die verschiedenen Personen bildlich wiedergaben. Zumal da es an paarweise auftretenden Gegenständen nicht fehlte, können diese niederen Zahlen schon begrifflich erfaßt worden sein, als man noch gar nicht weiterzählte. Jedenfalls konnten sich die Bezeichnungen für 5, 10 und 20 mit der einen Hand, den beiden Händen und dem ganzen Menschen an diese Grundgeberden leicht anschließen.

Über die Zehn urteilt Wundt verschieden: das eine Mal erklärt er sie für ungeeignet, neben 5 und 20 eine Grundlage abzugeben für das Zählen; das andere Mal aber ist sie ihm das bequemste Mittel zur Angabe größerer Zahlen. Nun wird aber '10' doch meist durch eine besondere Zahl ausgedrückt, und Wundt hat auch gar kein Volk namhaft gemacht, wo 10 sicher durch 2×5 wiedergegeben würde; denn selbst bei den Dinka liegen die Verhältnisse nicht so einfach, wie seine Darstellung glauben läßt. Die höheren Zahlen sind eben durch Zehner und Zwanziger gleichzeitig ausgedrückt worden, soweit sie überhaupt vorkamen. Darauf weisen ja auch Überreste in den Kultursprachen noch hin wie franz. *quatre-vingt(s)*. Offenbar sind aber bei diesen höheren Zahlen schon frühe von Volk zu Volk Beeinflussungen erfolgt, wie sie die auf Babylon zurückgehenden indogermanischen Einschnitte hinter 12 und 60 und die Übertragung der Zehnerzahlen aus dem Arabischen in viele nordafrikanische Negersprachen beispielsweise darstellen.

d) Beim Nomen wird die Zahlform in recht mannigfacher Weise unterschieden. Daß sie gar nicht oder höchstens nur an einem Teil des Sprachstoffs ausgedrückt wird, ist das einfachste Verfahren. Freilich kommt das beides sehr selten vor, jedenfalls seltener, als die Wundtsche Darstellung vermuten läßt. Von den drei Völkern nämlich, bei denen in dieser Hinsicht ein vollständiger Mangel herrschen soll, ist das eine, die Turrubul in Australien, zu streichen, da diese die Mehrzahl mit zwei deutlichen Endungen wenigstens bezeichnen

können. Aber auch bei den beiden andern liegen die Dinge nicht so glatt, wie es nach Wundt scheinen sollte. Äußerlich freilich sieht hier der Plural ganz so aus wie der Singular. Dennoch bleibt der Sinn nicht unklar, weil der Satzzusammenhang — wenn vielleicht auch nicht immer, so doch meistens — durch die Pronomina angibt, was gemeint ist, so z. B. in den Sätzen *Fechter sie diese Männer, Dieses ist er der Schläger.*[1]) Das englische *the old houses* erfüllt doch seinen Zweck ebensogut wie das deutsche umständlichere *die alten Häuser.*

Auch da, wo die Sprache belebte und unbelebte Wesen scharf scheidet, wird die Mehrzahl nicht nur bei den Benennungen belebter Wesen ausnahmslos bezeichnet, sondern häufig auch bei den Namen der leblosen Dinge: hier wird dem Substantiv dann ein unbestimmtes Zahlwort hinzugefügt, das 'viele' oder etwas Ähnliches bedeutet, so z. B. im Mexikanischen und bei dem ihm verwandten Taraskischen, von denen beiden Wundt Ungenaues berichtet.

Wundt stellt diese Völker alle auch auf die niederste Stufe der Entwicklung. Ist das recht? Man könnte sich gerade umgekehrt höchlich wundern, daß Leute, die sozusagen noch halb wie die Affen auf den Bäumen herumklettern (oben S. 21), mit ihren Sprachmitteln so haushälterisch umgehen und einen und denselben Formbegriff nicht doppelt und dreifach ausdrücken, wie wir Deutsche das beispielshalber thun in einer Redensart wie *diese neuen Häuser.*

Sodann wird die Zahlform auch durch beigefügte Fürwörter oder Zahlwörter unterschieden. Nach dem kurz zuvor Erwähnten ist das gegen die vorhergehende Bildungsart nur ein geringer Fortschritt, insofern als dort der Unterschied auch durch die Verbalform ausgedrückt wurde, während er hier mindestens durch ein deutliches Nebenwort oder eine Nebensilbe in die Erscheinung tritt. In sich ist diese Klasse freilich wieder sehr wenig einheitlich, so daß es sich fragt, ob man gut thut, sie wirklich als ein Ganzes zusammenzufassen. In einigen der hierhergehörigen Sprachen wird nämlich nur

[1]) Müller, Grundr. II, 1, S. 16.

die Mehrzahl besonders bezeichnet und die Einzahl unbezeichnet gelassen, z. B. bei den australischen Kumilaroi. Daß Einzahl und Mehrzahl gleichzeitig hervorgehoben werden, ist dagegen selten, und unter den von Wundt berücksichtigten Stämmen allein den Hottentotten eigen, nicht auch den Papua. Auch die Zahlwörter werden nicht regelmäßig verwendet, sondern nur gelegentlich, wo dem Redenden eine genauere Angabe nötig scheint.

Leider betrachtet Wundt auch hier wieder als verkürztes Fürwort manches, dessen Herkunft gar nicht so sicher steht. Schon bei der vorhergehenden Klasse hatte er die Bildungsteile, welche bei den Bari und einem andern Negerstamm einen an sich als Einzahl dienenden Stamm in die Mehrzahl verwandeln und umgekehrt, auf gut Glück als Reste von Fürwörtern gedeutet, ohne die Gewähr Fr. Müllers; jetzt thut er dasselbe bei einer Endung, die den Australiern in der Gegend von Adelaide eigentümlich ist.

Auch durch Lautverdoppelung (Wortwiederholung oder Reduplikation) und durch Verlängerung des Auslautvokals wird die Mehrheit bezeichnet. Wie verhalten sich diese beiden Bildungsweisen nun zu einander? Äußerlich berühren sie sich, insofern sie beide der Lautgestalt des Nomens einen Zuwachs bringen. Ob sie aber auch innerlich zusammengehören, ist mehr als fraglich. Während die Reduplikation allem Anschein nach auf eine ältere Wortwiederholung zurückgeht, wie sie in dieser Verwendung sonst ja auch noch deutlich vorliegt, z. B. im samoanischen *fulu fulu* 'Haare', ist das Wesen der Lautverlängerung, wie sie das Mexikanische kennt in Formen wie *siwā* 'Weiber', *teteō* 'Götter', ganz verschleiert. Daß damit die Mehrheit rein lautnachahmend bezeichnet werde, ist eine Vermutung ohne alle geschichtliche Gewähr. Es könnten ebensogut einige andere Möglichkeiten in Betracht gezogen werden. Fälle mit einer erschließbaren Vergangenheit wie alti. *devás* 'Götter' neben *devás*, spätgriech. πόλεις (= *īs*) neben πόλις, lat. *tribūs* neben *tribus* mahnen doch hinreichend zur Vorsicht.[1])

[1]) Auch für die langvokalischen Endungen des semitischen Plurals ist eine ähnliche Herkunft wahrscheinlich. (II, S. 39 Anm. 2.)

Ebenso müßig erscheint es mir, die Verteilung der beiden Bildungsarten auf Anfang und Ende des Wortes begründen zu wollen und ihnen nachzurühmen, daß jede an ihrer Stelle die höchste Wirkung übe. Die Auffassung, daß die Reduplikation das ganze folgende Wort auftaktartig hebe, rechnet nicht mit ihrer Entstehung aus einer vollen Wortwiederholung und nicht mit der Möglichkeit einer Betonung gerade der Reduplikationssilbe *(tétetō)*; und die Annahme, daß die Verlängerung des Auslautvokals erst durch die folgende Wortpause zur vollen Geltung komme, setzt voraus, daß diese Formen nur am Ende eines Satzes oder eines Sprechtaktes üblich waren, nicht mitten im Fluß der pausenlosen Rede.

Auch überschätzen darf man diese Bildungsweisen nicht, dazu sind sie nicht häufig genug. Selbst da, wo sie noch am stärksten vertreten sind, sind sie fast nie die einzigen Ausdrucksmittel. In Amerika ist die Reduplikation bei den Sahaptin auch nur 'die Regel'[1]), und bei den Tsihaili-Selisch ist sie gar nur beschränkt auf einige Wörter; nur die sonorischen Stämme verwenden sie, wie es scheint, durchgängig. In Ostasien dagegen geben die Japaner den Plural in der Regel zwar durch Wortwiederholung wieder, die Mandschu aber wieder nur in 'manchen Fällen'[2]), während sie ihn sonst unbezeichnet lassen oder Endungen anhängen. Selbst im Mexikanischen ist keine richtige Ordnung; Wundts Angaben verschönern das Bild bedeutend. Denn bei den leblosen Gegenständen braucht der Plural nicht mit dem Singular zusammenzufallen; er kann auch die Reduplikation annehmen, wie die Ausdrücke für 'Häuser' und 'steinige Örter' beweisen; die Bezeichnungen für Gegenstände gewöhnlicher Wertstufe verlängern zwar den Stammauslaut, bedienen sich aber auch einer Endung, wenigstens bei Tiernamen. Und Verlängerung und Reduplikation gleichzeitig nebeneinander ist nicht nur den Bezeichnungen der höchsten Wertstufe vorbehalten, den Göttern und dem heiligen Schakal, sondern kommt auch den Schlangen und sogar den Mücken zu![3])

[1]) Müller II, 1, S. 248. [2]) Ebd. II, 2, S. 267. [3]) Ebd. II, 1, S. 261 f.

Als letztes Mittel der Zahlenunterscheidung bleiben die Bestandteile übrig, die man gewöhnlich nur nach ihrer Stellung kurzweg Suffixe oder Praefixe nennt. Ihre Herkunft und ihre ursprüngliche Bedeutung ist unklar; wahrscheinlich ist aber, daß sie aus alten Fürworts-, vielleicht auch Zahlwortsformen hervorgegangen sind. Es ist deswegen auch schwer, sie gegen die vorhergehenden Klassen abzugrenzen und ihnen eine eigene Bedeutung zuzuschreiben. Wenn man sagt, sie seien rein begriffliche Mittel, im Gegensatz zu den auf die Sinne wirkenden Fürwörtern und Zahlwörtern und zum Unterschied von der Lautverdoppelung und Lautverlängerung, die sich an das Gefühl wendeten, so ist das eine künstliche, rein verstandesmäßige Scheidung. In einer Reduplikation oder in einer Lautdehnung fühlt der natürlich Redende nicht mehr als in einer Pluralendung *-es*. Und bei einer Fürworts- oder Zahlwortsform ist das unter Umständen nicht anders. Wenn ein Mafōr-Papua für 'Zweige' *snau-si* sagt und für 'Bäume' *aiknam-si*, so wird ihm kaum deutlich sein, daß *si* vielleicht die Mehrzahl seines persönlichen Pronomens ist, ebensowenig wie der Deutsche in der Endsilbe seiner Wörter *Viertel, Fünftel* noch an das selbständige *Teil* denkt. Er könnte sich mit seiner Verknüpfung ja auch irren; nur die Sprachgeschichte gibt über die Berechtigung einer solchen Zusammenstellung Auskunft. Andernfalls müßte der heutige Deutsche ja auch in Pluralbildungen wie *Rinder, Leiber* an der Endung *-er* Anstoß nehmen, weil diese ganz genau der Einzahl seines Fürworts *er* entspricht. Thatsächlich kann ein 'Wortbestandteil, der mit der Zahl Zwei zusammenfällt', auch etwas anderes bezeichnen als einen Dual, und einer, 'der mit dem Personalpronomen der dritten Person im Plural übereinstimmt', kann auch ein Zeichen des Singulars sein. Die Bezeichnung 'spezifische Beziehungselemente' ist deshalb für die in Rede stehenden Lautgebilde nicht angebracht; viel besser paßte dafür der Ausdruck 'erstarrte Beziehungsbezeichnungen'.

Daß diese rein begrifflichen Einheits- und Mehrheitssuffixe übrigens ganz 'im Einklang stehen' mit dem gleichfalls zu einem bloß begrifflichen Zeichen gewordenen Nominalstamm

(S. 38), ist doch für sie nichts Merkwürdiges. Sowohl in den Fällen der Dehnung und Reduplikation als auch da, wo ein Fürwort oder Zahlwort hinzutritt, befindet sich der Nominalstamm in der gleichen Lage, z. B. in mexik. *siwā* 'Weiber'. Und wie soll es sich hieraus auch erklären, daß diese abstrakten oder abstrakt gewordenen Numerusbezeichnungen in niedrig stehenden Sprachen so gut vorkommen wie in hochentwickelten, und daß sie manchmal nur teilweise und zwar bald neben einer sonst mangelhaften Unterscheidung, bald im Verein mit den andern Hülfsmitteln verwendet werden? Oder woraus soll sich das erklären? Aus der Verblassung des Wortstammes?

e) α) Die Pronomina sind Bezeichnungen für Gegenstände, die zu dem Sprechenden in einer eigentlich oder uneigentlich räumlichen Beziehung stehen; sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Gegenstandsbezeichnungen, den Substantiven, also dadurch, daß sie noch den Nebenbegriff der Beziehung in sich enthalten. Die persönlichen Fürwörter der ersten und zweiten Person, die zunächst jedenfalls allein diesen Namen verdienen, bezeichnen die beiden sich Unterredenden, die erste Person den Redner selbst, in der Mehrzahl den Redner und seine Umgebung; mit der zweiten Person bezeichnet der Redner den Angeredeten, in der Mehrzahl die Angeredeten, den Angeredeten und seine Begleitung. Die Demonstrativa und — soweit sie vorhanden sind — die Relativa bezeichnen dritte Personen in einem bestimmten Verhältnis zum Redenden. Das Demonstrativ weist unmittelbar auf sie hin, räumlich oder im Zusammenhang der Rede, und zwar manchmal mit Unterscheidung der Entfernung, wie bei *dieser* und *jener;* das Relativ ist eine besondere Abart des Demonstrativs, die in der Rede zurückweist. Das Demonstrativ den Hülfswörtern anzunähern, wie Wundt thut, hat man kein Recht; wenn gewisse Sprachen für sie einfach hinweisende Partikeln verwenden, so beweist das doch nicht mehr, als die Thatsache, daß in andern Sprachen nur Possessiva vorkommen, die Wichtigkeit der persönlichen Fürwörter einschränkt.

Die Interrogativen fragen nach der Beziehung eines unbestimmten Gegenstandes; die Indefinita dagegen geben die

Beziehung als möglichst allgemein an, berühren sich also mit den allgemeinen gewöhnlichen Gegenstandsbezeichnungen wie *Mensch, Ding, jemand, man;* darum rechnet man diese teilweise auch schon zu den unbestimmten Fürwörtern, aber doch wohl nicht ganz mit Recht.

Zweifelhaft kann man sein über das Wesen der sonst sogenannten persönlichen Fürwörter der dritten Person. Jedenfalls kann man sie einfach zu den hinweisenden Fürwörtern rechnen und als ihre besondere Eigentümlichkeit die Abschwächung des Hinweises ansehen, so daß als ihre wahre Nebenbedeutung nur die Zurückweisung innerhalb der Rede oder höchstens der Hinweis auf einen Gegenstand bliebe, der sich außerhalb des Kreises der sich Unterredenden befindet. Ihre Einreihung in die Klasse der persönlichen Fürwörter könnte man höchstens mit dem Umstand begründen, daß sie von den sich Unterredenden gebraucht werden mit Bezug auf Wesenheiten, von denen sie reden. Das ist aber doch kein durchschlagender Grund, sie mit den Bezeichnungen der Redenden selbst zusammenzustellen.

Die sogenannten Pronomina possessiva sind ganz anderer Art wie die bisher behandelten. Sie sind geometrisch ausgedrückt sozusagen eine Projektion der Personenbezeichnungen *ich, du* und *er,* oder sprachlich gefaßt eine Art Genetiv von ihnen, oder auch eine adjektivische Ableitung. Sie unterscheiden sich von den genannten Formen also nicht durch die Bedeutung, sondern durch die Verwendung im Satze. Und zwar beziehen sich *mein* und *dein* auf die beiden Redenden, *sein* auf einen Dritten, von dem geredet wird; von den übrigen fürwörtlichen Gegenstandsbezeichnungen wie *dieser, wer* fehlen die entsprechenden Formen; man braucht dafür den Genetiv: *wessen Haus.* Der Name 'besitzanzeigendes Fürwort', Possessiv, ist für diese Formen also unpassend, selbst wenn man den Besitz in eine Zugehörigkeit erweitert.

β) In der Form unterscheiden sich die Fürwörter stark von den gewöhnlichen Gegenstandsbezeichnungen, besonders dadurch, daß sie eine umständlichere Flexion haben und das Verhältnis zu dem Redenden, Geschlecht, Zahl und die Be-

ziehungen im Satz in weitem Umfange durch eigene Stämme bezeichnen, nicht durch einfache Endungen. Zwischen den persönlichen Fürwörtern und den besitzanzeigenden kann dabei ein verschiedenes Verwandtschaftsverhältnis bestehen. Jede der beiden Arten kann ursprünglich sein und der anderen zur Grundlage dienen: das Possessiv kann ebensogut von dem Personale abgeleitet sein wie das Personale von dem Possessiv. Denn die Beziehung eines Gegenstandes zu den Redenden kann ganz gut früher bezeichnet worden sein als die Redenden selbst, geradeso wie eine Farbe auch vor dem Ding benannt sein kann, dem sie anhaftet. Die dritte Möglichkeit, daß beide Fürwortsklassen durch ganz unverwandte Stämme vertreten würden, kommt anscheinend vor, aber nur selten.[1])

Freilich ist es schwer, die Abstammung auch im einzelnen Fall richtig zu bestimmen, da man mit geschichtlichen Veränderungen der Formen rechnen muß. Man darf sich nicht einfach nach der Wortlänge richten und die kürzere Form immer als die Grundlage der längeren ansehen, wie es Wundt thut. Wie eine hervorhebende Partikel die kürzere Form zur längeren erweitert haben kann, ebensogut kann die längere zu der kürzeren vereinfacht worden sein, besonders wenn sie im Sinn unseres Possessivs mit einem Substantiv verbunden war.

Aber es ist überhaupt auch zweifelhaft, ob man den Unterschied zwischen persönlichem und besitzanzeigendem Fürwort, wie ihn die höher stehenden Sprachen entwickelt haben, in dieser Form auf alle Sprachen übertragen darf. Denn eine Abgrenzung der beiden Klassen ist ja nur da möglich, wo der gesamte Aufbau darnach beschaffen ist, wo von den Gegenstandsbezeichnungen adjektivische Ableitungen möglich sind. Wir sagen *eine Wagneroper* und *eine Wagnersche Oper* nebeneinander, und ebenso *Ichsucht* und *mein Haus*. Aber eine fremde Sprache könnte neben *ich esse* auch *das Ich-Haus* sagen für 'mein Haus', so wie andere Völker gleichmäßig brauchen *mein Haus* und *mein Schlag* für 'ich schlage'. Sonst gibt nur eine völlige Verschiedenheit der Formen die nötige Gewähr für Trennung der beiden Wortarten.

[1]) Wundt II, S. 53 Anm.

Doch dem sei, wie ihm wolle: jedenfalls hat Wundt seine Darlegungen über das Verhältnis der beiden Pronominalklassen nicht glücklich eingeführt, weil der Sprachstoff, auf dem er aufbaut, eine zu schwache Grundlage abgibt. Vor allem ist ihm in Bezug auf die Sprache der Papuas ein leidiger Irrtum unterlaufen. Denn die Hauptvoraussetzung für seine Schlüsse, es gebe hier nur ein Pronomen reflexivum, das aus einem adjektivischen Possessivworte und einem substantivischen Reflexivwort *selbst* zusammengesetzt sei, so daß 'ich' hier = 'mein selbst' wäre, trifft nicht zu. Es gibt in der Papuasprache ein selbständiges Personalpronomen.[1]) Wundt hat es nur infolge der irreführenden Überschrift des Abschnitts übersehen und allein die 'emphatischen Formen' berücksichtigt; dabei hat er sich noch durch die deutsche Übersetzung 'mein selbst' verleiten lassen, diese Bildungen für ein Reflexiv auszugeben, von dem in seiner Quelle gar nichts steht. Auch bei dem Irokesischen hat er aus dem Formenbestand mehr herausgelesen, als angängig ist. Denn wenn er dem Possessiv die volleren, dem Personale die verstümmelten Formen der gleichen Wortstämme zuschreibt, läßt er die teilweise ganz kurzen vortonigen Formen des Possessivums außer acht, die vor das mit einem Suffix versehene Nomen sowie vor das Verbum treten[2]).

Auch das ist nicht richtig, daß sich in der Dakotasprache das persönliche Fürwort durch emphatische Zusätze von dem possessiven unterscheide; denn auch das selbständige Possessivum, das Wundt leicht entgehen konnte, weil es Müller ganz kurz am Schluß behandelt, hat ganz ähnliche Zusätze.

Viel Wert legt Wundt in seiner Beweisführung auch auf die Übereinstimmung des Possessivums gerade mit den Dual- und Pluralformen des persönlichen Fürworts. Die von ihm dabei erwähnte eigentümliche Mischung aber, daß in der Ketschua-

[1]) Müller I, 2, S. 34 f. Auch die Angabe, daß das grönländische Pronomen 'mein hier' bedeute, scheint nicht sehr sicher zu sein. Sie beruht auf einer Ansicht Kleinschmidts, des Gewährsmanns von Fr. Müller, die Müller anscheinend rein berichtend erwähnt.

[2]) Müller II, 1, S. 208 f.

sprache dem Singular des Personales zur Bildung des Plurals gewöhnlich der Plural des Possessivums angefügt werde, ist nur der ersten Person eigen, nicht auch der zweiten.[1])

γ) Wo ein besonderes persönliches Fürwort vorliegt, hat es bald einen reicheren, bald einen ärmeren Formenbau. Soll man die Einfachheit des Stammes nun für das Ursprüngliche halten und eine Vielgestaltigkeit, wie sie das Indogermanische und das Semitische aufzeigt, als Ergebnis einer längeren Entwicklung ansehen? Man müßte dann die Einheitlichkeit als Zeichen einer geringeren Denkfähigkeit hinnehmen und voraussetzen, wenn ein Volk das denkende Ich über die umgebende Welt der Gegenstände erhebe, müsse es dieses auch recht umständlich bezeichnen. Die Geschichte der indogermanischen Sprachen ist einer solchen Auffassung nicht günstig; denn hier ist besonders in der jüngsten Zeit die Pronominalflexion nur vereinfacht worden, und einer ältern Mannigfaltigkeit steht heute im Deutschen und Englischen, aber auch im Romanischen eine überraschende Gleichförmigkeit gegenüber. Während im Deutschen Dativ und Akkusativ mehr oder weniger zusammenfallen (*uns, mich*), unterscheidet das Englische der Gebildeten überhaupt höchstens noch den Nominativ vom Akkusativ (*I : me,* aber *you : you*), und die Ungebildeten schränken auch diesen Wechsel noch ein und sagen: *It is me* und *Who can he mean by that?*[2]). Hier fällt auch, wie im Romanischen, die Flexion des betonten Pronomens ganz zusammen mit der des Substantivs. Eine Folge geringerer Denkfähigkeit kann das doch unmöglich sein, kaum auch das Ergebnis eines wiederholten augenblicklichen Denkirrtums. So könnte vielleicht auch in den verschiedenen amerikanischen, afrikanischen, polynesischen und australischen Sprachen ausgeglichen sein.

Ob dieser Formenbau des Fürworts auch mehr der flexivischen Vereinfachung zuneigt als der des Nomens, ist schwer zu unterscheiden. Daß beim Fürwort Kasus wegfallen, die

---

[1]) Von Tschudi, Organismus 1884, S. 184 ff. Middendorf, Das Runa Simi, S. 65 ff.

[2]) Storm, Engl. Philol. [2] 680. Jespersen, Progreß, S. 214.

beim Nomen erhalten bleiben, erscheint jedenfalls nicht die Regel zu sein; und im Indogermanischen gilt gerade der umgekehrte Satz, daß das Pronomen zu einer bestimmten Zeit noch Formen gebraucht, die beim Nomen schon längst untergegangen sind (att. τόθεν, lat. *tibi*, got. *þe*, ahd. *diu*, mhd. *diu*, franz. *lui* u. s. f.). Auch den schwachbetonten Nebenformen, welche bei dem Fürwort so häufig neben den hochbetonten auftreten, läßt sich beim Nomen nur deswegen nichts an die Seite stellen, weil hier der Stoff schwerer beizubringen und nicht so leicht und sicher zu deuten ist. Aber die zu Konjunktionen erstarrten Bildungen des Nomens, wie sie dem Indogermanischen eigen sind, reden doch auch in allgemeiner Hinsicht eine deutliche Sprache, von den schon halbwegs Suffix gewordenen Nominalgebilden, deren Form man besonders schön in den lebenden Sprachen beobachten kann, ganz zu geschweigen. Jedenfalls unterscheidet sich das persönliche Fürwort in diesem Punkte in keiner Weise von dem possessiven. Denn auch hier entstehen neben den selbständigen Hochtonbildungen leicht kürzere Nebenformen und zwar offenbar überall, im Neuenglischen mit *my* neben *mine* und im Französischen mit *mon* neben *mien*, *not'* neben *nôtre* ebenso wie bei den Dakota-Indianern und den Irokesen.

Gerade in einer Frage könnte übrigens dieser Formenbau des Fürworts noch lehrreich sein: hinsichtlich des Ursprungs der Reduplikation. Wenn die Reduplikation wirklich einfach in den Lauten den Unterschied des Umfangs fühlbar machen sollte, der zwischen einer Menge und einem Einzelding besteht, könnte sie auch bei dem Fürwort üblich gewesen und gerade hier auch erhalten geblieben sein. Ihre Seltenheit spricht nicht sehr für eine solche Auffassung ihres Wesens, sondern eher dafür, daß die reduplizierte Form gekürzt sei aus einer Wortwiederholung. Denn da beim Fürwort die Mehrzahl nur Wesen verschiedener Art vereinigt, beim Nomen dagegen Dinge der gleichen Art, liegt nur hier die Wiederholung des gleichen Wortes nahe, beim Fürwort aber nicht.[1])

[1]) Im Dual stellen sich die Unterredenden den andern doch nur in der Form 'wir beide' als Einheit gegenüber, nicht auch in

Daß sich ein besitzanzeigendes Fürwort aus einem persönlichen herausbildet, kommt in der Sprachgeschichte allerdings häufig vor; man denke nur an das deutsche *ihr* und an franz. *leur*. Für die Beurteilung der Thatsachen ist aber wichtig, daß man die Gruppe, in der das Fürwort auftritt, zunächst immer als syntaktisches Gebilde ansieht und untersucht.

Soweit die Forschung das verfolgen kann, wird das Fürwort in derartigen Verbindungen zunächst durchgehends eine fertige Wortform sein, in den Flexionssprachen eine flektierte Form, in einer flexionslosen ein unveränderter Stamm. Erst allmählich wird sich aus einer solchen Wortgruppe ein einheitliches Wort, eine Zusammensetzung herausbilden. Wenn sich Stamm und erster Teil der Zusammensetzung im einzelnen nun auch manchmal decken, ist eine Unterscheidung doch für die Auffassung von Belang. Es können also — annähernd ins Neuhochdeutsche übertragen — nebeneinanderstehen *das Ich-Haus, das Haus meiner (von mir)* und *mein Haus*. Man sollte aber die Genetiv-, die Partikel- und die Adjektivverbindung ganz sondern von dem andern Fall, wo das Fürwort allein steht, besonders da, wo es einem verkürzten oder geschwächten Personale gleicht. Der erste Teil einer solchen Verbindung braucht freilich nicht immer ein persönliches Fürwort gewesen zu sein; auch ein ehemals ganz fertiges sicheres Possessivum könnte, wie früher schon angedeutet wurde, in der Zusammensetzung zu einer Art Vor- oder Nachsilbe geschwächt worden sein.

Dennoch kann man nicht sagen, daß ein Possessivum von einem Nominal- oder Verbalbegriff, an den es sich anlehne, stärker angezogen werde als das Personale. Denn die Möglichkeit, daß ein deutliches Personale anders als in der besprochenen Weise mit einem Nomen verbunden werde, scheint ebenso ausgeschlossen zu sein wie der entgegengesetzte Fall, daß ein wirkliches Possessivum mit einem

der Form 'ihr beide'. Hier kann neben dem Angeredeten doch nur wieder jene dritte Person in Betracht kommen, die auch bei dem Trial eine solche Rolle spielt (Wundt II, S. 51).

wahren Verbum (nicht Verbalabstrakt) zusammenfließe. Man mache nicht geltend, jedes mit einem Nomen verbundene Pronomen dürfe man possessiv nennen, besonders wenn es gegenüber der ursprünglichen Form geschwächt sei. Denn ein solcher Gebrauch wäre zwar einfach, würde aber den Thatbestand nur verschleiern und das Verständnis der Dinge erschweren.

Es ist deswegen auch Vorsicht geboten in der Beurteilung der Genetivverbindungen. Da man eine einfache Nebeneinandersetzung zweier Nomina als eine Genetivgruppe anzusehen pflegt, scheint auch für die Pronominalverbindung die gleiche Benennung am Platze. Aber selbst beim Nomen ist diese Bezeichnung vom Übel, wie wir noch ausführlicher hören werden; man könnte die Verbindung von unserem Standpunkt ebensogut eine Zusammensetzung nennen.[1]) Wo ein Besitzausdruck wie 'Sache, Eigentum' ins Spiel kommt, liegt noch weniger ein Genetiv vor; wir werden auch hierauf bei der Behandlung des Genetivs zurückkommen (S. 108 ff.).

δ) Daß die Demonstrativa ursprünglich mit hinweisenden Adverbien zusammenhängen, darauf deuten nicht bloß Spuren in den afrikanischen und den Negersprachen — Spuren, nebenbei gesagt, die nicht ganz so offenkundig sind, wie man nach Wundts Angaben vermuten sollte —, sondern vielleicht auch das got. *jains*, wenn es, ähnlich wie das gr. ἐκεῖνος auf ἐκεῖ, so in seinen Anfangslauten auf ein altes Deutewort germ. *jai* 'dort' zurückgeht. Nur ist eben fraglich, wie diese Partikeln in den einzelnen Sprachen zum Fürwort umgestaltet wurden, ob durch einfachen Übertritt in eine Flexion oder durch Verschmelzung mit einem schon vorhandenen Personalpronomen oder sonstwie.

---

[1]) Es entspricht deswegen auch nicht den Thatsachen, wenn man von den Negersprachen sagt, für das Possessivum verwendeten sie Genetive oder genetivische Verbindungen neben abgekürzten Possessivaffixen, oder wenn man dem Hebräischen sogar eine Mischform zuschreibt, weil es ein verkürztes Personale hinter das zugehörige Nomen setze in der Art eines Genetivs (II, S. 54 Anm. 1).

Aber trotz dieses Zusammenhangs ist es gewagt, das Demonstrativ vom Nomen weiter fortzurücken als die persönlichen Fürwörter, solange man nicht genau weiß, was eigentlich diese bedeuten. Könnten sie nicht auch Deutepartikeln gewesen sein? Von der dritten Person ist ja meist recht wahrscheinlich, daß sie ein reines Demonstrativum war.

Daß ein Demonstrativum durch die fragende Betonung des Fragesatzes selbst zum Fragepronomen wurde, ist nicht unmöglich. Aber ob in allen Sprachen dieselbe Entwicklung vorliegt, entzieht sich unserer Beobachtung.

Das unbestimmte Fürwort, das Indefinitum, ist seiner Form nach bald ein hinweisendes, bald ein fragendes Fürwort gewesen, und beide Entwicklungen begreifen sich sachlich auch ohne Schwierigkeit. Den Übergang des Demonstrativs zum Indefinitum zeigen ja die neueren Sprachen Europas noch in manchen Beispielen (deutsch *der und der*, franz. *un tel*, engl. *such*). Aber zwischen Fragewort und unbestimmtem Fürwort ist der Weg in beiden Richtungen gangbar. Ein ursprüngliches Indefinitum kann durch den Frageton in ein wirkliches Fragewort umgewandelt werden, und umgekehrt kann ein Fragewort durch Entziehung des Fragetons und durch Verschiebung der syntaktischen Beziehungen in ein unbestimmtes Fürwort übergehen.

Das Relativum ist im Satzzusammenhang entstanden und kann nur daraus erklärt werden. Jedenfalls kann es aber ebensogut aus dem Demonstrativum hervorgehen wie aus dem Fragepronomen: deutsches *der* und *welcher* sowie lat. *qui* zeigen die beiden Möglichkeiten anschaulich nebeneinander.

3. Kasusformen des Nomens.

a) Auf den früheren Streit, ob die grammatischen Kasus das Ursprünglichere seien oder die ortsbezeichnenden, und die darauf folgende Verquickung der beiden Klassen zu einer, wie man arglos glaubte, naturnotwendig bedingten Einheit, sieht man heute kühl herab. Mochten die Pfadfinder der indogermanischen Sprachwissenschaft die Dinge auch hier schon an einem schönen Abschluß wähnen, der nur der allererste

Anfang war: heute ist man vorsichtig und begnügt sich mit einer einfachen Feststellung des Thatsächlichen. Man untersucht als letztes Ziel die Bedeutung der für die Ursprache erschließbaren Bildungen, ohne sich einzubilden, hiermit den Urzustand der menschlichen Sprechthätigkeit gefunden oder darin eine vom Standpunkt des Denkens oder der Welt der Dinge mühelos nachweisbare, vollkommene Ordnung vor sich zu haben. Ältere Zustände, wo die syntaktischen Beziehungen einfacher, ohne äußere Zeichen angedeutet wurden, setzt man ohne weiteres voraus. Die Sprachen der niedrigstehenden Völker kann man dabei zum Vergleich heranziehen, mehr um ein fertiges Bild vor Augen zu haben, wie es auch bei uns gewesen sein könnte, als in der Überzeugung, daß diese Sprachen noch in diesem Urzustande verharrten und nicht selbst womöglich auch eine lange Entwicklung durchgemacht hätten. Im Laufe der Zeit mag dann auch unser Sprachstamm einmal die Dinge der Außenwelt zunächst nach ihrem Werte in lebende und leblose geschieden haben, wo eine Kasusbildung noch gar nicht vorhanden war[1]), und dann — wahrscheinlich wieder beträchtlich später — mag auch der Instrumental eine Rolle gespielt haben[2]). Das ist alles möglich, und es ist gut, sich das vorzuhalten, weil es die Augen öffnet über das geschichtlich Vorliegende. Sicher ist freilich davon nichts, am wenigsten das letzte, zumal wo die lautlichen Besonderheiten der in Betracht kommenden Suffixe noch gar nicht gedeutet sind: denn es könnte das *bh* dieser Formen —

[1]) In diesem Punkte verhalten sich die Sprachen der Naturvölker allerdings nicht so einheitlich, wie es nach Wundts Darlegungen scheinen könnte. Nur bei den Tarasken hat der Akkusativ der Ausdrücke für lebende Wesen allein sein Zeichen. Bei den Totonaken haben beide Klassen, das Lebende und das Leblose, im Nominativ eine Endung nur meistens, nicht immer, und ebenso kann in den Dravidasprachen bei belebten Wesen der Nominativ besonders bezeichnet werden, muß es aber nicht.

[2]) In der Sprache der Awaren bleibt der Instrumental übrigens geschieden vom Dativ, Lokativ und Ablativ; nur bei den Artschi fällt er mit dem Ablativ zuammen.

trotz dem lat. *tibi*, alti. *tubhyam* — ebensogut auch ein Dualzeichen sein und mit ἄμφω, deutsch *beide* zusammenhängen. Auch das Baskische, das den Instrumental benutzt zur Bezeichnung des Subjekts einer Thätigkeit, beweist nicht viel, weil hier unserem finiten Verbum ein Verbalabstrakt entspricht, der Satz also passivisch gewendet ist. Von da zu den indogermanischen Verhältnissen ist aber ein weiter Weg.

Bei der Betrachtung der Kasusverhältnisse hat man natürlich sowohl auf die Bedeutung wie auf die Form Rücksicht zu nehmen; man hat mit andern Worten zu scheiden zwischen Wortform und Kasusbildung. Innerhalb der Einzelsprachen muß dabei ein Grundsatz als Richtschnur dienen: man darf jede Sprache nur von sich aus beurteilen, man darf nicht etwa einen Maßstab, den man aus der einen genommen, an die andere anlegen. Das hat man oft versäumt, nicht nur bei der Darstellung ganz entlegener fremder Sprachen, die man fast immer vom Standpunkt des Indogermanischen aus betrachtete, sondern auch bei der Behandlung der neueren Entwicklung der indogermanischen Familienglieder selbst, für die in der Regel die Verhältnisse des Lateinischen zu Grunde gelegt wurden. Aber es ist ungehörig, franz. *de Dieu* und *à Dieu* einen Genetiv und einen Dativ zu nennen oder von *prendre patience* zu behaupten, bei ihm werde der Teilungsartikel 'weggelassen'[1]).

Innerhalb einer größeren Gruppe wird die Aufgabe schwieriger. Schon wenn man die heutigen germanischen Sprachen vergleichend beschreiben wollte, würden sich Anstände ergeben, da z. B. das Neuenglische oder das Holländische ganz anders geartet sind als das Neuhochdeutsche. Man müßte da eben von den syntaktischen Verbindungen ausgehen und feststellen, wie zwei Hauptwörter verknüpft werden, wie die Verba ergänzt werden, und in welcher Weise das Subjekt des Satzes ausgedrückt werden kann u. s. w.

---

[1]) Ein Beispiel einer zeitgemäßen Behandlung einer Einzelsprache habe ich zu geben versucht in meiner 'Deutschen Sprache der Gegenwart', Leipzig 1900.

Bei einer ganz allgemeinen Betrachtung darf man nur ähnlich verfahren. Man kann zwar die Kasusformen im einzelnen darlegen und auch einige Vergleichungspunkte herausfinden. Aber diese Vergleiche hinken bedeutend stärker, als das schon im allgemeinen von den Vergleichen gilt. Man muß also die Kasusbildung im allgemeinen der Untersuchung zu Grunde legen. Wundt hält das für unrichtig; darin liegt aber gerade, glaube ich, der Hauptfehler seiner Darstellung. Man kann ja auch die verschiedenen Ausdrucksformen für die Kasusverhältnisse zu einander in Beziehung bringen und darunter die Flexion wieder besonders verfolgen. Das sind aber zwei eng begrenzte Sonderaufgaben, neben denen die eigentliche Hauptsache unerledigt bleibt.

b) Wenn man die eigentliche Kasusbildung im weiteren Sinn vornimmt, erheben sich übrigens zwei Schwierigkeiten: die eine betrifft die Unterscheidung der Sprachen, die andere die in Betracht zu ziehenden Bildungen selbst.

Bezüglich des ersten Punktes liegen bekanntlich neben Bildungen mit Endungen solche mit vor- oder nachgesetzten Hülfswörtern, aber auch solche ohne jedes äußere Formzeichen. Diese kann man nun einfach nebeneinander stellen, ohne über ihren Wert oder ihre geschichtlichen Beziehungen ein Urteil abzugeben. Will man aber Leben in eine solche Reihe bringen, so muß man einen sicheren Standpunkt für die Betrachtung suchen, und das ist die geschichtliche Entwicklung noch am ehesten. Dann könnte man aber an den Sprachen, deren Geschichte über einen langen Zeitraum hin bekannt ist, an den indogermanischen, darlegen, wie eine Flexion zerstört werden kann, und wie der Flexionsstandpunkt abgelöst wird durch einen andern, wo entweder nur Hülfswörter in Betracht kommen, oder wo auch die Stellung im Satze einen Ausschlag gibt für den Sinn. Umgekehrt aber ergäbe sich auch, wie aus einer Wortgruppe ein neues Wortgebilde entstehen kann, und zwar bald eine Stammbildung wie in deutsch *Bescheidenheit*, franz. *heureusement*, bald eine Flexionsform wie franz. *du, au*. Von diesem sicheren Boden dürfte man dann einen Blick werfen auf den unsicheren und von den

Sprachen ohne Geschichte vermuten, wie sie aufzufassen seien, ob als Beispiel eines Urzustandes oder als Ergebnis einer weit fortgeschrittenen Entwicklung. Wenn keine scharfen Grenzen zu ziehen sind, so verschlägt das nichts. Gerade die Übergänge treten in den geschichtlichen Sprachen ja so deutlich hervor, daß sie eigentlich als das Regelmäßige und Naturnotwendige erscheinen. Überhaupt thut man vielleicht am besten, wenn man die Gruppen durchweg nicht so scharf trennt, sondern höchstens den Grundzug ihres Wesens kurz bezeichnet. Zur Not kann man sie auch noch in einer Stufenleiter übereinander ordnen. Freilich müßte man dabei ohne Voreingenommenheit verfahren und sich frei machen von dem Einfluß seiner eigenen Denkgewohnheiten und seiner Sprechweise.

Bedenklich ist es auch, über eine bestimmte Sprache gleich ein Werturteil abzugeben. Daß die eine vollkommener sei als die andere, läßt sich auf Grund der Bildung der Wortformen nicht sagen; denn das Wichtigste, die Ausdrucksfähigkeit, hängt ja davon gar nicht allein ab, sondern mindestens ebenso von dem Reichtum an Begriffen und von der Vielseitigkeit der gedanklichen Beziehungen. Wie man also heute davon abgekommen ist, von der Formlosigkeit einer flexionslosen oder flexionsarmen Sprache zu reden, so sollte man sie auch nicht länger als weniger vollkommen hinstellen als die flexionsreichen, zumal da ja so ziemlich jede in ausgiebigem Umfange Hülfswörter verwertet: das Semitische z. B., dem neben dem Nominativ, Genetiv und Akkusativ noch zahlreiche Präpositionen zu Gebote stehen, kann alles in allem ebensoviel ausdrücken als die älteren Sprachen des Indogermanischen mit ihren sechs bis acht Kasus.

Natürlich kann eine Sprache alle die verschiedenen Formstufen durchlaufen haben, ohne damit inhaltsreicher oder ausdrucksgewandter zu werden; aber das Umgekehrte ist auch möglich, wie das Beispiel vieler Naturvölker zeigt, deren Sprache durch das Christentum bereichert und gefördert worden ist.

Ob diese einfacheren Sprachen übrigens immer die erste Stufe der Entwicklung darstellen, ist noch fraglich. Da ihre Träger doch schon einen gewissen geistigen Fortschritt durch-

gemacht haben, könnten sie auch einen Endzustand aufweisen ähnlich wie das Chinesische, bei Voraussetzung einer mehrfachen Aufeinanderfolge der drei Stufen vielleicht einen früheren. Überdies weiß man ja auch noch gar nicht, wie die menschliche Sprache in der allerfrühesten Zeit ihrer Geschichte beschaffen gewesen ist, ob sie sich durch Formenfülle auszeichnete, oder durch Formenarmut.

c) Eine Scheidung und Ordnung der Kasusformen kann man nur auf den Bestand der wirklich vorliegenden Bildungen gründen. Dieser ist aber recht unsicher und schwankend. Wie die Sprachen heute vorliegen, haben sie ja viele Veränderungen hinter sich, und wenn man sie zum Ausgangspunkt seiner Untersuchungen macht, gilt das Ergebnis, das man findet, nur für eine verhältnismäßig späte Zeit. Selbst das älteste Indogermanisch ist für diese Zwecke zu jung, und der Umstand, daß in seinem Instrumental zwei früher getrennte Formen zusammengefallen sind, ist deshalb für diese Frage ganz gleichgültig.

Wie ist aber nun zu gliedern? Daß die frühere Gegenüberstellung der lokalen und grammatischen Kasus nicht glücklich ist, unterliegt keinem Zweifel. Aber was Wundt dagegen einwendet, hat auch seine schwachen Seiten. Daß neben dem Raum schon im Anfange der Entwicklung auch die Zeit und die verschiedenen Formen der Bedingung wie Ursache, Folge und dgl. vorgestellt worden seien, kann man zugeben. Wie sind sie aber sprachlich bezeichnet worden? In allen Sprachen dienen zum Ausdruck dieser Beziehungen Wörter, die, soweit ihre Herkunft klar ist, zunächst etwas Anschauliches, Greifbares bedeutet haben. Nicht bloß den Mandenegern ist dieser Zug eigen, sondern auch den hochstehenden europäischen Völkern, wie deutsch *zurück, überhaupt, vorderhand,* franz. *de mon chef* 'auf meine eigene Faust', *derechef* 'von neuem', *d'abord, amont,* it. *da capo* u. s. w. bezeugen. Auch scheinbar ganz abstrakte Kasusbildungen wie der Caritiv des Baskischen und der uralischen Sprachen können so entstanden sein, vielleicht aus einer alten Angabe der Entfernung, vielleicht aber auch einer alten Zusammensetzung, wie sie in nhd. *bartlos, herzlos*

vorliegt. Wie solche Dinge sich entwickelt haben, zeigt ja auch z. B. das Hebräische, wenn es den Ablativus comparationis des Lateinischen und den entsprechenden Genetiv des Griechischen durch die Partikel *min* 'von—ab' wiedergibt. Man hat also im Grunde doch nicht so unrecht, wenn man diese Kasus lokale nennt, solange man dabei nur die Form im Auge hat.

Daß umgekehrt die grammatischen Kasus im Satz logisch nicht nötiger sind als die andern, ist unbestreitbar. Freilich, daß es einen Satz geben könne ohne Subjekt und ohne Objekt, liegt nicht so ohne weiteres auf der Hand. An die sogenannten subjektlosen Sätze, wie lat. *pluit*, darf man kaum denken, da deren Bildung und Herkunft ja auch noch nicht ganz klar ist; denn hier wurde allem Anschein nach als Erreger des Vorgangs zunächst ein persönliches Subjekt vorgestellt, das als selbstverständlich nicht durch ein besonderes Nomen brauchte bezeichnet zu werden. Ohne Objekt könnte man sich einen Satz schon denken; ein Subjekt dagegen setzt eine Aussage, wie sie der Satz gewöhnlich ist, doch mindestens voraus.

Die Unterscheidung, die Wundt selbst vorschlägt, befriedigt auch nicht, und zwar in verschiedener Beziehung nicht. Die Kasus, bei denen der Nominalstamm als solcher, ohne irgend welche eigene Bildungsmittel wie Suffixe, Präpositionen oder Postpositionen, die Kasusbeziehung zureichend ausdrücken kann, sind Kasus der inneren Determination; die andern, wo solche Mittel angewandt werden müssen, damit der Ausdruck lückenlos und eindeutig sei, heißen Kasus der äußeren Determination. Diese Einteilung geht von einem formalen Gesichtspunkt aus, hat aber das Bestreben, damit zugleich der Logik zu genügen: die endungslosen Bildungen sollen rein grammatische, die mit Endung versehenen Verhältnisbezeichnungen sein. Aber das stimmt meist nicht zu den sprachlichen Thatsachen. Sehr viele sonst endungslose Sprachen bezeichnen gerade die grammatischen Hauptkasus mit einer Endung wie das Totonakische, das den Nominativ meist mit einem besonderen Zeichen versieht, oder wie bezüglich der Ausdrücke für lebende Wesen auch das Taraskische mit seinem Akkusativzeichen, oder wie die dravidischen Mundarten mit ihrem Nominativzeichen. Umgekehrt

bleibt in gewissen älteren indogermanischen Sprachen gerade der Lokativ wieder endungslos[1]).

Noch schlimmer steht es mit den Sprachen mit reichen Endungen, wie schon Delbrück (S. 129) hervorgehoben hat; denn hier werden alle Kasus mit eigenen Ausgängen versehen, die Modalkasus so gut wie die grammatischen. Und in den neueren Sprachen Europas geht alles durcheinander. Hier gibt es Subjekts- und Objektskasus mit Präpositionen (deutsch *Von dem Papier ist noch da*[2]), *Die Jäger töteten an 50 Hirsche*, franz. *Des soldats sont arrivés, Il suffit de vous dire, On a payé jusqu'à cent francs*, engl. *About five were there* und dgl.) und umgekehrt wieder Verhältnisbezeichnungen ohne jede Formbestimmung (*Er wohnt Breite Straße, Wir reisen 6 Wochen jedes Jahr; Je demeure Rue Corneille, Il est parti la semaine passée;* mhd. *der vuor wazzer unde wege*[3]) u. s. w.). Mit andern Worten: die Einteilung trifft nur zu bei den Sprachen einiger Naturvölker, an denen sie beobachtet worden ist; verallgemeinern darf man sie nicht.

Daß man in dieser Frage etwas begründen könnte durch gelehrte Erwägungen, sehe ich auch nicht ein. Nicht einmal die Zahl der grammatischen Kasus scheint mir irgendwie bedingt durch logische oder sachliche Verhältnisse. Der Genetiv z. B. braucht nicht zu dem Urbestand der Kasus zu gehören. Delbrück faßt den Genetiv auch jetzt noch als Verbalkasus (S. 130 Anm.). Für das Indogermanische mag das gelten; für die übrigen Sprachen kommt jedenfalls die Verbindung zweier Substantiva ins Spiel. Kann eine solche Gruppe aber nicht erst das Ergebnis einer langen Entwicklung sein, so wie es die Zusammensetzungen auch sind? Es wäre dann der Sinn dieser Verbindung vorher immer durch einen Satz ausgedrückt worden. Auch an dem Alter des Dativs könnte man zweifeln. Man könnte sich vorstellen, daß in einer gewissen Zeit alle Verba nur den Akkusativ nach sich hatten, und daß rein aus der

---

[1]) Brugmann, Gr. II 2, S. 610 ff.

[2]) Verf., Deutsche Sprache der Gegenwart, S. 319.

[3]) Paul, mhd. Gram. [3] § 245.

Bedeutung der einzelnen Wörter der Sinn der Beziehung hervorging. Wie man im mhd. *sus fuorten si in berge und tal* oder im nhd. *Wer hat dich solche Streich gelehrt?* die beiden Akkusative auseinander halten kann, so könnte es auch in alter Zeit zwischen dem näheren und dem ferneren Objekt geschehen sein. Thatsächlich kennt ja auch das Malaische sowie ein Teil der uralischen Sprachen offenbar auch keinen Dativ[1]), und selbst im Englischen ist es erlaubt zu sagen *I give him this book.* Aber es wäre auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß unsere Dativbeziehung immer durch ein Hülfswort angedeutet wurde, so wie es die romanischen Sprachen und das Neuenglische bei dem Substantiv machen.

Aber damit ist es noch nicht genug. Man führt zu der Begründung der Vierzahl der grammatischen Kasus an, Subjekt, näheres und ferneres Objekt könnten durch ihre Stellung neben dem Verbum ausreichend gekennzeichnet werden, der Genetiv durch seine Stellung zu dem ihm übergeordneten Substantiv. Wenn aber kein Verbum vorhanden ist, wie in den Sprachen, die sich an Stelle des Verbs der Verbalabstrakta bedienen? Dann stehen ja drei bis vier Substantiva nebeneinander, von denen jedes einen der grammatischen Kasus ausdrückt. Hier ist gar kein anderer Ausweg möglich, als daß die Bedeutung den Ausschlag gibt, wie in dem Satz unserer Kinder *Mama Milch Else* 'Die Mutter hat der Else Milch gegeben'. Oder aber die Betonung. Wir Deutsche halten ja so am leichtesten auseinander einerseits *Da konnte man viele Reden hören* und andrerseits *Da konnte man viele reden hören.*

d) Daß sich die grammatischen Kasus in ihrer Stellung so nach dem Verbum richten, ist selbst eine merkwürdige Thatsache[2]). Daß sie ursprünglich von der Reihenfolge der Wahrnehmung abhängt, wie in der Geberdensprache, ist wahrscheinlich, wenn auch nicht so leicht auszumachen

[1]) Fr. Müller, II 2, S. 115 ff., 201 ff.

[2]) Unter den niederen Sprachen, welche die grammatischen Kasus gar nicht oder nur wenig unterscheiden, ragt aber im Genetiv das Bari nicht über das Dinka hervor; denn auch das Dinka kann seinen Genetiv besonders bezeichnen.

sein wird, warum in der einen Sprache das Subjekt dem Verbum vorangeht, in der andern das Objekt. Fraglich erscheint mir aber doch noch, ob die Ordnung wirklich so streng eingehalten wird, wie es in den grammatischen Darstellungen gelehrt wird. Denn man muß doch auch mit dem Einfluß der Gefühle rechnen und erwarten, daß eine Vorstellung sich rascher in das Bewußtsein drängt als eine andere. Wo die regelmäßige Wortstellung jung entwickelt ist, wird das Grundgesetz doch häufig umgangen. Für franz. *Mon frère vient* und engl. *My friend comes* sagt man in der Alltagssprache, sobald der Verbalbegriff in den Vordergrund treten soll, *Il vient, mon frère* und *He comes, my friend*; und die Voranstellung anderer Satzglieder ist ja ebenso häufig *(The letter I wrote to-day)*. Daß niedriger stehende Völker solche außergewöhnlichen Stellungen nicht kennen sollten, weil sie viel ruhiger dächten, erscheint doch nicht so von vornherein glaublich.

Daß die Kasus der innern Determination auf sehr vielen Sprachgebieten im Lauf der Geschichte Endungen bekamen, ist schon erwähnt worden. Infolge einer Angleichung an die Kasus der äußeren Determination kann das nicht geschehen sein. Das würde doch voraussetzen, daß man die Kasusformen eines Nomens miteinander verglichen und die bei diesem Vergleiche bemerkten Abweichungen zu entfernen gesucht hätte. Mit der Änderung der Wortstellung hängt der Antritt dieser Endungen freilich wohl zusammen. Aber diese hat ihre Verwendung nicht hervorgerufen oder nötig gemacht, sondern aus ihrem Vorhandensein höchstens erst Nutzen gezogen. Hervorgegangen sind die Endungen vielmehr aus ursprünglich überflüssigen verdeutlichenden Zusätzen, oder es ist, wie im Dativ und Genetiv, eine ganz andere Denk- und Sprachform aufgekommen: ein Kasus der äußeren Determination ist so beliebt geworden, daß er seinen endungslosen Nebenbuhler verdunkelte und verdrängte. Daß das Semitische in geschichtlicher Zeit die Endungen der grammatischen Kasus eingebüßt hat, braucht natürlich auch nicht veranlaßt zu sein durch die Endungslosigkeit der übrigen Kasus. Vielmehr haben diese aller Wahrscheinlichkeit nach in grauer Vorzeit auch einmal Endungen

gehabt, sie aber früher abgestoßen als die grammatischen Kasus. Beide Kasusklassen haben nur das gleiche Schicksal gehabt, die eine früher, die andere später, und schuld an ihrem Schicksal ist, wie das Äthiopische, Aramäische und Hebräische gegenüber dem Altarabischen vermuten lassen, wieder die besondere Art der Betonung. Einer innern Kraft des Gedankens darf man einen solchen Abfall der äußeren Hülfsmittel nicht zuschreiben.

e) Daß Subjekt und Akkusativobjekt oft durch Endungen ausgezeichnet werden, ist offenbar die Folge einer nachdrücklichen Hervorhebung. Merkwürdig bleibt nur, daß bald das eine, bald das andere eine solche Endung bekommt, bald aber auch beide[1]). In unseren Kultursprachen sind wir gewöhnt, meist das Prädikat zu betonen und damit natürlich vor allem auch das Akkusativobjekt, das ja oft den wichtigsten Teil des Prädikats bildet, das Subjekt dagegen schwächer betont an die Spitze zu stellen. Doch ist das nur Brauch bei den Gebildeten und Redegewandten. Das niedere Volk legt den Nachdruck sehr oft auch auf das Subjekt und fügt das Prädikat als eine Art Nachtrag schwächer betont hinzu: *Der Kárl kommt.* Bei diesen Sprechern steht nur die handelnde Person im Blickpunkt der Aufmerksamkeit; die von ihr ausgeübte Thätigkeit wird als selbstverständlich gar nicht weiter hervorgehoben. Für die niedriger stehenden Völker haben wir eine ähnliche oder noch unbehülflichere Denkweise vorauszusetzen. Vielleicht lassen sich bei einer genaueren Beobachtung der Verhältnisse wirklich noch derartige Unterschiede im Gebrauch feststellen; glaubhaft erscheint schon jetzt das eine, was Wundt auch hervorhebt, daß, wo der Sprechende selbst

---

[1]) Die von Wundt erwähnte Unterscheidung von Subjekt und Objekt durch Zusätze, die dem Verbum an- oder eingegliedert werden, ist im Malaischen nicht üblich. Die Wundtschen Belegstellen beruhen jedenfalls auf einem Irrtum, decken sich aber merkwürdigerweise mit Belegstellen bei Fr. Müller (III 2, S. 56), die selbst nicht stimmen. Der Beleg für die Abchasen (III 2, S. 65, Sprachprobe) wäre hinzuzufügen.

Subjektsbegriff ist, dieser weniger in den Vordergrund tritt als in den übrigen Fällen.

Der Dativ weist öfter ein äußeres Kasuszeichen auf, auch in den Sprachen der niedrig stehenden Völker; das spricht doch nicht für seine grammatische Natur. Und wenn Wundt gerade diese Doppelheit der Form ins Feld führt gegen seine Deutung als Lokalkasus, begeht er vielleicht denselben Fehler, den er sonst an seinen Gegnern tadelt, daß er nämlich trotz der Zwiespältigkeit der Form auf eine Einheitlichkeit der Herkunft schließt. Wäre es da nicht ratsamer, die geschichtlichen Formen unseres Kasus von vornherein auf mehrere Quellen zurückzuführen, die einfachen endungslosen auf einen alten grammatischen Dativ, die andern auf einen alten Ortskasus? Dann ließe sich wenigstens die grammatische Seite des Kasus noch retten, die sonst sehr gefährdet ist. Denn die Thatsache, daß sich die sonst unserem Dativ noch zukommenden äußern, namentlich lokalen Beziehungen gelegentlich zu einer besondern Kasusform entwickeln, spricht doch auch viel eher gegen die grammatische Natur des Dativs als für sie. Sonst dürfte man im Sinne dieser Auffassung gar auch schließen, wo sich nur die Form mit dem Hülfswort herausgebildet habe, der einfache Dativ also ausgestorben ist, z. B. also beim neuenglischen oder französischen Substantivum, sei nie eine entsprechende einfachere Wortform vorhanden gewesen.

Die Endungen, die der Dativ in einigen Sprachen mit dem Akkusativ gemein hat, drücken schwerlich die übereinstimmende Beziehung der beiden Kasus auf die Objekte der Handlung aus; näher liegt es, in ihnen alte, rein hervorhebende Partikeln zu sehen, wie sie sonst ja auch an den Nominativ antreten. So auffällig ist diese Formengleichheit übrigens nicht; im Niederdeutschen haben wir bei dem Pronomen ganz dieselbe Erscheinung (*mir* oder *mich* als Akk. und Dat.); hierin aber wird niemand versucht sein, einen Beweis zu sehen für ihre innere Verwandtschaft.

f) Neben den besprochenen Wortformen des Nominativs, Akkusativs und Dativs ist die Bezeichnung Genetiv eigentlich nicht recht am Platz. Während wir nach unserem Sprach-

gebrauch unter Genetiv auch die Kasusform verstehen, die von einem Verbum abhängt, kommt auch hier die Verbindung eines Hauptworts mit einem zweiten in Betracht.

Diese Verbindung erscheint nun in mehrfacher Form. Das einfachste ist die Nebeneinandersetzung. Freilich ist eine genaue Abgrenzung oder wenigstens eine begriffliche Feststellung hier sehr von nöten. Wenn man nicht nur Verbindungen hierher rechnet wie *Vaterhaus, Kirchturm,* sondern auch wie *ein Becher Wein,* muß man sich auch über Beispiele entscheiden wie *Der Fall Schnäbele, das Ministerium Bismarck* und über Appositionsverbindungen wie *Kaiser Wilhelm,* endlich aber auch über Neuschöpfungen wie *Müller-Meiningen* und dergl.[1]). Soll man diese auch als Genetivgruppen ansehen? Bei einigen spricht die Bedeutung mehr dafür, bei andern weniger. Und wenn man berücksichtigt, daß dem deutschen Ausdruck *das Wort Hülfe* im Lateinischen entspricht *nomen auxilii,* sowie daß an Stelle unseres *Die Stadt Berlin* der Franzose sagt *La ville de Paris* und der Engländer *The city of London,* dann wird eine Entscheidung noch viel nötiger. Freilich müßte man bei der Einrechnung aller dieser Fälle die Bedeutungsbeziehung der Gruppe als sehr lose annehmen.

Neben den einfachen Aneinanderrückungen kommen Verbindungen mit Hülfswörtern vor[2]). Daß man eine Art dieser Hülfswörter Relativa und zwar Relativpartikeln oder Relativpronomina nennen soll, ist verwunderlich. Unter Relativa verstehen wir doch Fürwörter oder Adverbien, die eine bestimmte Art untergeordneter Sätze einleiten. Die hier in Rede stehenden Formen sind aber doch etwas anderes. Eher wäre noch ein Name wie Relationspartikeln und Relationspronomina am Platze. Daß eigentliche Relativpronomina nicht vorkommen, gibt Wundt ja auch zu; dennoch verwendet er den Namen, und zwar ohne daß ihm sein Gewährsmann Müller mit dem

[1]) Verf., Deutsche Spr. d. Gegenw., S. 253.

[2]) Bei den Mabanegern kann übrigens auch das vorangestellte Wort ein besonderes Hülfswort annehmen, nicht bloß das nachgestellte, und bei den Teda ist ein ähnliches Mittel auch bei der Nachstellung entbehrlich.

Beispiel vorangegangen wäre. Aber auch die in Betracht kommenden angeblichen Relativpartikeln sind einfache Präpositionen wie unser deutsches *von, aus*.

Eine Übersetzung wie 'Herr Knecht welcher' im Sinne unseres 'Knecht des Herrn' ist daher schon des Relativums wegen bedenklich. Mindestens zweifelhaft, unklar und unter Umständen irreführend ist aber auch schon eine Übersetzung 'Herr Knecht dieser', weil man die Innigkeit der Verbindung nicht kennt, die zwischen den einzelnen Teilen der Gruppe obwaltet. Wenn der Ausdruck zu verstehen wäre als ursprüngliches 'Herrenknecht dieser', müßte man ihn anders erklären als wenn es hieße 'Herr: Knecht-dieser'. In diesem Fall könnte eine Zusammenrückung vorliegen, die aus einem alten Satz entsprossen wäre. Man müßte eben nur die Vorgeschichte kennen, um über derartige Gruppen entscheiden zu können. Ohne sie schweben alle Darlegungen völlig in der Luft.

Auch die andern Verbindungen, die hierher gehören, ließen sich so einigermaßen deuten. Der Ausdruck des Abchasen *Dieser Mann sein Weib* kann aus einer alten anschaulichen Redeweise seine Beleuchtung erfahren, sobald man sich die nötigen Geberden hinzudenkt: *Dieser Mann (dort) : sein Weib (hier)*, d. h. 'diesem Mann (dort) [gehört] das Weib (hier)'. Und ganz entsprechend mag die Verbindung der Negersprachen *Gottes (Eigentum) Angesicht* aus einem alten Satz entwickelt sein, in dem *Gottes Eigentum* dem Prädikat entsprach und *Angesicht* dem Subjekt, oder umgekehrt. Die abchasische Redeweise *Die Kuh ich-meine-Mutter-ihr-Besitz-ist* für unser deutsches 'Die Kuh ist meiner Mutter', die nur bei einem prädikativen Genetivverhältnis möglich ist, weist ja hier deutlich den Weg [1]).

[1]) Das Siamesische braucht ein solches Hülfssubstantiv aber nicht. Warum auch ein derartiger Begriff die enge Beziehung des genetivischen Verhältnisses zu der Wortzusammensetzung verraten soll, ist nicht verständlich. Daß wir im Deutschen für einen hierhergehörigen Ausdruck der Abchasen 'Mutterbesitz' sagen können, besagt doch über die fremde Sprache nichts. Mit der Flektierbarkeit des Ketschua-Genetivs ist übrigens die Erscheinung vergleichbar,

Auch von der Bedeutung aller dieser Ausdrucksweisen darf man sich keine falschen Vorstellungen machen. Es wäre verfehlt, wollte man die verschiedenen Verbindungen ohne Hülfswörter oder mit Hülfswörtern auf den Wortlaut auspressen und feine psychologische Unterschiede zwischen ihnen heraustüfteln. Die Enge einer Verbindung hängt nicht von dem Wortlaut ab, sondern von der Kraft der begrifflichen Verknüpfungen, die ihm zu Grunde liegen. Ob man im Deutschen sagt. *Ein Gedicht Goethes* oder *ein Gedicht von Goethe* ist heute inhaltlich ganz gleich, und ebenso besteht kein Unterschied zwischen dem deutschen *Ein Trauerspiel Goethes* einerseits und dem franz. *les tragédies de Corneille* und engl. *The tragedies of William Shakespeare* andererseits. Für einen Vergleich zweier Redeweisen 'Herr Knecht dieser' und 'Knecht von Herr' fehlt daher jede Handhabe. Von den beiden Hülfswörtern ist das eine, das Pronomen oder die hinweisende Partikel, so gut Formwort wie das andere, die Präposition. In grauer Vorzeit, wo die beiden Verbindungen aufkamen, bedeuteten sie ja wohl etwas Verschiedenes. Aber das ist jetzt nicht mehr feststellbar, und es fragt sich auch noch, ob die vorliegenden Formen die ursprünglichen sind. Denn in einem Satz verschiebt sich manches.

Man darf daher für den genauen Sinn einer Genetivgruppe auch nicht allzuviel folgern aus dem Vorhandensein des Formworts *sein*. Wenn *sein* auch ein Possessivpronomen ist, braucht es doch nicht nur gerade den Besitz zu bezeichnen. Selbst wenn es ihn in den ältesten Zeiten einmal bezeichnete, kann seine Bedeutung verblaßt sein. Denn daß Wörter in bestimmten Verwendungen ihren Sinn ändern, hindert doch ihr sonstiges Vorkommen nicht. Wie gäbe es sonst eine Spaltung der Bedeutung und Doppelbedeutungen nebeneinander!

Sogar von den reinen Nebeneinanderrückungen ist nicht

---

daß im Deutschen und Englischen von fertigen Gruppen Ableitungen ausgehen können wie *Gesuchsteller, Eckensteher, Zurruhesetzung, überseeisch, vormärzlich*, engl. *penny-a-liner*. Sonst vergleiche man noch das pfälzische *e allerweltsi krott* (neben *en allerweltskerl*).

sicher, ob sie nur das Besitzverhältnis andeuteten oder allgemeiner die Zugehörigkeit. Vielleicht waren sie auf den Begriff des Besitzes beschränkt. Aber man darf doch nicht vergessen, daß schon die 'weniger entwickelten' Sprachen Verbindungen kennen, wo diese enge Bedeutung nicht mehr zutrifft, so wenn der Malaie sagt *Speise-Tafel*, der Melanesier *Leder-Gürtel* und der Dinkaneger *Feuer-Ort* (für 'Hölle'). Welche Vielseitigkeit der Beziehungen hier überhaupt möglich ist, sieht man erst, wenn man z. B. versucht, die einschlägigen Verbindungen des Neuhochdeutschen in Klassen zu ordnen. Denn dann zerfließen alle Grenzen [1]).

Mit unseren Nominalverbindungen haben die von Verben abhängigen Genetive nichts zu thun, die so zahlreich im Indogermanischen vorliegen. Das eine ist eine funktionelle Gruppe; der indogermanische Genetiv dagegen ist eine bestimmte Wortform mit ganz verschiedener Verwendung. Jedenfalls ist es gewagt, die Verbalverbindung von der Nominalverbindung aus zu erklären, ohne daß man weiß, was die idg. Bildung, die wir Genetiv nennen, eigentlich bedeutet hat. Es wäre ebensogut denkbar, daß sich der Nominalgebrauch erst von dem verbalen abgezweigt und eine andere Form — vielleicht eine wirklich endungslose, wie sie in den indogermanischen Zusammensetzungen wie *vōkpotis* noch erschließbar ist [2]), — abgelöst und verdrängt hätte. Auf die Bedeutungsgeschichte des von dem Substantiv abhängigen Genetivs wirft daher die Verbalverbindung nicht das mindeste Licht, am allerwenigsten, wenn man von nhd. Ausdrücken ausgeht wie *des Weges kommen*.

g) Eine Darstellung der Formen der Kasus der äußeren Determination hat mit dem Mißstand zu kämpfen, daß die Sprache selbst nicht genügend sichere Auskunft gibt. Subjekt und Objekt, sowie ein Attributskasus sind überall vorhanden und überall auch deutlich bezeichnet. Der sprachliche

[1]) Die Beispiele, an denen Wundt den Unterschied zwischen dem partitiven und dem relativen Genetiv des Japanischen veranschaulichen will (S. 98 Anm. 1), können mindestens beide partitiv sein.

[2]) Jacobi, Kompositum und Nebensatz, S. 3.

Ausdruck dagegen für die übrigen Beziehungen zeigt keine feste Einheit im ganzen und keine Übereinstimmung im einzelnen. So muß man sich die Grundlage für die Betrachtung selbst schaffen, unabhängig vom Sprachstoff.

An sich sind die in Rede stehenden Beziehungen, die in der Sprache besonders angedeutet werden können, sehr zahlreich, weil man bald mehr die Hauptsache hervorheben kann, bald mehr die unterscheidenden Einzelzüge. Welches sind aber die wichtigsten darunter? Auf diese Frage lautet, wie es scheint, die Antwort verschieden, je nachdem man die Begriffsklassen des Raums oder der Zeit ins Auge faßt, oder auch die der übrigen Verhältnisse, die man unter dem Namen 'Bedingung' vereinigen kann. Im Raum treten sicher drei Beziehungen als wichtig hervor, das 'Wo?', das 'Wohin?' und auch das 'Woher?'. Bei der Zeit spielt eine Rolle der Zeitpunkt, das 'Wann?', dann aber auch die Dauer, das 'Wie lange?'; viel weniger die Rücksicht auf den Ausgangspunkt und den Zielpunkt, das 'Seit wann?' und das 'Bis wann?'. Bei der Gruppe der Bedingung fragt man nach dem 'Wie?' und dem 'Warum?', aber auch wohl noch nach dem 'Wozu?', obgleich sich das mit dem 'Warum?' berührt. Das alles würde drei Kasus notwendig machen: außer dem Lokativ und dem Ablativ noch einen Zielkasus. Daß dieser nun gerade Dativ zu nennen sei, leuchtet mir nicht ein. Nach einem Instrumental liegt an sich nur ein geringes Bedürfnis vor, und mit ihm für den Ortsbegriff (das 'Womit zusammen?') den Soziativ zu vereinigen, hat man auch keine Veranlassung. Wenn sich also mit den Ortsangaben auch die modalen der Bedingung in zwei Punkten decken, das 'Wo?' mit dem 'Wie?' und das 'Woher?' mit dem 'Warum?': einheitlich wird das Bild dadurch nicht, da vor allem die zeitliche Reihe ihre eigenen Wege geht.

Wie steht es nun aber auf dem sprachlichen Gebiet? Hier zeigt sich eine große Verwirrung. Einmal wechseln mehrere Bildungsarten miteinander ab. Während eine endungslose Form zwar vorkommt, aber selten, ist die Suffixform ziemlich ausgiebig vertreten; aber sie muß sich in den Be-

sitzstand teilen mit Präpositionsbildungen, die freilich selbst wieder größtenteils auf endungslose Substantivformen und ähnliche Gebilde zurückführbar sind. Sodann verschiebt sich dieser Wechsel aber fortwährend: die alten Flexionsbildungen weichen zurück vor den Ausdrücken mit Präpositionen, diese aber verschmelzen immer mehr zu einheitlichen Wortformen. Selbst da, wo das Beziehungszeichen nur einmal hinter einer zusammengesetzten Gruppe auftritt, wird es nicht mehr als selbständig gefühlt, wie ähnliche Erscheinungen aus dem Neuhochdeutschen beweisen wie *unseres Thun und Treibens, vor Freund und Feindesgeißel, in froh und trüber Zeit, mit senkrecht oder schräger Strahlung.*

Nicht einmal in der ältesten Zeit der indogermanischen Überlieferung liegen die Verhältnisse klar und einfach. Nach Delbrücks Darlegungen[1]) bezeichnete der Instrumental nur eine Bedingung, keine Zeit und keinen Ort; daß er einen daneben stehenden Soziativ in sich aufgenommen habe, ist daher unwahrscheinlich; wenn es aber der Fall wäre, würde das die Einheit des Bildes noch weiter stören. Der Ablativ war wohl nur bei den Fürwörtern gebräuchlich, und zwar auch nur im Singular. Ähnlich ist der Dativ beschränkt. Allein der Lokativ erfreute sich eines kräftigen Lebens; er bezeichnete sowohl die Örtlichkeit wie die Zeit, innerhalb der etwas geschah. Denn daß die Zeitangaben außer Gebrauch gekommen wären, weil die Konjunktionen ihre Aufgabe übernommen hätten, trifft jedenfalls nicht in vollem Umfang zu; Vorstellungen wie *am Tage, nachts, morgens, in der Frühe* mußten doch ausgedrückt werden, wenn auch nicht so oft wie örtliche Begriffe.

Ob alle diese Wortformen erst im Laufe der Zeit auf diesen engen Besitzstand eingeschränkt wurden, oder ob sie nie in der ganzen Ausdehnung vorhanden waren, wird sich doch schwerlich ausmachen lassen. Soweit sie außer Gebrauch gekommen sind, ist es jedenfalls die Folge begrifflicher Verknüpfungen. Anstatt einer Beziehung, die wichtig ist und eigent-

[1]) Grundriß III, S. 172 ff.

lich in Betracht kommen sollte, wird eine andere hervorgehoben, die daneben liegt. Neuhochdeutsche Sätze wie *Er kommt von der Seite links* und *Er kommt auf der Seite links, Ich weiche aus auf das Feld daneben* und *auf dem Feld daneben, Ich stelle etwas auf dem Tisch hin* und *auf den Tisch hin* und viele andere veranschaulichen das ja deutlich. — Daß derartige Verschiebungen, wenn sie zwischen den Gebieten des Örtlichen und der Bedingung erfolgten, immer erst durch das Gebiet der Zeit hindurchgegangen seien, ist doch wohl unnötig. Nhd. Beispiele bezeugen unzweifelhaft die Möglichkeit eines unmittelbaren Übergangs. Der Satz *Er blutet aus der Wunde* gibt nicht bloß einen Ort an, sondern auch die Ursache; in dem andern *Man geht nach Wasser* berühren sich Ort und Zweck; ähnlich sind doppeldeutig *Mit einem Opfer versöhnt man die Götter, Mit einem Lächeln auf den Lippen bezaubert sie ihn,* endlich auch mhd. *si dienden nâch der gâbe, die man dâ rîche vant* (Nib.)

h) Der geschichtliche Bestand der verschiedenen Sprachen zeigt, wie schon erwähnt worden ist, keine ganz scharfe Scheidung der beiden Kasusarten. Wenn man also eine ursprüngliche Sonderung der beiden Klassen annimmt, muß man nachweisen, auf welchem Wege sie sich vermischt haben. Gewöhnlich erfolgen derartige Verschmelzungen als Folge lautlichen Zusammenfalls oder durch Ausgleichung der Bedeutung oder durch beides.

Lautlich könnte man mit der Möglichkeit rechnen, daß die Kasus der äußeren Determination ihre Endungen einbüßten und so mit den rein grammatischen zusammenflossen. So werden in den neueren Sprachen Europas nachgewiesenermaßen mehrere Bestimmungen des Satzes heute durch den Akkusativ ausgedrückt, für die früher eigene Fallformen vorhanden waren. So erklären sich franz. *On partira dimanche prochain (le dimanche 7 août)* und deutsches *diese Woche, alle Tage, alle 6 Wochen* und ähnl. Das Umgekehrte wird weniger in die Wagschale fallen. Denn wenn die grammatischen Kasus auch durch hervorhebende Partikeln verstärkt worden sind, fallen diese Verstärkungen doch nicht mit den Endungen der äußeren Kasus zusammen. Auf diesem Wege müßte sich aber auch

ergeben, daß selbst das Subjekt mit den andern Kasus hätte in Berührung kommen können. Etwas Derartiges ist aber geschichtlich kaum eingetreten.

Bezüglich der Bedeutung liegen die Dinge ganz ähnlich. Freilich sollte man sich wundern, wieso sich zwei Gattungen von Kasus sollten berührt haben, die angeblich zunächst so streng geschieden waren. Aber da die Berührung Thatsache ist, darf man weniger an der Möglichkeit zweifeln, daß sie eingetreten sei, als an der Behauptung von dem einstigen Vorhandensein der scharfen Trennung. Nur bei dem Subjekt scheint eine Verschmelzung mit einer andern Form ausgeschlossen. Dennoch kommt sie in gewissem Sinne vielleicht doch vor, wenigstens insofern, als — abgesehen von einem vereinzelten Gebrauch des Genetivs im Avestischen, Griechischen und Litauischen[1]) — in den neueren Sprachen manchmal auch bei dem Subjektsubstantiv eine Präposition steht (S. 104), und als das Baskische den Träger einer transitiven Handlung mit dem Instrumental bezeichnet. Allerdings walten hierbei mehr syntaktische Gründe ob als Gründe des Laut- oder Bedeutungswandels. Soweit das Indogermanische in Betracht kommt, steht jedenfalls das Subjekt dem Zeitwort ganz anders gegenüber als das Objekt; seine Vermischung mit einem Kasus der äußeren Determination ist also dadurch schon in die Ferne gerückt. In den Sprachen, die kein Verbum haben, kann die handelnde Person mit der Verbalthätigkeit leicht auch in eine engere Beziehung gesetzt werden und z. B. als ihr Mittel und Werkzeug gelten.

Die andern Kasus vermischen sich selbstverständlich leichter. Aber daß dabei in eine Akkusativ- oder Dativ-Verbindung jemals eine äußere Beziehung hineingefühlt werde, ist kaum wahrscheinlich. Wohl aber das Umgekehrte. Der Ausspruch, daß es keine äußere Beziehungsform gebe, die nicht zugleich als eine innere vorgestellt werden könnte, ist also nur in dem Sinne richtig, daß er den Übergang von äußeren Kasusbildungen in rein grammatische erklären hilft. Der Satz 'Johann putzt an

[1]) Delbrück, Grundr. III, S. 332, § 162.

dem Pferde' besagt nichts wesentlich anderes als 'Johann putzt das Pferd'; ebenso decken sich annähernd 'Ich schreibe an meinen Vater' und 'Ich schreibe meinem Vater'. So hat man es denn auch aufzufassen, daß im Griechischen der Lokativ παιδί sich mit dem alten Dativ κόρῃ zu einer Kasusform vermischt hat, und daß in den romanischen Sprachen und im Neuenglischen eine Präpositionalverbindung *(à mon père, to my father)* unserem Dativ entspricht.

Wo also ein Akkusativ oder ein Dativ auch eine örtliche oder ähnliche Beziehung ausdrückt, ist vermutlich die Form des äußeren Kasus durchgedrungen und hat die rein grammatische Form verdrängt. Jedenfalls ist in dem lat. *Romam ire* das Substantivum *Romam* kein altes Objekt, sondern eine Zielangabe, wie sie das Indogermanische ja häufig verwandte[1]), also ein alter Wohinkasus. Leider lassen sich nicht alle Beispiele einer bestimmten Zeit in so einfacher Weise erklären, weil eben meist jede geschichtliche Nachricht über den Gang der Entwicklung fehlt. Wo sie aber vorliegt, muß sie zu Rate gezogen werden, weil sie allein eine sichere Grundlage für die Erklärung gibt. Wenn man sich allein auf sein Sprachgefühl verläßt, geht man meist irre, besonders bei Sprachen, die man nicht beherrscht, und man läuft Gefahr, aus einer Form etwas herauszulesen, was gar nicht in ihr liegt. Schon daß man in einer Verbindung mit *geben* noch eine deutlichere Raumbezeichnung sehen will als in der entsprechenden Verbindung mit *glauben (einem Geld geben: einem eine Nachricht glauben),* geht kaum an, zumal wo *geben* auch durch unpersönliche Dative ergänzt werden kann *(dem Haus eine große Tiefe geben).* In dem Ausdruck *ein Schiff einholen* denkt man zwar auch zur Not noch an eine Raumbezeichnung, aber nicht mehr an die richtige. Zunächst ist das Bild verblaßt; man stellt sich nur die Hinbewegung zu dem Schiffe vor, nicht mehr das Heimbringen, das in Redensarten noch durchschimmert wie *fremde Gäste einholen, ein Gutachten einholen;* dann aber liegt diese örtliche Nebenvorstellung gar nicht in dem Kasus, der hier

[1]) Delbrück, Grundr. III, § 176.

allein in Betracht kommt, sondern in dem Grundbegriff des Holens. Bei fremdsprachlichen Wendungen ist, wie gesagt, das Urteil noch schwieriger. Wird in dem lat. *appropinquare alicui* das Objekt wirklich in größerer Entfernung gedacht als in *Romam ire,* und zwar einzig wegen der Verschiedenheit der Kasus? Ich zweifle. Bei *succedere* aber ist ein persönlicher Akkusativ kaum üblich, jedenfalls nicht in der klassischen Zeit. Kam er aber vor, und drückte diese Verbindung eine engere Aufeinanderfolge aus als die Verbindung mit dem Dativ *(succedere alicui),* dann war wohl an allem dem einfach der Einfluß von *sequi aliquem* schuld, und der Kasus selbst ist ganz gleichgültig.

Von den Genetivformen entspricht offenbar die mit dem Hülfswort gebildete dem, was man sonst äußerlich bezeichnete Kasus nennt. Eine Vermischung zweier Ausdrucksarten war ja leicht. *Der Häuptling aus einem Stamme* war auch *der Häuptling des Stammes.* Auf diese Weise ist vielleicht der griechische und der lateinische Genetiv teilweise aus dem Lokativ entstanden: ὁ δεσπότης τοῖ Foίκοι, wie man ungefähr in gewissen Gegenden Thessaliens sagte, ist 'der Herr im Haus', *agricolae vici* 'die Bauern im Dorf'. Dabei kann außer acht bleiben, ob diese Verbindung nicht erst gefolgert worden ist aus vorhergehenden Sätzen *Der Häuptling ist aus einem Dorf* u. dgl. Denn die Beziehungen erklären sich auch so.

Nun berührt sich in den älteren idg. Sprachen der Genetiv oft nahe mit dem Ablativ, doch nur so, daß der Genetiv den Ablativ ersetzte, nicht umgekehrt.[1]) Diese Entwicklung weist darauf hin, daß die Vertauschung in der Verbindung mit einem Verbum aufgekommen ist, wenn der Genetiv nicht überhaupt vielleicht eine Art Ablativ ist, wie es auch Delbrück vermutet.[2])

[1]) Wenn im Altarabischen und Assyrischen der Lokativ aus der Verbindung eines Substantivs und eines Genetivs gebildet wird, so ist doch hier das Substantiv das wichtige, an dem der örtliche Begriff haftet, nicht der Genetiv. Daß aber der Genetiv zu einem Substantiv tritt, ist doch nichts Auffälliges. Geradeso steht es aber mit ähnlichen Wendungen im Chinesischen.

[2]) Grund. III, S. 333, § 164. Die Verbindung dieses ablati-

i) Man wird daher den Thatsachen nur auf dem Papier gerecht, wenn man sagt, die große Anzahl ursprünglicher Kasus sei allmählich auf drei eingeschränkt worden, die zwei Objektskasus und den Genetiv, und selbst diese seien lautlich noch weiter zusammengeflossen, bis man sie schließlich nur noch durch die Wortstellung habe unterscheiden können. Denn innerlich haben diese drei übrig bleibenden Formen ja nicht die Bezeichnung aller der Beziehungen übernommen, die früher so mannigfaltig verteilt waren; sondern sie sind darin wesentlich unterstützt worden durch die Partikeln. Beide Erscheinungen, der Verfall der Kasusformen und die Herausbildung dieser Partikeln, gehen Hand in Hand und dürfen nicht voneinander getrennt werden. Denn weder im Indogermanischen noch im Semitischen hat es je eine Zeit gegeben, die nur die drei Kasus gekannt hätte, aber noch keine Partikeln. Vielmehr sind diese Hülfswörter genau in demselben Maße in die Höhe gekommen, wie es mit den Kasusformen abwärts ging. Zunächst sind sie als überflüssige Verdeutlichung zu dem noch lebensfrischen Kasus hinzugetreten; nach und nach aber wurden sie der alleinige Träger des ganzen Beziehungsbegriffs und erleichterten dem allmählich gleichgültig gewordenen Kasusausgang unter Umständen auch sein Verschwinden. Derartige Verbindungen einer Partikel und eines der drei erhaltenen Kasus ermöglichten wohl auch schon früher den Untergang der Kasus der äußeren Determination.

Daß die drei erhaltenen Formen, Genetiv, Dativ und Akkusativ unumgänglich nötig seien, weil sie bestimmten Begriffsbeziehungen entsprächen, die nicht anders ausgedrückt werden könnten, wäre zu viel gesagt und wird auch durch die Thatsachen widerlegt. Das Semitische besitzt — den Nominativ eingerechnet — meist nur noch einen oder zwei Kasus, und wo drei erhalten sind wie im Altarabischen und Assyrischen, sind dies außer dem Nominativ nur der Akkusativ und der Genetiv, nicht der Dativ. Das gewöhnliche Unterhaltungsdeutsch

vischen Genetivs mit dem Substantiv wäre dann ähnlich zu erklären wie die kurz zuvor erwähnte des Lokativs (S. 118). So urteilt ungefähr auch Delbrück.

kennt auch nur noch Nominativ, Akkusativ und Dativ, kaum mehr den Genetiv; und während im Englischen neben einem Obliquus, der übrigens meistens mit dem Nominativ zusammenfällt, der Genetiv nur in schwachen Resten vorliegt, kommt das Romanische heute sogar ohne jede eigentliche Kasusformen, nur mit seinen Hülfswörtern aus.

Die Beziehungsbegriffe selbst dagegen sind alle gleich wichtig, die durch die drei bis vier Kasus ausgedrückten nicht mehr als die einst von den übrigen Kasus bezeichneten; sie kann allerdings die Sprache auf keiner ihrer Stufen entbehren, und hat sie auch nicht entbehrt: nur hat sie sie nicht immer durch eigentliche Kasusformen wiedergegeben.

k) Wenn sich in der Bedeutung die eigentlichen Kasusbildungen nun auch vielleicht decken mit den Partikelverbindungen, scheint einer vollständigen Gleichsetzung doch ihre Form hinderlich. Denn die Partikel ist vielleicht mit dem Wortstamm doch nicht so fest verbunden wie die Endung. Indessen darf man sich in dieser Frage nicht durch die Darstellung in der Schrift irreleiten lassen. Daß ein Suffix auch nicht immer ganz fest an den Stamm angewachsen ist, darauf weisen ja einige Erscheinungen, in gewissen amerikanischen Sprachen, wo ein Substantiv oder Adverb zwischen Stammwort und Kasusendung eingeschoben wird, in den uralischen, wo bei zusammengesetzten Ausdrücken das Suffix nur einmal am Ende der Gruppe auftritt, aber vereinzelt auch in älteren und jüngeren Zweigen des Indogermanischen, insofern hier fertige Ausdrücke flektiert (S. 114) oder einer Ableitung zu grunde gelegt werden können (wie etwa im gr. καλοκἀγαθία, lat. *triumviralis*, deutsch *Indienststellung, österreichisch-ungarisch*). Andererseits ist die Partikel doch auch wieder fester mit dem Stamm verwachsen, als man oft meint. In Zusammensetzungen wie ἐπιμέλει, *advenio, abreist* ist das an sich schon ziemlich deutlich, und für andere Verbindungen wie *reist ab* müßte es wenigstens der zugeben, der hier auch eine Zusammensetzung anerkennt. So bleiben nur die Nominalverbindungen übrig. In diesen hat aber schon bei Homer wohl die Präposition schon keinen eigenen Ton mehr, sondern lagert sich ihrem Nomen

schwachtonig vor; und während für das Spätlateinische festgewachsene Gruppen wie *inodio* sichergestellt sind, zeitigt auch die Entwicklung der neueren Zeit ganz dieselben Gebilde in rom. *dorado, alarme, aval(er),* deutsch *zufrieden;* von den etwas anders gearteten Fällen ganz zu schweigen, wo der Artikel zum Wortstamm gezogen worden ist wie in franz. *lendemain, lierre,* deutsch *Nast* für 'Ast'.

Viel beachtenswerter ist der zwischen Partikel und Suffix bestehende Stellungsunterschied. Daß in dieser Hinsicht die Wortstellung des Verbs einen Einfluß geübt habe, insofern sich bei Spitzenstellung die Partikeln herausgebildet hätten, bei Endstellung die Suffixe, klingt im ersten Augenblick verführerisch; es hätten sich dann alle Satzglieder nach dem Verb gerichtet, und der in nächster Beziehung zur Handlung stehende Begriff wäre dem Verb am nächsten getreten, die ferner stehenden weiter ab. Leider stimmt nicht alles. Abgesehen, daß sich der Genetiv, wenn er daher gehört (S. 108ff.), so überhaupt nicht erklären läßt, gilt im nhd. Hauptsatz gerade das umgekehrte Gesetz, da der den Verbalbegriff endgültig bestimmende Ausdruck am weitesten hinter ihn tritt, und im Englischen finden sich ähnliche Schwierigkeiten in Sätzen wie *Take it off, I gave it up.* Sicheres wird sich darüber auch nicht sagen lassen, bevor die Frage nach der Stellung des altgermanischen Verbs nicht befriedigend gelöst ist.

Wie steht es aber um die psychologische Erklärung des erwähnten Stellungsunterschiedes? Die Vermutung, die Suffixe seien als minder wichtige Bestimmungen dem Hauptbegriff nachgesetzt worden, entsprechend den Verhältnissen in der Geberdensprache, die Präfixe aber erst nach Ausbildung der Lautsprache als nachdrückliche Zusätze vorgeschoben, erweckt verschiedene Bedenken. Zunächst müßte sich die Betonung der Präfixe im Lauf der Zeit wieder geändert haben. Denn schon so ziemlich in der ältesten idg. Zeit, wo sie noch recht spärlich vorhanden waren, werden die Präpositionen proklitisch gebraucht, wenn vielleicht auch noch nicht im Rigveda, so doch bei Homer; und in der späteren Entwicklung haben sie an Selbständigkeit und Bedeutung nur eingebüßt, so

daß gerade in den neueren Sprachen die Anschaulichkeit durch immer neue Häufungen solcher Bildungen wieder aufgefrischt werden mußte (nhd. *weg von, hinein in,* engl. *out of,* franz. *en dedans, de dehors, de dedans*).

Aber wenn der Annahme eines solchen Wandels in der Betonung auch nichts im Wege steht, bleibt doch fraglich, ob die in unserer Überlieferung vorliegenden Suffixe wirklich bis in die Zeit zurückreichen, wo die Lautsprache an die Stelle der Geberden trat. Konnten nicht auch später Suffixe aufkommen? Es scheint doch. Im Schwedischen, Rumänischen und Neubulgarischen wird heute der Artikel seinem Substantiv nachgesetzt, so daß er dem Nichtfachmann wie ein Suffix erscheint: schwed. *folket* 'das Volk', rum. *munte-le* 'der Berg', *fráți-lor* 'der Brüder', bulg. *bobùt* 'die Bohne', und im Slavischen geht es mit dem Reflexivpronomen ebenso: russ. *ja bójalsa* 'ich fürchtete mich'. Ähnlich erscheint das lat. *habere* am Ende der romanischen Futur- und Konditionalformen. Von den deutschen Endungen *-heit, -tum,* engl. *-less* u. dgl. kann man ganz absehen, da es Stammbildungsmittel sind.

Alles in allem genommen, stehen sich beide Bildungsarten ganz gleich gegenüber. Die Suffixe werden ebenso aus nachgesetzten, erst selbständigen Wörtern entstanden sein, wie die Präfixe aus vorgesetzten. Beide haben dann in gleicher Weise ihre alte Bedeutung verloren und sind inniger mit dem Substantiv verschmolzen, bis die einen zu überflüssigen Endungen, die andern zu gleichgültigen Vorsilben wurden. Das Griechische gibt keine richtige Vorstellung von den Verhältnissen, weil es nicht etwa die Überreste der beiden Bildungsarten gleichmäßig bewahrt hat, sondern weil in ihm die Kasusformen schon halb abgestoßen sind, während die Partikeln gerade aufkommen. Besseres leistet ein Vergleich zweier Sprachzustände mit gerade entgegengesetztem Bau, also etwa das vedische Sanskrit oder auch das homerische Griechisch auf der einen Seite und Neuenglisch auf der andern.

Was man zur Erklärung der angeblich innigeren Verschmelzung von Wortstamm und Suffix gewöhnlich anführt, ist angesichts dieses Sachverhalts gegenstandslos. Es beweist

übrigens an sich auch nicht das geringste. Höhe oder Tiefe der Bildung beeinflußt die Sprachentwicklung in keiner Weise, jedenfalls nicht in dem Sinne, daß man sich bei höherer Geistesschulung eher Rechenschaft davon gäbe, was man höre oder spreche. Und es trifft auch nicht zu, daß die Suffixe aus dem Grunde häufiger angewandt würden als die Partikeln, weil sie im Satz nur die Grundbeziehungen bezeichneten. Denn ursprünglich haben sie auch besondere Verhältnisse bezeichnen müssen, und umgekehrt werden die Partikeln später ebenso beliebt, wie die Endungen es vor ihnen waren.

4. Entwicklung der Verbalformen.

a) Was ein Verbum sei, ist begrifflich schwer festzustellen, weil das Indogermanische und das Semitische für sich eine ganz besondere Wortform herausgebildet haben, und weil man sich vor der Untersuchung erst klar werden muß, welchen Umfang man damit umspannen will. Auf dem Gebiete des Indogermanischen und Semitischen hat man dem Verbum von der Seite der Bedeutung beizukommen gesucht und von der Seite der Verwendung im Satz. Aber daß diese Wortformen einen Zustand oder einen Vorgang bezeichneten, erschöpft doch ihr Wesen nicht. Denn wenn auch das abstrakte Substantiv als eine Art Verdinglichung seine besonderen Wege geht, so gilt dieser Satz doch auch für die Partizipien. Diese drücken doch auch einen Zustand oder einen Vorgang aus: 'reitend' deckt sich in seiner Bedeutung genau mit 'reitet', und 'schwätzende Mädchen' besagt doch nichts anderes als die Fügung 'Mädchen, die schwätzen'. Der Zeitbegriff ist auch nicht notwendig für das Verb, die deutsche Benennung 'Zeitwort' also auch nicht ganz glücklich. Das semitische Verb ist zeitlos; es unterscheidet nur gewisse Besonderheiten des von ihm bezeichneten Vorgangs wie Dauer, Aktiv und Passiv und dergl. Ähnliches findet sich ja auch teilweise noch im Indogermanischen, z. B. im heutigen Slavischen; zeitlos ist aber wenigstens auch sowohl der sog. gnomische Aorist des Griechischen wie das Präsens in nhd. Sätzen wie 'Beißt ihr Hund?', 'Die Säugetiere bringen lebendige Junge zur Welt'.

So bleibt nur der Ausweg der Verwendung im Satz, und es hat den Anschein, als ob die Erklärung, das Verb bezeichne den Inhalt der Meinungs- oder Willensäußerung, einwandsfrei sei. Dennoch muß man auch hier etwas vorsichtig sein. Ein russischer Satz *on tšitaĺ* 'er las', der aus Personalpronomen und Partizip besteht, erfüllt die eben gestellte Bedingung; nichtsdestoweniger ist *tšitaĺ* kein Verbum. Ebenso steht es mit dem homerischen οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη. Zu einem Verb, wie wir es verstehen, gehört eine besondere Art der Flexion oder wenigstens der Flexionsmöglichkeit. Nur ein Wort, das konjugiert wird, ist ein Verb. Die neuenglischen Formen *run, whirl, black, blind, blank* sind Verba, wenn sie eine Verbalendung haben, wie sie der 3. Sing. des Präsens oder dem Präteritum eigen ist, oder wenn sie ablauten wie *ran*; uneigentlich auch, wenn sie im Satze genau so verwendet werden wie diese deutlichen Formen (*He runs : I run*). Hinter dem Artikel sind diese Wörter Substantiva, als Attribute eines Substantivs sind sie — soweit diese Verbindung möglich ist — dagegen wieder Adjektiva. So könnte man versucht sein, besonders mit Rücksicht auf Sätze wie *I run, People run* das Verb auch 'Aussagewort' zu nennen. Aber dieser Begriff Aussagewort trifft nicht überall zu. In den klassischen Sprachen, wo das Subjekt nicht immer besonders ausgedrückt werden mußte, aber auch im ital. *canta* 'er singt' bildet das Verbum gleich den ganzen Satz.

Für die entlegeneren Sprachen wird auch der Begriff 'Verbum' gebraucht. Aber eine Bezeichnung wie Aussagewort oder Ausdruck der Meinungs- und Willensäußerung wäre eher am Platze, weil hier die Aussage oft durch ein ganz gewöhnliches Nomen gebildet wird, an das nur die Pronominalformen treten. Das gilt z. B. vom Altägyptischen, von den Sprachen der Ureinwohner Amerikas und von der uralaltaischen Gruppe. Die Benennung 'Verbum' sollte allein den konjugierbaren Wortgebilden des Indogermanischen, Semitischen und ähnlich gebauten Sprachen vorbehalten bleiben; und hier könnte man es im Einzelfall noch genauer unterscheiden als flektiertes Satzwort, flektiertes Aussagewort oder unflektiertes Aussagewort.

Den anders gearteten Sprachen aber müßte man nur Ausdrücke der Meinungs- oder Willensäußerung zuschreiben und diese wieder je nachdem gliedern in nominale Satzwörter oder nominale Aussagewörter[1]).

b) Daß sehr viele Sprachen ihr Prädikat nur mittelst einer Nominalform bilden, ist gegenüber unserem Sprachgebrauch eine Merkwürdigkeit. Nur darf man diese Abweichung auch nicht überschätzen. Man hat bei derlei Ausdrucksweisen die äußere Form immer genau zu scheiden von dem Sinn, den die Sprachgenossenschaft dieser Form unterlegt. Wenn der Hottentotte 'mein Auge' sagt für 'ich sehe', stellt er sich unter seinen Wörtern heute wenigstens wahrscheinlich ganz dasselbe vor wie wir unter den unsern, ähnlich wie wir uns auch ein und dasselbe Wort nach dem Zusammenhang verschieden deuten[2]).

Wie man ein solches Prädikatswort nennen soll, das sowohl unserem Substantiv entspricht wie unserem Verbum, kann fraglich erscheinen. Daß die ursprüngliche Form dem Nomen gleicht, und daß sich aus ihr ein wirkliches Verbum erst später herausgebildet hat, beweist doch nicht, daß man sie für ein Nomen anzusehen habe; eher das Umgekehrte.

---

[1]) Mit *feris, ferit* scheint das lat. *fers, fert* gemeint zu sein (2, 132).

[2]) Aber auch noch anderes ist zu bedenken. Einmal verschleiert unsere Doppelübersetzung 'mein Auge' und 'ich sehe' den Thatbestand unnötigerweise; wenn wir ein Wort gebrauchten, das 'Sehen' und 'Sehwerkzeug' gleichzeitig bezeichnete, etwa 'Gesicht', so verlöre des Afrikaners Ausdruck schon etwas von seiner Fremdartigkeit. Sodann enthält das in Betracht gezogene Beispiel als Subjekt ein Pronomen, kein Substantiv. Eine substantivische Fügung *Mann Gabe* 'der Mann gibt' wäre mindestens durchsichtiger. Und endlich möchte man wissen, ob bei all diesen Völkerstämmen nicht auch der Satzton oder auch die Geberden noch eine Rolle spielen. Wenn der Grönländer etwa bei den Worten *Sein Sitz* oder *Sein Sohn* eine hinweisende Geberde macht, die den Sitz mit dem Sitzenden und den Sohn samt dem Vater bezeichnet, versteht man schon eher, daß das eine heißen soll 'Er sitzt darauf', das andre 'Er hat ihn zum Sohn'. Bei Vorstellung einer Person sagen wir ja auch nur 'Meine Frau'.

Dabei darf man nicht vergessen, daß solche Anläufe zu einer Scheidung der beiden Klassen an so zahlreichen Orten gemacht worden sind, daß man ihnen Rechnung tragen muß, auch wenn der Unterschied noch gering ist. Gerade wo eine so wichtige Veränderung ins Spiel kommt, bedeuten auch 'geringe' oder 'unerhebliche' Abweichungen etwas[1]). Und wenn gar Bildungsmittel für Präteritum, Prekativ, Konjunktiv u. s. w. zwischen Nomen und Possessivsuffix treten wie im Finnischen, Magyarischen und Samojedischen, so ist das doch erst recht von Belang, da gewöhnliche Nomina etwas Derartiges nicht kennen.

c) Bei der Verwendung der Nomina haben sich allerdings gewisse Gebrauchsweisen besonders herausgebildet: die Bezeichnung transitiver Thätigkeitsbegriffe, der Ausdruck des Passivs und Reflexivs und die Umschreibung der Vergangenheit. Daß bei den Transitiven das Nomen so beliebt ist, kommt offenbar daher, daß so die Unterredenden schon frühe ihre eigenen Handlungen durch einen Hinweis auf den betroffenen Gegenstand anzeigen konnten, und daß die Gegenstandsbezeichnungen durch die Mannigfaltigkeit dem Ausdruck einen gewissen Spielraum erlaubten und doch wieder hinreichend eindeutig waren, um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen. Darum bezeichnen ja auch heute Kinder wie Erwachsene ihre Wünsche durch einen Gegenstandsbegriff (*Mimi* 'Milch', *Ein Glas Bier*). Eine dritte Person, die zu dem Gegenstand in Beziehung gesetzt werden sollte, mußte eigens genannt werden, und darum vielleicht versehen einige Sprachen, wie z. B. das Finnische, gerade diese Person heute noch mit keinem besonderen Suffix. Den Übergang vom Objektsnomen zum Nomen actionis vermitteln wohl solche Fälle, wo das Nomen nicht nur das Objekt, sondern auch das Mittel oder Ergebnis der Thätigkeit, damit aber auch einigermaßen die Thätigkeit selbst bezeichnete, wie es etwa nhd. *Pflug, Hammer, Prügel, Wunde,*

[1]) Im Athapaskischen ist die Abweichung auch gar nicht gering, da nur in der 2. Sing. die Formen übereinstimmen, in der 1. und 3. nicht.

Spalte veranschaulicht. Bei den Intransitiven drückte das Nomen wohl zuerst eine Eigenschaft aus *(ich: groß; er: rot)*, wie der Mexikaner z. B. sagt *ich: Sohn*. Nach solchen Mustern konnte man auch wagen *'ich: Schlaf'*. Die Verständlichkeit einer solchen Ausdrucksweise zeigen ja lateinische Wendungen wie *ingens clamor civium, crepitus armorum, magna trepidatio militum*, und es entsprechen die beiden Entwicklungen der lat. Doppelbedeutung von *metus hostium* 'die Furcht der Feinde' und 'die Furcht vor dem Feinde'. Daß zwei Nominalbegriffe nebeneinander traten, der eine zur Angabe des Trägers, der andere zur Bezeichnung des Zieles der Handlung, ist vielleicht erst die Folge einer längeren Entwicklung und selbst wohl eine Art Verschmelzung der beiden vorhergehenden Redeweisen. Hier stand das zweite Nomen zunächst loser neben der Gruppe, deren Kern das Nomen actionis war: *mein Tragen: Stein* oder *Steintragen: ich* 'ich trage den Stein'. Ein athapaskisches *sein mein Nachahmen* für 'ich ahme ihn nach' stellt sich also an die Seite des lat. *veteres Helvetiorum iniuriae populi Romani* (Caes.).

Das Passiv knüpft an die eben geschilderten Vorgänge einfach an, und zwar sowohl an die transitive Verbindung wie an die intransitive. Man braucht bei der Zusammenstellung von Subjekt — Handlung — Objekt (S H O) nur das Subjekt S in den Hintergrund treten zu lassen; wenn es ganz verblaßt ist, bleibt die Verknüpfung übrig von Handlung und Objekt, die ja das Wesen der passiven Auffassung ausmacht (*Seine Wunde* 'er wird verwundet', *sein Tod* 'er wird getötet', vergleichbar dem lat. *metus hostium*). Daß hier das Objekt teilweise durch den Akkusativ wiedergegeben wird im Gegensatz zu dem im Nominativ erscheinenden Subjekt, kann sogar noch auf den alten Zustand hinweisen, wo der Satz dreiteilig gedacht war; andernfalls könnte man darin die Spur einer alten akkusativischen Zielangabe sehen, die in einer Passivverbindung ja besonders am Platze war; für die rein grammatische Natur des Akkusativs, die auch aus andern Gründen fraglich ist, würde sie freilich nicht sprechen.

Diese Zielangabe wäre dann nach Art der Verbindung bei den Intransitiven neben das Verbalnomen gesetzt worden. Wie

man für 'ich schlafe' einst sagte *Schlaf: ich*, so ging 'ich werde geschlagen' hervor aus *Schlag: gegen mich*.

Bei der Bildung des Perfekts macht die Umschreibung keine Schwierigkeiten, die unserem deutschen *ich habe getragen* entspricht. Dafür ist sie aber auch ganz anders beschaffen als die bisher besprochenen Fälle und gehört genau genommen nicht so recht hierher. Denn der Unterschied, der im Ketschua besteht zwischen *mein getragen sein des Vaters* 'ich werde von dem Vater getragen' und *mein getragen sein den Vater* 'ich habe den Vater getragen'[1]), beruht ausschließlich auf dem Kasus des folgenden Objekts, der hier auch allem Anschein nach wieder eher eine Richtung bezeichnet ('von dem Vater her' und 'auf den Vater zu') als bloß grammatische Verhältnisse[2]).

Daß die Verbalnomina in gewissen Sprachen und in älterer Zeit noch sehr häufig vorkommen, und daß sie im Satz zahlreiche Nebenbestimmungen ausdrücken, ist seltsam und beachtenswert. Der Fortschritt in der Sprachgeschichte beruht aber weniger darauf, daß die Nomina mit den angehängten Fürwörtern zu eigentlichen Verbalformen zusammenwachsen, und daß Hülfswörter eingeführt werden; das sind nur äußerliche Erscheinungen. Das Wesentliche scheint vielmehr das zu sein, daß jeder Gedanke in eine Reihe Untergedanken zerlegt, und daß überall die handelnde Person in den Vordergrund geschoben wird. Der Mensch wird der Mittelpunkt des Lebens und denkt nach seinem Muster die Dinge auch als Träger der mit ihnen verknüpften Vorgänge[3]).

[1]) So sind die seltenen Formen bei Wundt zu berichtigen (2, 143). Vgl. Middendorf S. 78 f. 89 Anm.

[2]) Bei den von Wundt erwähnten Formen des Magyarischen und Jakutischen, die recht auffällig wären, unterscheiden sich Präsens und Perfekt nicht nur durch die Art der Pronominalendungen, sondern vielmehr durch die tempusstammbildenden Mittel, die vor diesen Endungen eingeschaltet sind. Übrigens bezeichnet auch das engl. *I am reading* nicht etwa eine unmittelbar beabsichtigte, bevorstehende Handlung, sondern die Dauer.

[3]) Die in diesem Zusammenhang mitgeteilten Bibelabschnitte in der Mandschu- und in der Nubasprache entstellen einige sinnstörende Druckfehler.

d). Daß Pronominalformen mit dem Verbalnomen verwachsen, ist der eine Weg, auf dem die eigentlichen Verbalformen entstehen. Freilich, ob ein persönliches Fürwort in einer solchen Verbindung aufgegangen ist oder ein besitzanzeigendes, ist nachträglich meist schwer zu entscheiden. Denn je enger das Fürwort mit dem Nomen verschmilzt, um so mehr verliert es seinen Ton, und um so mehr verändert sich seine Gestalt gegenüber der Urform. Gerade der Umstand, daß das Possessivpronomen häufig aus dem persönlichen hervorgegangen ist, veranschaulicht die Stärke dieser Wandlungen und die Schwierigkeit einer Deutung von Verbalformen.

Wie innig ein Pronomen schon mit dem Verbalnomen verwachsen sei, oder wie lose es neben ihm stehe, schon das wird man, wo man sich nicht auf sein eigenes Sprachgefühl verlassen kann, nur aus der größeren oder geringeren Abschleifung an der Lautgestalt des Pronomens selbst ermessen dürfen [1]). Kaum das darf man aussprechen, daß ein Possessivum an sich inniger mit dem Substantiv zusammenhänge als ein Personale. Denn auch ein Possessiv könnte man sich einerseits prädikativ neben das Nomen gesetzt denken (*Lage: mein* 'ich liege'); andrerseits könnte auch eine Gruppe *ich: Diener* ganz zu einer Einheit verwachsen, gleichviel, ob dabei 'Diener' der Hauptbegriff würde oder 'ich'.

Es ist aber auch gewagt, ohne Beweis zu sagen, wo überhaupt Pronominalteile fester mit dem zugehörigen Wortstamm verwachsen seien, da seien solche von possessiver Bedeutung die 'konstanteren'. Denn die Sache liegt vielleicht gerade umgekehrt. Wo persönliche Fürwörter früh angewachsen sind, da sind sie in ihrer Lautgestalt so stark eingeschrumpft, daß

[1]) Wieso soll sich auch der Genetiv enger als die andern Kasus an das zugehörige Wort anschließen? Welche andern Kasus können überhaupt in Betracht kommen? Außer der Apposition (*Kaiser Karl*) ist von geläufigen Verbindungen nur vergleichbar das Verbum mit seinem abhängigen Dativ oder Akkusativ. Daß aber in einem Ausdruck wie *Wein trinken* die Beziehung loser sei als in der Verbindung *das Haus des Königs*, kann man doch mindestens so allgemein nicht behaupten.

sie ganz wie die Possessiva aussehen, und daß man sie deswegen auch Possessiva nennt[1]).

Die Annahme ferner, zuerst hätten die Possessiva ihre Selbständigkeit verloren und seien Affixe geworden, ist auch nicht haltbar. Wirkliche Spuren von ihnen sind kaum erhalten, und ihr Vorhandensein aus der Erscheinung zu erschließen, daß die personalen Affixe mehr den Possessiven gleichen als den selbständigen Personalwörtern, geht auch nicht an. Denn dieses Verhältnis ist einfach aus der Verschiedenheit der Betonung zu erklären: das nebentonige Personalanhängsel gleicht in seiner Lautgestalt eher dem ebenfallls nebentonigen Possessivum als dem starkbetonten selbständigen Personale. Zu einer doppelseitigen Beeinflussung des angehängten Personales, sowohl von dem nur vorausgesetzten Possessivaffix aus wie von dem selbständigen Personale her braucht man nicht seine Zuflucht zu nehmen.

Daß sich bei gleicher Lautgestalt die beiden Pronominalklassen durch die Stellung unterscheiden, derart, daß das possessive Gebilde vor dem Nomen stehe, das personale nach ihm, oder umgekehrt, könnte eher ins Gewicht fallen[2]). Freilich dürfte sich das Schwanken auch aus einer alten Doppelheit des Ausdrucks erklären, wenn man gleichzeitig sagte 'ich: Vater' und 'ich: groß', aber 'Diebstahl: mein'. Die letzte Ursache dieser Spaltung wäre wieder die Gegenständlichkeit des Denkens; in dem einen Fall wurden dem persönlichen Subjekt

[1]) Die Beispiele, mit denen Wundt hier seine Ansichten beweisen will, sind nicht alle richtig. Im Hottentottischen und in der Vei-Sprache sind die Affixe nicht possessiven Ursprungs, sondern personalen; und auch was von den Ibo, den Tsullom, den Ewe und den Mandingo angeführt wird, fügt sich nicht in den gewollten Zusammenhang. Aber abgesehen davon, ist überhaupt zweifelhaft, ob der Unterschied zwischen Possessiv und Personale wirklich überall so althergebracht und nicht vielmehr erst die lautliche Folge einer doch etwas jüngeren Entwicklung ist.

[2]) Freilich fügt unter den angeführten Beispielen die Sprache der Logonē-Neger das nachgestellte Possessiv nicht so schlechtweg an, sondern mit einer Partikel dazwischen, und bei den amerikanischen Kiriri sind beide Stellungen erlaubt.

Eigenschaften zugesprochen, in dem zweiten das Objekt der Handlung selbst einem Besitzer zugeschrieben; das erste Mal stand das Fürwort voraus, das zweite Mal nach. Dann traten aber Vermischungen ein, besonders wo das Possessiv vor seinem Nomen herging ('mein Diebstahl').

Wenn die Stellung des Personalteiles in verschiedenen Sprachen von der üblichen Stellungsgewohnheit abweicht, mag das daher rühren, daß hier ein anderes logisches Verhältnis vorlag als bei der Präfigierung oder Suffigierung. Diese beiden bezeichneten nähere Begriffsunterscheidungen, das Verbum aber entsprang aus einem zweigliedrigen Satz ('Diebstahl: ich'). Es liegt das wenigstens näher als die Annahme, die Unterscheidung der Pronomina sei jünger[1]).

Daß die besitzanzeigenden Fürwörter endlich gar auf die persönlichen eingewirkt hätten und aus beiden Klassen eine Mischform entstanden sei, erscheint nicht recht glaublich, um so mehr, als sich das Verhältnis der drei Abarten zu einander ganz einfach in der schon geschilderten Weise aus den Tonverhältnissen erklärt. Nur wo mehrere stark von einander abweichende Formen vorkommen, wie in einigen Negersprachen, könnte eine derartige Entstehung noch in Betracht gezogen werden. Was man zur Erläuterung der angeblichen Vermischung angeführt hat, ist angesichts dieses Standes der Dinge nebensächlich geworden; es hat auch so seine Schwächen.

[1]) Bedenklich ist auch die Vorstellung, damals, als sich der besitzanzeigende Ausdruck in einen persönlichen umwandelte, habe sich zunächst der Begriff der handelnden Person derart in den Blickpunkt des Bewußtseins gedrängt, daß sich der ihm entsprechende Bestandteil des Wortes, der Possessivteil, aus seiner bisherigen Verbindung löste, um sich nun dem Wortstamm an der Stelle zu affigieren, wo dieser für die Anfügung mehr selbständig gedachter Teile Raum bot (2, 155 Anm.). Wie soll sich das Possessiv aus seiner bisherigen Verbindung haben lösen können? Wenn zwischen zusammengehörigen Wörtern feste Stellungen üblich sind, wird darin so leicht nichts geändert. Warum soll das Possessiv durch diesen Stellungswechsel auch zu einem Personale geworden sein? Und wie? Etwa zu einem sekundären? Und etwa im Gegensatz zu einem schon vorhandenen oder schon untergegangenen primären?

Wieso sind das gewöhnliche Nomen mit seinem Possessiv ('mein Haus') und das Verbalnomen mit seinem Personale ('Diebstahl: ich') als gleichartige Verbindungen gefühlt worden? Und warum sollen sich auch die beiden Gruppen in ihrem Äußern verschieden schnell entwickelt haben, derart, daß die personalen Suffixe stärker verkürzt wurden als die possessiven? Denn daß das Verbum im Satz bald eine Vorherrschaft gewonnen habe und die personalen Gebilde häufiger gebraucht worden seien, ist selbst nur eine Vermutung. An sich waren die possessiven Formen vielleicht ebenso beliebt, und sie lagen Verbalbildungen ebensogut zu Grunde wie die andern. Höchstens könnte man die gewöhnlichen Possessivzusammensetzungen von denen trennen, die später Verbalformen wurden. Dann müßte man aber diese Spaltung auch zu erklären suchen oder wenigstens nachweisen, warum sich die verbalen Possessivgruppen ('mein Diebstahl') verdrängen ließen von den Personalgruppen ('Diebstahl: ich').

e) Die eigentlichen Verbalbildungen mit ihren drei Personenformen, wie sie hauptsächlich das Indogermanische und das Semitische kennen, schreiben den Inhalt der Aussage, eine Eigenschaft oder einen Zustand, den sich Unterredenden, einer dritten Person oder einer zunächst persönlich gedachten Sache als Subjekt zu, und zwar nicht nur inhaltlich, sondern auch in der Form. Ausdrücke wie 'meine Thräne, mein Diebstahl' leisten dem Sinne nach oft dasselbe; denn die Selbstbeobachtung des Ich lehrt diese Verbindungen genau scheiden von reinen Nominalgruppen wie 'mein Haus', und es besteht vielleicht hier sogar weniger Zweifel über die Bedeutung des Wortlauts als in andern Fällen, z. B. bei den deutschen Wörtern 'Schnitt, Stich', bei denen jedesmal der Satzzusammenhang klarstellen muß, ob die Thätigkeit selbst gemeint ist oder ihr Ergebnis. Die Verschmelzung von Aussagewort und Pronominalform ist zwar weitaus das häufigste, aber nicht allgemeines Erfordernis. Wenn der Lauf der Geschichte zunächst auch immer eine solche Verschmelzung zeitigt, so findet doch gerade später sozusagen wieder eine Auflösung des Gebildes statt; so in neuengl. *I (he, we, they) will*, deutsch *ich (er) war*; dem Laute nach auch in franz. *je chante, tu chantes, il chante, ils chantent*. Wenn hier

nur einige Formen deutlich die Verschmelzung oder eine damit verknüpfte Lauterscheinung zeigen, so ist die Auffassung der übrigen schon hinreichend sicher gestellt. Demnach wird man auch eine Bildung der 3. Sing. wie das finnische *rakasta* '(er) liebt' schon zum Verbum rechnen müssen, weniger weil hier die andern Personen durch besondere Endungen ausgezeichnet sind, als weil verschiedene Nebenbegriffe wie Passiv, Kausativ, Abschwächung, Augenblicklichkeit und Dauer der Handlung und dgl. durch Stammsuffixe angedeutet werden. Zweifelhafter sind Beispiele, wo ein wirkliches Nomen neben dem Personalpronomen als Prädikat erscheint, wie die 3. Person des alti. Futurums *dātā (dātāras)* 'Geber', d. h. 'er wird (sie werden) geben'. Hieran schließen sich aber gleich wieder Verbindungen mit einem Partizip wie das schon erwähnte russ. *on čitał* 'er las', oder mit einem gewöhnlichen Adjektiv wie lat. *omnia praeclara rara,* russ. *čaj gatóf* 'der Thee (ist) fertig'. Doch wird man diese letzten Ausdrucksweisen von der Klasse der Verben ausschließen müssen.

Die Frage, ob in den verschmolzenen Formen ursprünglich ein persönliches Fürwort aufgegangen ist oder ein besitzanzeigendes, ist kurz zuvor behandelt worden. Daß sich ihnen später ein selbständiges Personale zugesellt hat, wie in lat. *an tu putas?* oder deutsch *Ich denke,* erklärt sich aus der Bedeutung des Verbalausdrucks.

f) Die Zeichen für die Tempora des Verbs, die Genera, Modi u. s. w. sind augenscheinlich aus ursprünglichen Hülfswörtern hervorgegangen; das lehren deutlich die Sprachen, die in der Entwicklung der Verbalformen noch nicht so weit vorgeschritten sind wie das Indogermanische und das Semitische und diese Zeichen noch etwas loser mit dem Wortstamm verbinden. Wie können aber diese Hülfswörter zunächst zuständliche Begriffe ausgedrückt haben? Gerade die Aufgabe des Verbums war es ja angeblich, diesen Teil des Wahrnehmungsinhaltes sprachlich wiederzugeben, und eigens zu diesem Zweck wurde es ins Leben gerufen. Wie reimt sich das zusammen? Am einfachsten so, daß man dem Verbum die Bezeichnung der Zustände höchstens als nebensächlich und nicht als wesentlich

zuschreibt. Denn man kommt, wie wir gesehen haben (S. 123f.), auch ohne diesen Begriff aus.

Die in Betracht gezogenen Beispiele erwecken alle mehr oder minder Bedenken. Die angeblichen 'selbständigen Hülfswörter von zuständlicher Bedeutung', wie sie unter anderem die Mandeneger gebrauchen, um 'streiten, handeln, kriegen' auszudrücken, mögen im Grunde bedeutet haben, was sie wollen. Jedenfalls geht es nicht gut an, sie mit 'setzen, thun, gehen' wiederzugeben, weil dies fertige Verba sind, die den Sachverhalt verschieben und auch selbst wieder eine Erklärung fordern würden. Wenn man in ihnen alte Deutewörter erkennte und sie übersetzte mit 'her' oder 'hin', begriffe sich die Entwicklung leichter. Ein 'her' oder 'hin' könnte die Handlung des Setzens, Gebens, Bringens bezeichnen, allerdings nur inhaltlich, nicht in der Form. Mit 'Fleisch her!' kann man ausdrücken 'Gib das Fleisch her', mit 'Fleisch hin' dagegen 'ich habe das Fleisch hingebracht'. Diese Wörter waren also wirklich keine Verba, bezeichneten aber schließlich doch das, was sonst durch ein Verb ausgedrückt wird. Freilich führt hier nicht der Begriff der Zuständlichkeit hinüber zu einem angeblichen Allgemeinbegriff des Verbums als solchem, sondern die Ortsvorstellung entspricht der Bedeutung, die gerade den in Betracht kommenden Einzelverben innewohnt. Und dadurch, daß das denkende Ich die durch das Adverb bezeichnete Bewegungsrichtung auf die Bewegungshandlung überträgt, entsteht ein Ausdruck für eine Handlung, aber immer noch kein Verbum. Mit Ausdrücken wie 'Krieg, Streit' sind diese Hülfswörter übrigens erst nach einiger Zeit verbunden worden, nachdem sie in der Verkoppelung mit Begriffen sichtbarer Gegenstände ihre Bedeutung verallgemeinert hatten.

Auch alle übrigen der Verbalbildung dienenden Partikeln nennt man am einfachsten Adverbien. Präpositionen und Konjunktionen besonders herauszuheben ist deshalb überflüssig, weil diese Wortarten beide aus alten Adverbien hervorgegangen sind. Danach ist das Wort, das die Dajaksprache zur Futurumschreibung braucht, als das Adverb 'nachher' aufzufassen und das Gebilde, mit dem der Mandeneger die Dauer

einer Handlung andeutet, als das Richtungsadverbium 'hin, entlang'.

g) Daß diese Hülfswörter im Laufe der Zeit mit dem Wortstamm verschmolzen sind, ist nicht wunderbar. Schwer ist es nur, die Innigkeit der Verbindung im einzelnen Falle abzumessen. Das gilt auch für die Sprachen, die angeblich nur aus kleinen Wortgebilden bestehen, die der Neger, Malaien und Polynesier, aber auch für die sogenannten einsilbigen Sprachen wie Chinesisch, Barmanisch u. s. w. Die Schrift und die Auffassung der Sprachgelehrten geben wieder keinen brauchbaren Maßstab. Nur das eigene Sprachgefühl könnte darüber zur Not entscheiden[1]).

Anderseits ist auch nicht wahrscheinlich, daß die völlige Verschmelzung zweier Wortformen immer auch eine Verbindung der durch sie angedeuteten Begriffe bezeuge. Sonst müßten ja in den idg. und den semitischen Sprachen auch die Handlung und ihr Träger als eine Einheit gedacht werden, und es wäre dabei sogar die Handlung die Hauptsache, weil die Personenbezeichnung hier ganz zurücktritt. Zu einer solchen Folgerung wird man sich aber doch kaum entschließen. Das Volk spricht eben überhaupt nur in fertigen Sätzen und Satzstücken und unterscheidet keine Wörter, vielleicht auch gar keine einzelnen Begriffe, sondern nur Begriffsgruppen.

h) Wie bekannt, zeigt die Geschichte des Indogermanischen freilich die entgegengesetzte Bewegung. Während der Beginn der Überlieferung starke Verschmelzungen bevorzugt, liebt es die jüngere Zeit wieder, diese Gebilde sozusagen mehr und mehr in ihre einzelnen Bestandteile zu zerlegen, und sie weist so ungefähr dasselbe sprachliche Bild auf wie die Mundarten vieler auswärtigen Völker. Es liegt daher nahe, diese beiden ähnlichen Zustände miteinander zu vergleichen. Gewöhnlich faßt man die Verhältnisse der außereuropäischen Völker als

[1]) Daß wirklich ein Wort mit der ursprünglichen Bedeutung 'sein' ein Futurum kann bilden helfen, beweist die altindische Futurumschreibung *dātâsmi* 'ich bin Geber'. Bopp war also mit seiner Deutung des gewöhnlichen idg. *s*-Futurums wenigstens in dieser Hinsicht nicht so sehr im Irrtum.

den Anfang der Entwicklungsreihe, die der europäischen als den Endpunkt. Ob das aber richtig ist, kann man nicht wissen. Die fremden Sprachen könnten, wie schon mehrfach hervorgehoben worden ist, ebensogut eine wechselvolle Geschichte hinter sich haben und darin den indogermanischen gleichen. Aber auch davon abgesehen, steht es mit den andern Punkten, auf die man sein Augenmerk gerichtet hat, nicht viel besser. Welcher Sprachgruppe die Überzahl an Hülfswörtern zu Gebote stehe, ist kaum zu sagen, weil wir unser Gebiet überschauen und bis in die Einzelheiten kennen, uns von dem jener fremden Völker aber keine rechte Vorstellung machen können. Selbst aber, wenn unsere Sprachen reicher wären an diesen Hülfswörtern, so wäre doch noch nicht gesagt, daß sie alle gleich häufig im Munde geführt werden. Verschiedene Gegenden, einzelne Menschen bevorzugen bald das Wort, bald jenes, und daß mancher hierin sogar seine ausgeprägte Eigenheit an den Tag legen kann, ist bekannt; der eine sagt jeden Augenblick 'also', ein anderer 'nämlich', ein dritter 'beiläufig' oder 'nichtsdestoweniger'. Die Zahl würde also einer Verschmelzung nicht im Wege stehen. Eher wird ihr gesteuert durch die höhere Bildung, aber nicht etwa in dem Sinne, als ob dadurch die Wortformen höher entwickelt und ihre Bedeutung schärfer ausgeprägt wäre, sondern einfach infolge der Gewöhnung an die Schrift und den Druck. Dennoch vollzieht sie sich vor unsern Augen. Besonders die romanischen Sprachen sind ergiebig an Beispielen. Sie haben nicht nur ein Futurum und ein Konditionale entwickelt, das nur im Portugiesischen nicht zu verschmelzen braucht (*dir-te-hei* für *te direi* oder *direi-te* 'je te dirai', *dir-me-hás, dir-lhe-hão*), sondern mit Hülfe der nachtonigen Personalia auch andere merkwürdige Formen: so im Portugiesischen einen flektierten Infinitiv (*tempo é de partireu, de partires, de partirelle, de partirmos*), und im Rätoromanischen Bildungen wie unterengadinisch *purtava* 'portatis vos'. Aus dem Germanischen ist nicht nur der Antritt von *ga-* zu erwähnen, das im Gotischen noch getrennt auftreten kann (*ga-uh-sēhvi*), sondern vor allem das nordgermanische Mediopassiv (altisl. *kǫllomk* 'ich werde gerufen', 2. 3. Sg. *kallask*, neuschwed. *användes* 'wird angewendet', dän. *findes*

'findet sich'), das sich genau dem slavischen Reflexiv an die Seite stellt (russ. *bajús* 'ich fürchte mich')[1]).

i) Welche Bedenken im allgemeinen obwalten gegen die Annahme von Lautmetaphern, ist in einem früheren Abschnitt dargelegt worden (S. 29ff.). Auch bei der Entwicklung der Verbalformen scheinen sie keine große Rolle gespielt zu haben. Jedenfalls ist der Beispielstoff, den man zu ihren Gunsten anführen kann, verhältnismäßig gering und sehr zersplittert. Noch am wenigsten bestreiten läßt sich das Vorhandensein der Reduplikation, wenn sich auch über den Umfang und die Art ihrer Verwendung nichts Gewisses sagen läßt, und wenn die Erklärung der hierher gezogenen Erscheinungen auch im einzelnen noch recht viel zu wünschen übrig läßt[2]).

Ähnlich muß das Urteil lauten über die Bedeutung der Wortstellung. Ein bestimmtes Gesetz wird ihr schon zu Grunde liegen; aber da jede für uns feststellbare Stellungsgewohnheit die Niederschläge von Sprachsitten in sich vereinigen kann, die Jahrhunderte auseinanderliegen, und da die Stellungsgewohnheiten in diesen langen Zeitläuften mehrfach gewechselt haben können, ist auch hier sehr vieles reine Vermutung[3]). Damit

[1]) Das in diesem Zusammenhang erwähnte engl. *love* heißt in der 3. Sing. *he loves* (nicht *love*), und franz. *aimer* hat in der ersten und zweiten Plur. wenigstens seinen Stammvokal der begrifflichen Verknüpfung zum Opfer gebracht; für älteres *amons amez* ist *aimons aimez* eingetreten.

[2]) Das irokesische *katonis* 'ich werde gemacht' könnte so vielleicht auch hervorgegangen sein aus *katatonis* 'ich mache mich selbst', nicht umgekehrt. Wie weit wiche man von dem wirklichen Verlauf der Dinge ab, wenn man auf Grund des Nebeneinanders von nhd. 'ich werde gemacht' und 'ich würde gemacht werden' die Irrealität als ein gesteigertes Passiv auffaßte!

[3]) In den europäischen Sprachen wurden die Pronomina in geschichtlicher Zeit zum Verbum hinzugesetzt, weil der Pronominalbegriff hervorgehoben werden sollte; nachher aber verloren sie ihren Ton wieder, und es wurden neue Tonformen nötig (lat. *morior*: franz. *je meurs*: *moi je meurs*). Die Annahme, durch die Veränderung der Stellung habe sich die eigentliche Verbalform von der vorher allein vorhandenen Nominalverbindung abgezweigt, hilft zwar die Voran-

soll aber nicht geleugnet werden, daß Einzelnes, wie die Vor- oder Nachstellung der Pronomina beim semitischen Verbum, höchst beachtenswert und augenfällig ist.

Die vokalischen Erscheinungen, wie Dehnung und Umfärbung des Klanges, sind alle recht fragwürdig. Wenn man bedenkt, auf wie vielfache Art Vokalveränderungen hervorgerufen werden können, und wie fein sich in ihnen oft die Ergebnisse anderer lautlicher Vorgänge ausprägen, wie Betonungsunterschiede, Abfall von Endsilben u. dgl., wird man in der Deutung vielleicht vorsichtiger werden und die Lösung mancher Rätsel lieber der Zukunft überlassen. Denn ohne geschichtliche Kenntnis oder vergleichende Betrachtung hat man auch hier wieder keinen festen Boden unter den Füßen.

5. Abwandlungsformen des Verbs.

a) Von den drei Begriffen, die gewöhnlich am Verbum zum Ausdruck kommen, Person, Zahl und Beziehungen des Thätigkeitsverlaufs selbst, bilden Person und Zahl eine Gruppe für sich, weil es sich bei ihnen um Verhältnisse handelt, die nicht zum Inhalt der Verbalvorstellung gehören: sie bezeichnen die Träger der Handlung nach Zahl und mit Rücksicht auf den Redenden. Dieser ihrer engen Berührung entspricht es auch, daß sie beide oft durch ein und dasselbe Mittel wiedergegeben werden.

Diese Mittel sind im Grunde alle von der gleichen Art. Man kann die Aufgabe der Personenbezeichnung nicht einem selbständigen Wort zuschreiben, das selbst ein Grundbestandteil wäre, die beiden andern den Beziehungsbestandteilen, vor allem Endungen und lautlichen Veränderungen der Grundteile. Denn die personenbezeichnenden Pronomina werden ebenso oft Endungen, als die Hülfsbestandteile selbständige Wörter sind: man denke nur an die Habitualform der Hottentotten, die mit dem Verbum substantivum gebildet wird, und an nhd. Wendungen, wie 'er schläft immer', 'er hört auf zu essen'.

stellung erklären, schwerlich aber die Nachsetzung. Und dabei muß man der Anschaulichkeit ein ebenso großes Recht einräumen auf die Ausbildung der Wortstellung wie der begrifflichen Wichtigkeit.

Höchstens begrifflich kann von einer größeren Selbständigkeit der Personenvorstellung die Rede sein.

Die Hervorhebung der Nebenseiten der Handlung, des Genus, Modus und Tempus oder der Aktionsart, entspricht nur äußerlich und nur zum Teil der Kasusbildung des Nomens. Denn eine Beziehung zu andern Gliedern des Satzes wird nur ausgedrückt durch Aktiv, Passiv, Reflexiv u. dgl., in gewissem Sinn auch durch das Kausativum; die Bezeichnung der Dauer oder Augenblicklichkeit der Handlung, ihrer Wiederholung oder Stärke, ihres Anfangs oder ihres Ziels gehören nicht hierher.

b) Als Zeitformen erkennt man außer den drei Hauptzeiten des Präsens, Perfekts und Futurs gewöhnlich nur zwei Nebenzeiten an, Plusquamperfekt und Futurum exactum. Aber so wie diese beiden von der Vergangenheit und von der Zukunft aus zurückgreifen, ebenso könnte jeweils auch die Richtung nach vorwärts berücksichtigt und eine Zukunft sowohl vom Standpunkt der Vergangenheit wie vom Standpunkt der Zukunft selbst aus ins Auge gefaßt werden. In Sätzen wie 'Übermorgen kann man erwarten, daß der Dampfer bald einläuft' oder 'Vom nächsten Neujahr ab dauert es noch sechs Wochen, bis er mündig ist' liegt eine derartige zusammengesetzte Anschauung für die Zukunft vor. Eine Zukunft der Vergangenheit aber besitzen die romanischen Sprachen in ihrem Konditionale: *s'il venait, je le lui dirais* heißt genau 'Wenn er kam, stand zu erwarten, daß ich es ihm sagte' ('hatte ich es ihm zu sagen', *j'avais à le lui dire*)[1]) und erinnert an deutsche Fügungen wie 'Warf er das Schwert weg, er war verloren' (Wall. Tod).

Die Nebenvorstellungen, die an den Begriff der Handlung selbst geknüpft sind, also Genus in seinem weitesten Umfang, Modus und Tempus, berühren sich vielfach untereinander und sind deshalb auch kaum von irgend einer Sprache genau auseinander gehalten worden. Bei der Darstellung der Verhältnisse einer Einzelsprache oder einer Sprachfamilie muß man diesen Thatsachen Rechnung tragen, und man hat sich von

[1]) Meyer-Lübke, Rom. Gr. III, § 688, S. 736 f.

vornherein je nach der Lage der Dinge zu entscheiden, ob man von der alten Verschiedenheit ausgehen soll, oder von dem Ergebnis der eingetretenen Verschiebungen und Vereinfachungen. Im allgemeinen wird sich die geschichtliche Betrachtung am ehesten da empfehlen, wo man eine Übersicht über verworrene Verhältnisse gewinnen und vorführen will. Im Indogermanischen haben die slavischen Sprachen noch die alte Unterscheidung nach der Art des Handlungsverlaufs, der sog. Aktionsart, in weitem Umfang beibehalten[1]); bei den klassischen Sprachen dagegen und im Sanskrit schimmert sie nur noch an einzelnen Stellen mehr oder minder durch, während das Germanische in seiner ältesten Gestalt mehr auf der Stufe des Slavischen, in seiner jüngeren Entwicklung dagegen mehr auf dem Standpunkt des Lateinischen und Griechischen steht. Man könnte auf jedem dieser Gebiete also verschieden vorgehen. In den klassischen Sprachen hebt sich unter den Zeitformen vor allem das Präsens und das Imperfekt ab von dem griechischen Aorist und dem erzählenden Perfekt der Lateiner. Man wird hier aber den eigenartigen Gebrauch der Modi des Aorists und der zugehörigen Infinitive und Partizipien nicht als eine Erweiterung gegenüber der Bedeutung des Indikativs hinstellen dürfen, sondern als die Erhaltung eines ursprünglicheren Zustands. Es wird nicht der Begriff der Augenblicklichkeit der Handlung aus der Zeitstufe der Vergangenheit übertragen auf die der Gegenwart und selbst der Zukunft, sondern es wird hier nur die Augenblicklichkeit der Handlung bezeichnet ohne alle Rücksicht auf die Zeit. Das gewöhnliche Perfekt der alten

[1]) Das erinnert zwar an die semitischen Verhältnisse, ist aber doch etwas anderes. Denn neben der Art des Handlungsverlaufs bezeichnet diese Gruppe des Indogermanischen auch die Zeitstufe der Vergangenheit — ähnlich wie die Inkasprache — durch eine Partizipialform (russ. *ja čitál* 'ich gelesen habend') und die Zukunft durch die Verbindung des Infinitivs und eines Hülfsverbs (russ. *ja búdu čitát'* 'ich werde im Lesen sein'). Aber schon die besondere Art dieser Bildungen durch eigene Wortformen und Wörter, nicht durch die gewöhnliche Konjugation, prägt ihnen den Stempel des Außerordentlichen auf.

Sprachen endlich ist seiner Bedeutung nach ein Perfectum praesens[1]); seiner Form nach ist es noch zweifelhaft. Wundt hält es für eine alte Bezeichnung der Dauerhandlung, mit Rücksicht auf die Reduplikation. Da aber die Reduplikation auch außerhalb des Perfekts üblich ist, besonders im Präsens und beim Desiderativum, und da sie im Präsens eine Wiederholung bezeichnet[2]), wird es eher einen alten Iterativ- oder Intensivstamm enthalten haben. Bei abgeschlossenen Handlungen kommt dem Betrachter ein solcher Nebenbegriff besonders deutlich zum Bewußtsein, und darum mag er sich hier auch in der Lautform so lange ausgeprägt erhalten haben. Die Zeitangabe hat man vielleicht nur in der Endung zu suchen, nicht in der Reduplikation, und das uralte Perfektum *voida* 'ich weiß' stimmt insofern vollkommen zu dieser Auffassung, als ihm nur ein einmaliger Vorgang des Erkennens zu Grunde liegt.

Wenn nun aber in der Geschichte aller dieser Bildungen stetig nicht nur eine Form wechselt mit der andern, sondern auch eine Formenart mit einer neuen, so daß oft eine zu einer Einheit zusammengewachsene Ausdrucksweise verdrängt wird von einer jüngeren Gruppe, so wirken hier zwei Gründe gleichzeitig und in entgegengesetzter Richtung: während die Häufigkeit ihrer Anwendung die Bedeutung jeder bestehenden Form verblassen läßt, hebt das Gefühl der Redenden diese oder jene begriffliche Nebenseite der Hauptvorstellung wieder durch ein besonderes Hülfswort hervor, bis auch dieses allmählich wieder ein notwendiges, aber halbgleichgültiges Glied des Gesamtausdrucks wird[3]).

c) Doch spiegelt die Sprache diese verschiedenen Färbungen des Hauptbegriffs nicht immer durch solche äußeren Hülfsmittel ab; manchmal treten auch ganz unverwandte fertige Wortformen nebeneinander, wie 'halten' neben

[1]) Delbrück, Grundr. IV, 177.

[2]) Ebd. IV, 16 ff.

[3]) Ein solches Hülfswort verwenden übrigens auch die Guarani-Tupi und die Tšikito zur Bezeichnung der Zukunft, wenn der Zusammenhang es erfordert (2, 198 Anm. 2).

'schütteln', 'sterben' neben 'töten'. Man kann diese Erscheinung eine innere Determination nennen, im Gegensatz zu der äußeren in Fällen wie 'leben : beleben', 'blühen : erblühen : verblühen' u. s. w. Ich sehe aber nicht ein, daß sich das Verb in dieser Hinsicht wesentlich unterscheide vom Nomen. Das Nomen zeigt ganz dieselbe Abwechslung; das Geschlecht wird so auseinander gehalten durch Wortpaare wie 'Vater : Mutter', 'Ochse : Kuh', die Zahl durch 'Soldat : Heer', 'Schiff : Flotte', 'Münze : Geld', andere Verhältnisse durch 'Vater : Kind', 'Stier : Ochse' u. dgl.; den Unterschied der Kasusformen wahrt in dieser Weise allerdings nur noch das Fürwort mit 'ich : mich', 'wir : uns' u. s. f.

Beim Verbum kommt die Personenunterscheidung, die dieser Kasusflexion doch am ehesten entspräche, in einer solchen innern Form gar nicht mehr vor; und ebensowenig wird die Zeitstufe oder die Bewußtseinslage des Trägers der Aussage — von vereinzelten und auch nicht ganz gleichartigen Fällen abgesehen wie 'bin : war', 'bin : sei' — durch verschiedene Stämme bezeichnet. Nur die äußerlichste und darum wahrnehmbarste Begriffsfärbung wird als innerlich verschieden aufgefaßt wie bei 'sein : werden', 'haben : geben', 'haben : erhalten', und selbst hier muß man fragen, ob Bedeutungswandel die Glieder der Reihe nicht vielleicht erst allmählich näher zusammenschob. In der Sprache stehen solche Formen wie 'hält : schüttelt', 'stirbt : tötet' aber nicht mehr und nicht weniger selbständig da wie etwa 'ich : mich'.

6. Partikelbildungen.

Das Gebiet der Partikeln ist schwierig abzugrenzen, nach außen wie im Innern.

Von außen dringen immer neue Wortformen herein, die in ihrem alten Bereich erstarrt sind. Es sind zwar meistens Nominalformen; aber auch Verba und ganze Sätze fehlen nicht; im Deutschen hat man so 'geschweige' und 'es sei denn' sowie umgangssprachliches 'scheints', im Griechischen ἄγε, im Lateinischen *vel* und *sis*, im Französischen *soit, voilà, voici.*

Innerhalb des Gebietes der Partikeln werden diese Gebilde immer undeutlicher nach Form und Bedeutung, bis ihr Ursprung überhaupt nicht mehr erkennbar ist. An sich zerfallen sie dann nach ihrer Durchsichtigkeit oder Undurchsichtigkeit jeweils in primäre oder Stammwörter und in sekundäre oder Ableitungen. Aber die Grenze verschiebt sich fortwährend. Je weiter man in der Geschichte zurückgeht, um so mehr hellt sich die Herkunft vorher unbekannter Bildungen auf, um so mehr entpuppen sich die Stammwörter als Ableitungen. Daraus läßt sich schließen, auch das, was man auf der ältesten Stufe der Überlieferung als ursprünglich antrifft, sei in der vorgeschichtlichen Zeit aus einer lebendigen Wortform entsprungen. Man kann dagegen nicht geltend machen, daß die weniger hochstehenden Völker einen sicheren Grundstock von eigentlichen Partikeln aufweisen; denn deren Sprache mag sich noch so langsam umgestaltet haben, schon das Vorhandensein einer größeren Anzahl von Partikeln beweist unwidersprechlich, daß sie sich nicht mehr in ihrem Urzustande befinden. Freilich wird es schon im Anfang der Sprachbildung einige eigentliche, halb ausrufartige Partikeln gegeben haben; aber nachweisen lassen sie sich kaum mehr. — Welche Bedeutung diese ältesten Partikeln hatten, ob sie zum Hinweis auf einen Gegenstand dienten oder zur Äußerung eines Gefühls, ist gleichgültig; als möglich läßt sich jeder der beiden Fälle denken, und die eine Verwendung ist aus der andern ableitbar. Allem Anschein nach waren diese ältesten Formen aber nicht gleich von Anfang an Zusätze, die einem Wort oder einem Satzteil Nachdruck verleihen sollten; sondern sie kamen zunächst wohl ganz selbständig vor, vielleicht schon vor der Ausbildung der eigentlichen Wortformen.

Innerhalb der geschichtlich verfolgbaren Sprachen stehen die 'primären' Partikeln in engem Zusammenhang mit den Fürwörtern, und oft sind sie unzweifelhaft aus Pronominalformen erstarrt, wie nhd. 'daß', franz. *que*, russ. *što* 'daß'; aber auch das Umgekehrte ist nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß nämlich hinweisende Fürwörter aus Deutepartikeln entsprossen sind, etwa dadurch, daß sie mit irgend

einem andern Wortteile verschmolzen. So ist im Indogermanischen wenigstens von mehreren Beispielen eine solche Herkunft vermutet worden, z. B. von gr. ἐκεῖνος (S. 96) und deutsch 'dieser' (ahd. *dese*). Neben diesen — ursprünglichen oder abgeleiteten — Deutepartikeln gibt es aber in der späteren Entwicklung auch zahlreich solche, die sogar reine Konjunktionen sind und doch aus einer andern Quelle entspringen: so lat. *et* (gr. ἔτι), *autem* und *aut*, gr. ἀλλά, deutsch *und, aber, sondern, weder, obwohl*, engl. *but*, vom Standpunkt der heutigen Sprache auch franz. *mais*.

Über die anfängliche Verwendung der abgeleiteten Partikeln läßt sich kaum etwas Allgemeingültiges sagen. Manchmal mag ein Wort neben einem Nomen unmittelbar zu einer Präposition oder Postposition erstarrt sein, wie lat. *penes* und *tenus, adversus, circum* u. s. w., deutsch *wegen, halben, während, trotz* und dergl., franz. *pendant, malgré, vers, près* u. s. w.; manchmal mag es zunächst Adverb gewesen sein neben einem Verbum. Aber diese beiden Fälle erschöpfen den Kreis der Möglichkeiten nicht; auch in Sprachen, die kein Verbum kennen in unserem Sinne, gibt es doch abgeleitete Partikeln, z. B. in der Inkasprache; da diese vom Nomen doch nicht abgetrennt worden sein können, weil nach unserer Erfahrung das bei Präpositionen nicht vorkommt, müssen sie gleich aus selbständigen Wörtern erstarrt sein[1]).

VII.

Die Satzfügung.

1. Mit seiner Erklärung des Satzes hat Wundt augenscheinlich einen sehr guten Griff gethan. In meiner 'Deutschen Sprache der Gegenwart' (S. 306) hatte ich selbst kurz zuvor

[1]) Über die Herleitung der anscheinend zusammengesetzten Präpositionen des Lateinischen, die Wundt in diesem Zusammenhang (S. 210) aus Lindsay anführt, hat meiner Ansicht nach die Sprachwissenschaft auch noch nicht ihr letztes Wort gesprochen.

eine eigene und — wie ich wegen Delbrücks (S. 227 Anm.) bemerke — selbständige Fassung dieses Begriffs vorgeschlagen, welche die bisher von Paul und Delbrück gegebenen Erklärungen verbessern sollte; ich hatte darin den Satz im wesentlichen bezeichnet als den 'Ausdruck einer Vorstellung, einer Vorstellungsmasse oder auch der Verbindung zweier Vorstellungen oder zweier Vorstellungsmassen, der dem Sprechenden und dem Hörenden als ein zusammenhängendes und abgeschlossenes Ganzes erscheine'. Wundt erkennt nur das zweite als Satz an und nennt das erste, den Ausdruck einer Vorstellung oder Vorstellungsmasse, ein Satzfragment. Und diesen zweiten Teil beurteilt er ganz eigenartig. Ich hatte zwar mit dem Begriff 'Verbindung' nicht die Handlung des Verbindens gemeint, sondern den Zustand des Verbundenseins, und gerade deshalb hatte ich das Gebilde ein zusammenhängendes und abgeschlossenes Ganzes genannt. Aber Wundt geht entschlossener unmittelbar von dem aus, was zuerst vorhanden ist, von der Gesamtvorstellung, und bestimmt den Satz als die Zerlegung eines im Bewußtsein vorhandenen Ganzen in seine Teile (2, 236)[1]).

Diese neue Auffassung erinnert ohne Zweifel an das Ei des Kolumbus, wie auch schon Ehrenberg geurteilt hat[2]); dennoch löst sie im einzelnen auch die Schwierigkeiten nicht alle, und zwar sowohl hinsichtlich der Abgrenzung des Ganzen als in der Begründung der Art seiner Einteilung[3]).

[1]) Deswegen ist es nicht ganz folgerichtig von Wundt, wenn er (2, 322) von dem zusammengesetzten Satz lehrt, er bestehe aus mehreren einfachen Sätzen, die in eine der Beziehung der Bestandteile des einfachen verwandte Beziehung zu einander treten, so daß die ganze Verbindung infolgedessen eine neue Satzeinheit bilde! Es müßte doch heißen, bei der Zerlegung des zusammengesetzten Satzes — der natürlich auch von vornherein fertig im Bewußtsein liegt — ergäben sich Teile, die selbst wieder Sätze seien.

[2]) Globus, Band 79, S. 21—22.

[3]) Grundsätzliche Zweifel an der Wundtschen Auffassung äußern jetzt auch noch Mandelstam, Neuphil. Mitteilungen, herausgeg. vom Neuph. Verein in Helsingfors 1902 15/1—15/3 S. 22 f. und Wegener, Lit. Centralbl. 1902, 22. März, Sp. 407 ff.

Sicherlich waren die Gelehrten im Irrtum, die nur die Wortklassen und Wortformen zum Gegenstand der Betrachtung machten und den Satz als solchen gar nicht beachteten. Ich gehöre nicht zu den Anhängern dieser Richtung, wenn mich Wundt auch dazu zu rechnen scheint (2, 227); so sehr ich die Thätigkeit von Miklosich, Erdmann und ihren Schülern schätze und von ihnen gelernt habe, das Gefühl habe ich nie los werden können, daß ihre Auffassung gerade das Wichtigste übersieht, das geistige Band, das die von ihnen untersuchten Einzelteile zusammenhält. Das hindert mich aber nicht, auch an Wundts Anschauung manches bedenklich zu finden.

Kein Satz liegt nach Wundt vor, sondern ein Satzstück, ein Satzfragment, wenn ein 'wesentlicher Bestandteil' fehlt (S. 232). Was ein solcher wesentlicher Bestandteil sei, wird nicht weiter ausgeführt. Bei den Aussagesätzen läßt sich noch verstehen, was damit gemeint ist: es müssen offenbar immer zwei Ausdrücke nebeneinander liegen, die sich wie Subjekt und Prädikat gegenüberstehen[1]).

Bei den Gefühlsätzen, die aus einer attributiven Gruppe bestehen, ist die Sache zweifelhafter; doch ist 'wie wunderbar!' vermutlich noch ein Satz, 'wunderbar!' ein Satzfragment. Es scheint also die Einfachheit oder die Doppelheit der Glieder zu entscheiden. Mit dieser Auffassung verstrickt man sich aber in eine andere Fessel: die der Impersonalien. Wundt hält die Impersonalien wie 'Es blitzt' für Sätze. Denn sie bezeichnen nach ihm keine einzelne Vorstellung, sondern eine Verbindung von Vorstellungen. Der Hinweis, daß bei diesen Redensarten ursprünglich immer ein wirkliches Subjekt vorgeschwebt habe und ausgedrückt worden sei, ist ja wohl richtig, beweist aber nichts für die heutige Sprache, und die ist allein maßgebend. Ein Gegenstand, der zu dem im Verbum enthaltenen Vorgang hinzukäme, wird sicher nicht mit angeführt,

[1]) Wie steht es aber mit einem Ausdruck, der etwa auf eine Frage geantwortet wird: *Die zwölf Zeichen des Tierkreises*? Ist das nicht auch eine in logische Beziehungen gegliederte Gesamtvorstellung, ohne daß es ein Satz ist?

auch nicht in ganz unbestimmter Weise (S. 258). Und daß die Sprache die Personenbezeichnung dauernd duldete oder an Stelle der verlorenen, auf sie hinweisenden Endung gar neu erzeugte, besagt noch nicht, daß der Vorstellungsinhalt des Satzes dazu drängte, sondern ist einfach die Folge der Thatsache, daß die in Betracht kommenden Sprachen eben kein Verbum ohne Endung oder ohne Pronomen kennen. 'Es blitzt' ist also psychologisch nicht anders aufzufassen wie der Ausdruck 'Ein Blitz!'. Nicht zu übersehen sind in diesem Zusammenhang übrigens auch Sätze wie das it. *canta* 'er singt', das auf eine Frage *Che fa il vostro amico?* die Antwort gibt. Hier ist äußerlich zwar das Subjekt bezeichnet wie in dem lat. *cantat;* aber gedacht wird daran doch so wenig, daß eine Antwort *canta* nicht viel anders beschaffen ist wie eine Antwort *a Roma,* die man auf die Frage gegeben hat *Dov' è il vostro amico?*

Die Interjektionen und die Vokative rechnet Wundt nicht zu den Sätzen. Daß man auf die begleitenden Vorstellungen bei diesen Gebilden nicht so Rücksicht nehmen dürfe, wie es z. B. Paul gethan hatte, darin kann man ihm recht geben. Dennoch wird er der sprachlichen Natur dieser Formen nicht ganz gerecht. Wenn man den Vokativ 'Karl!' ausspricht, so läßt sich nach dem, was wirklich gesagt wird — nicht nach dem, was der Rufende vermutlich hinzugedacht hat, oder gar nach dem, was die Hörenden in das Gesprochene logisch hineindeuten —, genau bestimmen, daß eine Anrede vorliegt, nicht etwa eine Aufschrift. Der Vokativ wird ja ganz anders betont als eine gewöhnliche Überschrift. Daß sich die Umdeutung eines Rufes wie 'Karl! Feuer! Diebe!' nicht immer aus der Sachlage und dem Zusammenhang ergibt, ist doch kein stichhaltiger Grund; denn auch bei ganz regelrecht gebauten Sätzen ist das niemals ganz der Fall.

Es kommt dabei aber noch etwas in Betracht. An einer andern Stelle (S. 268) läßt es Wundt zu, daß bei einem Imperativ der pronominale Bestandteil des Satzes sprachlich nicht ausgedrückt werde, sondern durch konstante assoziative Beziehungen in der Imperativform mit enthalten sei. Könnte darum ein Adverb wie 'vorwärts!', in dem die Betonung immer

auf das Subjekt hindeutet, nicht mit demselben Recht für einen Satz gelten?

Wie dem aber auch sein mag: auch wenn Wundt unbestritten recht hätte mit seiner Unterscheidung von Satz einerseits und Satzfragment sowie Satzäquivalent anderseits, wünschte man doch eine Erklärung darüber, was diese beiden, das Satzfragment und das Satzäquivalent, für psychische Grundlagen haben. Es würde sich dann wohl ergeben, daß der Mensch abwechselnd Gesamtvorstellungen und Einzelvorstellungen bildet, die sprachlich durch Sätze und Satzäquivalente oder Satzfragmente wiedergegeben werden.

Den Satzfragmenten sollen zwar die gleichen Realvorstellungen zu Grunde liegen wie den selbständigen Sätzen, nicht aber dieselben Wortvorstellungen und Artikulationsempfindungen. Das leuchtet nicht so schlechthin ein. Einerseits können sich unvollständige Sätze doch wohl auch — manchmal wenigstens — nur auf verhältnismäßig unvollständige Realvorstellungen gründen; der Bereich der Wortvorstellungen ist dann also nicht ärmer als der Bereich der Realvorstellungen. Andrerseits darf man bei der Beurteilung des Umfangs der Realvorstellungen wohl auch nicht vergessen, daß bei dem vollständigen Satz die Realvorstellungen zahlreicher sind als die Wortvorstellungen, insofern, als man dabei auf das Gebiet der vorhergehenden und der folgenden Sätze überspringt, daß also, während die Gesamtvorstellung des eben ausgesprochenen Satzes im Blickpunkt des Bewußtseins vorüberzieht, man auch unbewußt an die vorausgehenden und an einzelne folgende Gesamtvorstellungen denkt.

2. Unter den Satzarten räumt Wundt dem Gefühlsatz ('welche Freude!') eine wichtige Stelle ein; er faßt ihn mit dem Wunschsatz[1]) zusammen als Ausrufesatz und stellt diesen, den Ausrufesatz, dem Aussagesatz und dem Fragesatz[2]) gegen-

[1]) Dem Wunsch- oder Befehlsatz würde ich als eigentliche Form nicht bloß den Imperativ zuschreiben, sondern auch — wenn auch natürlich erst an zweiter Stelle — den idg. Optativ.

[2]) Die Fragewörter 'wo, wann, warum', *ubi*, πῶς sind aus dem Fragesatz in den zusammengesetzten Aussagesatz hinübergenommen

über. Berücksichtigung verdient der Gefühlsatz in der That schon deswegen, weil die abweichende Form, in der er auftritt, die Einheitlichkeit der grammatischen Ordnung stört und zu mannigfachen Betrachtungen herausfordert.

Subjekt und Prädikat erkennt Wundt nämlich als Teile des Satzes nur da an, wo ein Verbum ins Spiel kommt, also im eigentlichen Aussagesatz ('der Maurer baut ein Haus') und im Befehlsatz ('komm her'); den Gefühlsatz gliedert er nicht in Subjekt und Prädikat, sondern in Subjekt und (Satz-)Attribut ('welche Freude!'). Hier erhebt sich aber gleich ein Zweifel: Ist nun auch umgekehrt jede derartige attributive Verbindung ein Satz, oder wenigstens jede, die mit einem gewissen Gefühl ausgesprochen wird? Wenn ich bei der Erzählung der Heldenthaten eines Heeres ausrufe 'Tapfere Krieger!' oder wenn mich die Betrachtung eines schönen Hauses zu der verwunderten Bemerkung veranlaßt 'Ein teures Haus!', spreche ich da einen Satz aus oder eine Wortgruppe, ein Satzstück? Und wie steht es mit Wendungen wie lat. *me miserum,* franz. *diable de femme* (neben *quel diable de femme*), deutsch *O du!* Thatsächlich grenzen diese Gebilde wieder sehr nahe an Ausdrücke wie 'Nördliche Friedrichstraße' und dgl.

Daß sich sodann die Verbindung eines Substantivs mit zwei Attributen doppelt auffassen lasse ('Welch eine Wendung — durch Gottes Fügung' und 'Welch eine — Wendung durch Gottes Fügung'), würde ich nicht so unbedingt als einen Vorzug ansehen, den die Gefühlsätze hätten gegen den Prädikatsatz. Denn einmal beruht diese Zweideutigkeit höchstens auf einem zufälligen Mangel der Sprache, teilweise sogar nur der deutschen Sprache, und durch eine Unterscheidung der grammatischen Form könnte sie wenigstens unter Umständen beseitigt werden (οἷα συντυχία ἡ πρὸς θεῶν und οἷα συντυχία πρὸς θεῶν); zweitens wird sie auch thatsächlich aufgehoben durch eine entsprechende Worttrennung und Betonung; drittens aber — und das will noch mehr sagen — kann ich ja auch Prädikatsätze an sich ebenso verschieden auffassen: in der Mitteilung 'Karl

worden, nicht umgekehrt (S. 256). Über die Fragesätze vergl. jetzt auch Noreen, Språk och Stil I.

ist gestern mit seinem Freunde in Rom angekommen' kann ich 'gestern' hervorheben oder 'mit seinem Freunde' oder 'in Rom', je nach dem Sinn, den ich ausdrücken will. Der behauptete Vorzug ist also nur in dem Fall einer bestimmten Art der Aussprache vorhanden, nicht überhaupt, und man könnte — vor allem mit Rücksicht auf die Möglichkeit von verdeutlichenden Umschreibungen wie 'Eine ungeheure Wendung ist durch Gottes Fügung eingetreten' oder 'Die Wendung, die durch Gottes Fügung eintrat, ist ungeheuer' — auch gerade umgekehrt sagen, die prädikative Ausdrucksform habe den Vorzug der Klarheit, die attributive sei verschwommen.

3. Daß bei diesen prädikativen Sätzen Wundt die Unterscheidung verwirft zwischen dem grammatisch-logischen Subjekt oder Prädikat einerseits und dem psychologischen Paar anderseits, kann man billigen, schon weil bei dem Begriff Subjekt die doppelte Verwendung bedenklich war. Daß er aber die Bezeichnung 'dominierende Vorstellung' gerade für das psychologische Subjekt vorschlägt, scheint auf einer Verwechslung zu beruhen. Nach meiner Auffassung wenigstens — und ebenso nach der Pauls, Wegeners und von der Gabelentzens — ist das psychologische Subjekt die Vorstellung im Satze, von der schon vorher die Rede war, das psychologische Prädikat aber die neu hinzukommende. Nicht die Wortstellung unterscheidet also psychologisches Subjekt und Prädikat, sondern der Zusammenhang, und das Subjekt steht nicht immer voran, sondern ebensogut nach ('Korinth war im Jahre 146 v. Chr. römisch geworden; Mummius hatte es da erobert'). Betont ist in der Regel auch nur der Ausdruck für diese zweite Vorstellung: was Wundt dominierende Vorstellung nennt, ist also augenscheinlich das psychologische Prädikat der älteren Auffassung, und in dieser Bedeutung mag der neue Ausdruck hingehen, so unschön er auch ist.

Von dem bis jetzt behandelten prädikativen Aussagesatz, der ein wirkliches Verbum enthält, unterscheidet Wundt den attributiven, der mit einem Nomen und der Kopula 'sein' gebildet ist, wie 'Gott ist gerecht', 'Die Tugend ist das höchste Gut'. Er stellt also, wie es scheint, einen attributiven Aus-

rufesatz ('Welch schönes Haus') und einen attributiven Aussagesatz ('Das Haus ist schön') der Form nach so ziemlich auf eine Stufe. Ob das angebracht und ob das sachgemäß ist, möchte man bezweifeln. Für unser Empfinden sind beide Arten von Sätzen grundverschiedene Gebilde; wir fühlen den einen als eingliedrig, den andern eher als zweigliedrig. Außerdem aber ist fraglich, wie diese attributiven Sätze gegen die prädikativen abzugrenzen sind. Gehören zu ihnen auch Fälle wie 'Er scheint gebildet', 'Die Stadt liegt wüste', 'Der Mann sieht krank aus'? Denn hier ist das Verb doch nur mehr oder minder Kopula. Für Sätze mit einem einfachen Nomen als Prädikat, ohne jede Kopula mag sich die neue Benennung freilich mehr empfehlen, wie lat. *omnia praeclara rara,* gr. οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, russ. *on saldát* 'Er (ist) Soldat', *ja ótšen' balná* 'ich (bin) sehr krank'.

Ich glaube aber überhaupt eine andere Einteilung der Sätze vorschlagen zu können. Ähnlich wie Delbrück (S. 145) möchte ich nach der Art, wie sich die Vorstellungen zerlegen, eingliedrige (unpaarige) Sätze unterscheiden und zweigliedrige; zu der ersten Klasse sind zu rechnen Gefühlsätze wie 'welch schönes Haus', sodann Vokative und, wenn man will, Interjektionen und andere sinngemäß betonte Wörter; doch habe ich auch nichts dagegen, wenn man diese letzteren Formen alle Satzstücke nennt; die zweite Klasse, die doppelgliedrigen Sätze, zerfällt ihrer sprachlichen Gestalt nach in einwortige Gebilde (lat. *amo,* it. *canta,* nhd. 'komm!') und in zwei- und mehrwortige (*Du kommst. Der Zug geht gleich ab. Gott ist gerecht*).

Den Satz scheide ich jetzt auch anders von der Wortgruppe, als ich in meiner „Deutschen Sprache der Gegenwart" gethan habe. Ich halte den Satz nicht mehr für eine bestimmte Art der Wortgruppe, sondern überhaupt für ein Gebilde, das nur durch die Art seiner Verwendung bestimmt ist, und setze ihn der Dreiheit Laut, Wort und Wortgruppe gegenüber. Laut, Wort und Wortgruppe sind die aus dem Zusammenhang gerissenen Teile, der Satz das Ganze, das je nach Belieben aus einem dieser drei Gebilde bestehen kann (lat. ī, *it, imus nos*). Ich gehe damit also über J. Ries hinaus.

4. Die Scheidung der Redeteile. Durch die Gliederung der sich dem Menschen zuerst aufdrängenden Gesamtvorstellung entstehen die Wortarten. Als Grundlage der Masse von Merkmalen, die sich dem Beschauer jeweils darbieten, wird ein Gegenstand angenommen und dieser, die Substanz, durch das Substantiv bezeichnet. Die einzelnen Merkmale dagegen, die an diesem Gegenstande auftreten, sollen nach Wundt doppelter Art sein (S. 476); die dauernd haftenden sind das, was wir Eigenschaften nennen; die veränderlichen entsprechen dem, was wir als Zustände unterscheiden; sprachlich werden diese Eigenschaften durch das Adjektiv bezeichnet, die Zustände durch das Verb. Die Notwendigkeit dieser Doppelung sieht man aber nicht ein, und einen Beweis für sie gibt Wundt auch hier nicht. Einmal ist, wie wir schon an anderer Stelle angedeutet haben (S. 78 f.), der Unterschied zwischen dauernden und vorübergehenden Merkmalen so fließend, daß man kaum glauben kann, die Sprache habe ihn so unzweideutig ausgedrückt. Sodann stehen sich aber in der Wirklichkeit Adjektiv und Verbum gar nicht auf diese Weise gegenüber. Wie könnte sonst ein Adjektiv so leicht zum Verbum werden und umgekehrt ein Verb die Grundlage bilden für eine Adjektivableitung. Der Unterschied der beiden Wortarten beruht nicht auf einem Unterschied an den Objekten, sondern, wenn er überhaupt so unmittelbar ist, auf der Verwendung im Satz. Wenigstens scheint soviel sicher zu sein, daß das Verbum die Wortart ist, die das Prädikat bildet; oder mit andern Worten: ein Wort, das als Aussage dienen sollte, wurde in der Art der Verba konjugiert, gleichviel ob es vorher Adjektiv oder Substantiv war[1]). Daß das Adjektiv dem gegenüber die Rolle des Attributs zu spielen hatte, läßt sich wenigstens vermuten; es könnte aber auch überhaupt die Bezeichnung für die Merkmale der Gegenstände gewesen sein und in allerältester Zeit auch einfach unter dieser Form als Prädikat gedient haben. Auf Wundts Standpunkt begreift man ja auch gar nicht, woher der Unterschied kommt zwischen den Sprachen mit überwiegend nomi-

[1]) Also man sagte etwa: *Hund Schrei: er* = 'der Hund schreit'; *Wiese grün: sie* = 'die Wiese grünt'.

nalem Bau und denen mit vorherrschendem Verbalprädikat; vielmehr hätten wir die merkwürdige Thatsache vor uns, daß sich als Folge einer größeren oder geringeren Fähigkeit, objektive Eigentümlichkeiten auseinander zu halten, eine Grundverschiedenheit des Satzbaus eingestellt hätte. Ist es angesichts dessen nicht einfacher, die Abweichung im Satzbau als unabhängige Entwicklung aus sich selbst zu erklären?

Glücklicherweise hat sich Wundt bei der Darstellung dieser Fragen 'an unsere eigene und die ihr verwandten Sprachen' gehalten, und darum ist das Bild, das er von Nomen und Verbum, Nomen und Attribut, Verbum und Adverbiale, den Pronomina und den satzverknüpfenden Partikeln zeichnet, im wesentlichen richtig. Freilich wollte er davon nur 'ausgehen'; aber er ist im großen ganzen doch auch dabei verblieben und hat in den andern Sprachen, die kein Verbum entwickelt haben, die Scheidung der Redeteile nicht weiter verfolgt, so lehrreich das auch im einzelnen wohl geworden wäre.

Geschichtlich hat sich nun im Indogermanischen das Verhältnis zwischen den einzelnen Satzteilen stark verändert. Besonders hat die Beziehung zwischen Nomen und Verb einen wahren Kreislauf durchgemacht. Ursprünglich diente als Prädikat wohl auch nur ein Nomen, vor allem ein Nomen actionis ('Kind : Schrei'). Daraus entwickelte sich durch Verschmelzung des Prädikatnomens mit andern Bestandteilen, vermutlich einem Pronomen oder Adverbium, wohl das spätere Verbum; heute aber treten an Stelle dieses wieder mehr und mehr Umschreibungen durch Verbindungen inhaltsloser Hülfsverba mit abstrakten Substantiven.

Bei Beurteilung gerade dieser Dinge irrt Wundt, wie mir scheint, in doppelter Weise. Einmal stellt er die Herausbildung des Verbums als einen Fortschritt dar, der das menschliche Denken sehr gefördert hätte. Ob die sprachliche Bildung auf diesen Fortschritt irgendwie von Einfluß gewesen ist, darf man aber bezweifeln. Wenn wir von unserem Standpunkt aus eine Sprache mit attributiver Satzbildung beurteilen wollen, finden wir uns allerdings erst schwer zurecht. Aber durch einige Übung gewöhnen wir uns ein, und davon, daß unser Denken

durch diese Sprachform irgendwie in seinem Umfang oder in seiner Tiefe gehemmt werde, spüren wir nichts. Nur die äußere Hülle ist anders, der Inhalt nicht. Wer etwa sagt 'mein Weinen' für 'ich weine', stellt sich die Sache doch ebenso klar vor wie wir; ihm erscheint die Wirklichkeit nur unter einem andern Namen (vgl. S. 125). Die in unserer Zeit neuerstandene Schicht von Abstrakten beweist das ja auch zur Genüge, und von diesen hält Wundt das Denken auch nicht für gefährdet.

Freilich glaubt er diese Ungefährlichkeit noch ausdrücklich erklären zu müssen durch den Hinweis, daß in unserer Zeit sowohl die Hülfswörter wie die Substantiva — und darunter auch die Verba actionis — immer abstrakter geworden seien (S. 276). Das zeigt aber doch zur Genüge, daß der Fortschritt unseres Denkens nur abhängt von dem Wandel und der Vervollkommnung der Wortbedeutung, nicht von der Änderung der Satzbildung, daß also auch ein Volk mit attributivem Satzbau und gegenständlichem Denken es geistig ganz gut mit uns aufnehmen kann, trotz unserem Verbalprädikat!

Einen Fortschritt der Satzbildung sieht Wundt aber auch in der Erscheinung, daß in der neueren Zeit die alten einfachen Verbalformen in Hülfszeitwörter und Infinitiv oder Partizip zerlegt werden, daß man also sagt *j'ai aimé* für lat. *amavi*, 'ich werde geliebt' für *amor*. Aber werden dadurch die einzelnen Bestandteile des Gedankens wirklich auch in der Vorstellung deutlicher geschieden? Wie ich schon früher ausgeführt habe (S. 10f., 60), muß ich das bezweifeln. Wundt hält sich ja auch vorsichtig in der Mitte: er gibt zwar zu, daß unverkennbar die einzelnen Wortgebilde nahezu wieder zu einer Worteinheit verschmolzen seien, leugnet aber die völlige Verschmelzung.

Die Frage, ob unter den nominalen Wortformen die Substantiva älter seien als die Adjektiva, läßt sich so allgemein gar nicht beantworten. Im Indogermanischen ist es wenigstens möglich, daß die eigenschaftsbezeichnenden Angehörigen der ungeteilten Formenklasse zuerst nach Art unserer Apposition neben den Gegenstandsbezeichnungen verwendet wurden, und daß bei dieser ungeteilten Klasse schon alle oder verschiedene

Kasusbildungen vorhanden waren, als sich das Adjektiv daraus abspaltete; vielleicht ist das Adjektiv sogar aus einem fertigen Nominalkasus entwickelt, etwa, wie man meint, aus dem Genetiv. Aber es gilt vermutlich nur von einer beschränkten Anzahl von Wörtern, daß sie in dieser Weise abgeleitet wurden. Grundbezeichnungen für die auffälligsten Eigentümlichkeiten der Außendinge, wie Farben, Größe, können von diesen Ableitungen ganz unabhängig bestanden haben. Die Endungen, die sie mit dem späteren Substantiv gemein hatten, könnten diese Grundwörter auf demselben Wege erhalten haben wie diese Substantiva, etwa durch Verwachsung mit einem Pronomen oder einer Partikel (vgl. S. 81). Die Sprachgeschichte gibt eben hier gar keine Handhabe, und ohne sie gehen psychologische Betrachtungen wieder sehr leicht in die Irre. Außerhalb des Indogermanischen ist für das Adjektiv jedenfalls meist keine eigene Form üblich, sondern beide Wortklassen liegen endungslos nebeneinander, so daß die Frage ihrer Verwandtschaft und ihres Altersverhältnisses gar nicht in Betracht kommt. In den jüngeren idg. Sprachen, Neuhochdeutsch, Neuenglisch, aber auch in den romanischen Sprachen liegen die Dinge ja wieder mehr oder weniger ähnlich.

Ganz eigenartige Redeteile sind durch die Herausbildung der Hypotaxe entstanden, Konjunktionen und Relativa[1]).

[1]) Daß die Unterordnung in besonderem Maße die Gliederung der Vorstellungen erleichtere, will mir nicht einleuchten. Eine Sprache mit nominalem Satzbau, welche die Unterordnung in unserem Sinne wenig oder gar nicht anwendet, ist keineswegs rein auf die attributive Aneinanderreihung angewiesen, sondern sie benützt zur Angabe des Verhältnisses, in dem die einzelnen Teile der Vorstellung stehen, die meist zahlreichen Kasus der Verbalnomina. So drückt das Ketschua einen Folgesatz aus durch den Dativ oder den Terminalis des Infinitivs, einen Kausalsatz durch den Kausalkasus des Infinitivs oder des Gerundiums (Middendorff I, S. 307 ff.). Ähnliches teilt Böhtlingk von der Sprache der Jakuten mit (S. 372 ff., 384 ff.). Ein Bild, wie die Dinge in einer solchen Sprache liegen, geben uns ja die ältesten idg. Sprachen mit ihren vielen Partizipial- und Infinitivformen, aber auch neuere, z. B. das Neurussische mit

Die merkwürdigsten darunter sind die Relativa, besonders insofern sie in der Gestalt der Fragewörter auftreten. Denn sie weisen darauf hin, daß die durch sie eingeleiteten Relativsätze, wie besonders Wegener ausgeführt hat, aus älteren Fragesätzen entsprossen sind. Um diesen Übergang zu erklären, braucht man aber nicht anzunehmen, eine im Verlauf der Rede auftauchende Frage werde beantwortet, noch ehe sie ausgesprochen sei, und der Fragesatz werde in einen Aussagesatz verwandelt, dabei aber das Fragewort zurückbehalten. Die Frage kann vielmehr völlig ausgesprochen werden; nur wird sie von dem Antwortenden wiederholt und damit in die Antwort eingefügt. Auf die Frage 'Wer hat es gethan?' antwortet man nämlich: 'Wer hat es gethan? Den Mann weiß ich!' und dann mit nachträglicher Umstellung: 'Den Mann weiß ich, wer hat es gethan'. Ähnliche Vorgänge spielen sich in der gewöhnlichen Rede der unteren Volksschichten noch heute häufig ab. Auf die Frage 'Wo ist der Karl?' hört man entgegnen: 'Der Karl? Wo der ist? Das weiß ich nicht'.[1])

5. a) Bei der Gliederung des Satzes und der Satzformen unterscheidet Wundt geschlossene und offene Verbindungen. Unter den ersten versteht er außer dem Nebeneinander von Subjekt und Prädikat augenscheinlich nur die paarweise möglichen Glieder einer Unterordnung, unter der letzten die in der Zahl unbeschränkten Teile einer Beiordnung. Nun sollen aber eigentlich nur die Attribute und die zu ihnen gehörenden adverbialen Ergänzungen des verbalen Prädikats eine Anreihung weiterer Teile gestatten, die anderen Satzteile aber sozusagen nicht. Wo ein Subjekt oder ein Prädikat oder ein Objekt aus einer Reihe von Gliedern besteht, sollen diese Teile alle schon von vornherein in der Gesamtvorstellung enthalten gewesen sein; das Attribut dagegen kann angeblich noch nachträglich bei der

---

seinen Partizipien und Gerundien, oder auch das Neuhochdeutsche mit seiner Bevorzugung der Verbalabstrakta.

[1]) Wegen des Verhältnisses der Indefinita zu den Interrogativen siehe S. 97.

Gliederung der abgeschlossenen Gesamtvorstellung durch beigeordnete Zusätze erweitert werden. Diesen Standpunkt halte ich für zu engherzig. An sich kann meines Erachtens jede Reihe einen doppelten Ursprung haben: sie kann von jeher einen Bestandteil der dem Satz zu Grunde liegenden Gesamtvorstellung gebildet haben, sie kann aber auch durch nachträgliche Erweiterung eines Satzteiles entstanden, der Kreis, unter dem man sich den Satz bildlich vorstellen kann, nachträglich durch eine Vergrößerung des Bewußtseinsinhaltes protuberanzenartig verzerrt worden sein. Und zwar gilt das vom Subjekt, Prädikat und Objekt ebensogut wie von den andern Satzteilen. Sätze wie die von Wundt erwähnten 'Der Feind überschritt den Fluß und warf unsere Leute zurück' und 'Der Feind zerstörte die Festung, die Stadt und die umliegenden Dörfer' lassen eine doppelte Deutung zu; ebenso aber auch der Satz 'Er ist ein guter, treuer, gewissenhafter, fleißiger Mensch'. Eindeutig ist dagegen natürlich das Beispiel 'Alexander, Cäsar und Napoleon waren große Feldherren und ausgezeichnete Staatsmänner', insofern als hier z. B. auch das Prädikat mindestens eine Doppelheit der Subjektsglieder voraussetzt; aber das dritte Glied 'Napoleon' könnte auch hier erst später hinzugefügt sein.

Zweifelhaft bleibt aber nach all dem noch, wie der Fall zu beurteilen ist, wenn zwei Objekte, das nähere und ein ferneres, und möglicherweise auch noch ein Adverbium gleichzeitig neben dem Verbum finitum stehen, oder wenn ein Substantiv zwei verschieden geartete Attribute zu sich nimmt ('Er hat dem Mädchen den Brief übergeben. Ich bin ermüdet angekommen um 8 Uhr. Das neue Palais in Potsdam'). An sich ist ja nur immer ein zweigliedriges Verhältnis möglich; und demgemäß ließe sich in unserem ersten Falle als Ausweg die Annahme hören, zunächst gehörten nur Verbum und näheres Objekt zusammen, und das entferntere Objekt trete erst zu dieser Verbindung. Ebenso könnten in der Attributsgruppe Substantiv und Adjektiv eine Einheit bilden, die durch den präpositionalen Zusatz näher erläutert würde. Aber in den genannten Beispielen brauchen doch nicht immer alle drei oder vier Glieder gleichzeitig schon in der Gesamtvorstellung

vorhanden gewesen zu sein. Man kann sich einen vollendeten Satz denken, dem anfänglich eines dieser Nebenglieder fehlt, dem es aber noch zugesetzt wird, während man ihn in Worte umsetzt. Das wäre also ein Fall, der sich psychologisch mit der Entstehung einer offenen Gruppe vergleichen ließe, und der doch keine Beiordnung darstellt, der aber auch wieder ein ganz anderes Verhältnis zeigt, wie es zwischen Subjekt und Prädikat besteht oder zwischen dem Verbum und seiner sinnfüllenden Ergänzung.

b) Der Umstand, daß die geschlossene Verbindung durch eine Apperzeption zu stande kommt, die offene durch Assoziationen, widerspricht dem nicht; er erklärt nur den nicht wegzuleugnenden Unterschied der beiden Verbindungen, beschränkt ihr Auftreten aber in keiner Weise. Wenn eine Apperzeption auch nur linienartig von einem Punkt fortschreitet zu einem andern, kann eine ursprünglich nur in bestimmter Ausdehnung gedachte Linie doch noch nachträglich zu einem neuen Punkt fortgeführt werden, und es können von allen Punkten auf ihr Abschweifungen gemacht werden. Denn die Assoziationen sind doch auch Willkürhandlungen, nicht nur insofern das Substrat der Assoziationen die ursprüngliche Gesamtvorstellung ist, sondern auch nach ihrer Zahl und nach der Art ihres Inhalts. Wundt gibt im Laufe seiner Ausführungen ja selbst zu, daß es sich hier wie bei den meisten solcher Unterscheidungen komplexer psychischer Vorgänge nicht um absolute Gegensätze handeln könne, sondern nur um die Hauptrichtungen der Vorgänge (S. 316).

c) Dem Prädikatsatz, der unter den verschiedenen Satzformen ohne Zweifel der wichtigste ist ('Die Sonne scheint'), teilt Wundt als eigentliche Aufgabe nur die Erzählung einfacher Wahrnehmungen zu. Daß die prädikative Form in unsern Sprachen auch reine Beziehungen angibt, wie 'Die Rose ist rot', hält er für eine Neuerung, aber wahrscheinlich nur deswegen, weil nach ihm das Verbum nur Zustände und Zustandsänderungen bezeichnet (S. 79). Ob eine solche Ausdrucksweise überhaupt nicht sachgemäß sei, steht doch noch dahin, zumal da auch auswärtige Sprachen oft einfach

Substantive und Adjektive in die Konjugation überführen, z. B. das Mexikanische und das Ketschua. Jedenfalls ist bei uns der Gebrauch der Kopula seit langer Zeit fest eingewurzelt und eine reine Formsache, die den Denkinhalt gar nicht berührt.

Den Prädikatsätzen ist nun freilich eine durchgehende Zweigliedrigkeit eigen: nicht nur Subjekt und Prädikat liegen gepaart nebeneinander, sondern auch die andern Satzteile reihen sich alle in diesem Verhältnis an die beiden Grundglieder an. Aber abgesehen von der Frage, ob an dieser Art der weiteren Unterordnung wirklich die Doppelheit der Grundbestandteile schuld ist, möchte man vor allem wissen, ob diese Eigentümlichkeit für die Prädikatsätze als wesentlich gelten muß, insofern als etwa die Attributivsätze diese Doppelheit gar nicht kennen. Nun ist aber in einem Satz wie *omnia praeclara rara*, russ. *užásno éto* 'schrecklich (ist) dies', wie wir noch sehen werden, eine solche Gegenüberstellung der Grundglieder auch vorhanden, hier natürlich zwischen Subjekt und Attribut, und eine Dreiheit ist — außer bei der Beiordnung von zwei Subjekts- oder zwei Attributsgliedern — auch hier ausgeschlossen. Ist aber vielleicht bei der weiteren Gliederung der Satzteile die Doppelheit im Attributivsatz nicht oder vielleicht nicht so durchweg möglich wie im Prädikatsatz? Es scheint doch nicht[1]).

Die zusammengesetzten Prädikatsätze, von deren begrifflicher Bestimmung wir schon früher geredet haben (S. 145 Anm.), lassen sich zwar meistens in Teile zerlegen,

---

[1]) Die Art übrigens, in der Wundt die Gliederung eines Satzes logisch durch Zerlegung in Prädikatsätze verdeutlicht, finde ich ebenso gekünstelt wie Delbrück (S. 153). Aber sie zeigt doch, wie der Mensch erst einfachere Gesamtvorstellungen grob gliederte, und läßt durch die Veranschaulichung der Vorstufen die spätere Fertigkeit in verwickelten Zerlegungen begreifen. Warum Delbrück auch für die zweiteiligen Untergliederungen als Beispiel die Verbindung eines Substantivs mit einem Adjektiv und einem abhängigen Genetiv wählt, verstehe ich nicht. Eines genügte doch, das Adjektiv oder der Genetiv. Oder habe ich Wundt mißverstanden?

die wieder einen vollständigen Satz ausmachen. Es gibt aber auch Fälle, wo das nicht so leicht durchführbar ist, z. B. in den nhd. Beispielen *Rette sich, wer kann. Was wir vorausgesagt haben, trifft ein. Es ist, wie du vermutetest.* Ihrer Form nach zerfallen die in diesen Verbindungen auftretenden Nebensätze meist in Relativ- und in Konjunktionalsätze; aber Bildungen ohne jedes einleitende Wort sind doch nicht ausgeschlossen: *Er meint, es sei genug. Willst du mit mir das Zimmer teilen, Pudel, so laß das Heulen*[1]). Den Unterschied zwischen Relativsatz und Konjunktionalsatz darf man auch nicht zu hoch anschlagen. Weder in der Beziehung auf den Hauptsatz noch in der Stellung ist eine Abtrennung der beiden möglich. Denn wenn sich der Relativsatz auch meist an ein einzelnes Wort anschließt, kommen doch auch Fälle vor, wo er den ganzen Satz erläutert: *Wir bestiegen den Vesuv, was eine recht saure Arbeit war. Il vint me remercier ce à quoi je ne m'attendais guère.* Ebensogut aber wie der Konjunktionalsatz nach seinem Hauptsatz steht, kann der Relativsatz nachfolgen, und ebenso wie der Relativsatz mitten in den Hauptsatz hineintritt, kann z. B. der Temporalsatz da erscheinen: *Um eines Mädchens willen hatte ich Schlaf und Ruhe und Gesundheit aufgeopfert, die mich als Kind betrachtete* (Goethe). *Die Kühnheit dieses würd'gen Offiziers erhielt, wo nichts als Kühnheit retten konnte, dem Kaiser seine Hauptstadt Prag* (Schiller). Denn nicht einmal beim Temporalsatz, bei dem man es noch am ehesten begreifen würde, muß die Folge der Erzählung der zeitlichen Folge der Ereignisse entsprechen. Für die Beiordnung 'Die Verstärkungen trafen ein, dann brachen die Truppen auf' braucht man hypotaktisch nicht zu sagen 'Nachdem die Verstärkungen eingetroffen waren, brachen die Truppen auf', sondern es ist auch die Form zulässig 'Die Truppen brachen auf, nachdem die

[1]) Die beigeordneten Sätze gliedert Wundt nach den Beziehungen der Koordination, der Opposition und Limitation. Auf eine genauere Teilung der letzten Gruppe und auf die überhaupt fehlende Unterscheidung der Nebensätze spannt man seine Erwartung leider vergebens.

Verstärkungen eingetroffen waren'. Wie wenig bei derlei Nebensätzen überhaupt von einer Gesetzmäßigkeit der Stellung die Rede sein kann, zeigt deutlich das Nebeneinander zweier gleichbedeutender Satzgruppen, deren eine einen Hauptsatz mit 'denn' enthält, während die andere durch den entsprechenden Nebensatz mit 'weil' gebildet ist: der Hauptsatz mit 'denn' kann der Zeitfolge gemäß nur an zweiter Stelle stehen *(Es ist naß; denn es regnet);* der Nebensatz mit 'weil' braucht dagegen nicht die erste Stelle einzunehmen, sondern kann sie dem Hauptsatz überlassen *(Weil es regnet, ist es naß : Es ist naß, weil es regnet).* Bei dem Satzpaar mit 'darum' und 'so daß' indessen muß der Nebensatz genau so stehen wie der Hauptsatz *(Es regnet, darum ist es naß : Es regnet, so daß es naß ist),* während 'damit' wieder größere Freiheit genießt *(Ich gab es ihm, damit er zufrieden wäre* und *Damit er zufrieden wäre, gab ich es ihm).* Daß hier jeweils bestimmte geschichtliche Gründe mitwirken, kommt für uns jetzt nicht in Betracht.

d) Von der andern Satzart, der attributiven *(omnia praeclara rara),* hat Wundt anscheinend eine unrichtige Vorstellung, wenn er meint, daß bei ihr Subjekt und Attribut besonders enge zusammen gehörten. Dieser Zusammenhang ist nicht größer und nicht geringer als bei dem Nebeneinander von Subjekt und Prädikat. Ich bin an solche attributiven Sätze aus dem Russischen gewöhnt und kann auch heute noch keinen Unterschied in der Innigkeit der Beziehung finden zwischen *natšinájetsa došt'* '(Es) beginnt (der) Regen', *natšalsá došt'* 'begonnen (der) Regen' und *s'ewódnja pagóda charašá* 'heute Wetter (ist) gut', obwohl hier die Form des attributiven Adjektivs anders ist als die des prädikativen (*pagóda charóšaja* 'gutes Wetter').

Infolge dieses Irrtums schätzt Wundt die attributive Satzart auch hier wieder zu gering ein. Er hält sie für die Vorstufe der prädikativen und sieht in der Herausbildung der letzteren eine der größten Umwälzungen in der Geschichte des menschlichen Denkens; da sie das Entlegene genähert, das ursprünglich Gesonderte in eine Einheit zusammengefaßt habe, habe sie den Umfang des Denkens erweitert und seine Kraft verstärkt. Eine solche Auffassung beruht auf einem zu eng-

herzig neuhochdeutschen Standpunkt und wird den fremden Sprachen nicht gerecht. Daß die Buschmannsprache und das Hottentottische nicht auf der Gedankenhöhe der westeuropäischen Sprachen stehen, rührt wieder nicht von ihrem Satzbau her, sondern von der geringen Bildung jener Volksstämme. Wundt tadelt auch als einen Mangel, daß sich in einem Satze wie 'Busches Mann heim gehend' das Verbalnomen weder in der Wortform noch in der Art der Verbindung von irgend einem andern dem Subjekt hinzugefügten Attributsnomen unterscheide. Ob das ganz begründet ist, ob nicht die Betonung doch in dem einen Fall etwas anders ist als in dem andern, wage ich nicht zu entscheiden. In dem von Delbrück angezogenen deutschen 'Todesstille fürchterlich' kann man ja auch dem Druck nicht ansehen, welche Bedeutung das Adjektiv haben soll. Und selbst wenn kein äußerlicher Unterschied vorläge, würde das nicht viel besagen. Denken werden sich ihn die wilden Afrikaleute doch, schon weil der Satzzusammenhang das fordert. Wo das Verbalnomen rein attributiv in unserem Sinne gebraucht ist, wird doch z. B. noch ein zweites Verbalnomen vorhanden sein müssen, das als Aussage dient, und umgekehrt. Und daß die Stellung allein kennzeichnet, ob eine Wortform Subjekt sei oder Attribut, ist doch ebensoviel, als wenn das eine Mal ein Substantiv vorhanden wäre, das andere Mal ein Verbum. Sodann finde ich einen Satz wie 'er stehend auf, er gehend heim, er gehend lustig' an sich ebenso vollkommen wie nhd. 'Alles rennet, rettet, flüchtet'; und die Verbindung der drei Verbalnomina ist für mich nicht mehr und nicht weniger offen als die der drei deutschen Zeitwortsformen. Wundt vermutet ja auch richtig, daß aus Assoziationsreihen, wie er sie hier annimmt, durch die Beziehung auf einen festen Ausgangspunkt schließlich Apperzeptionsgruppen und geschlossene Satzverbindungen entstanden seien. Können sie denn hier nicht schon vorliegen? Im Verlauf seiner Darstellung wird Wundts Urteil ja auch zusehends günstiger: in einem Satz 'er gehend füllen Tabak Sack' fühlt er den Ausdruck 'füllen' schon sozusagen als Prädikat; in Sätzen mit mehreren Attributen, meint er,

trete „meist der Unterschied der attributiven Gedankenform von der prädikativen deutlicher hervor", und schließlich erklärt er geradezu, das Hottentottische, das im Bau ganz mit der Buschmannsprache übereinstimme, sei bereits zu verwickelteren Satzformen gelangt und nehme sprachlich eine höhere Stufe ein als diese Buschmannsprache.

e) Auch in der Beurteilung der Sprachen, die zwar ein Verbum besitzen, daneben aber sehr reichlich „attributive" Verbindungen anwenden, ist Wundt meines Erachtens wieder zu streng. Ein Satz wie der aus der Sprache eines innerafrikanischen Negerstamms *Ein Tag Schmetterling, dieser schön, dessen nicht ähnlich, schwebte über Blume* ist doch nicht schwieriger zu übersehen als — man verzeihe den harmlosen Vergleich — der in diesem Zusammenhang folgende Wundtsche: *Diese Neigung zur Bildung offener, an bestimmte Hauptbegriffe sich anlehnender attributiver Verbindungen reicht nun noch tief in Sprachformen hinein, die durch reiche, ja, vom Anschauungskreis unserer Sprachformen aus betrachtet, durch überreiche Verbalbildungen ausgezeichnet sind* (S. 336). Wenn man ihn gar in etwas gelenkigeres Deutsch überträgt, dem er wohl voraussichtlich entspricht *(Ein Schmetterling, ein schöner, unvergleichlicher, schwebte eines Tages über einer Blume)*, kann er selbst in den Augen eines peinlichen deutschen Sprachrichters Gnade finden. Und das Lied endlich, in dem ein jakutisches Mädchen seine Liebessehnsucht äußert, ist nicht schlechter gefaßt oder umständlicher als manche Satzgefüge hochstehender idg. Sprachen, z. B. des Lateinischen, wo Participia coniuncta und Ablativi absoluti, Supina und Gerundien gleichzeitig neben einem einzigen Verbum stehen. Was würde ein Jakute sagen, wenn man ihm eine Behauptung Ciceros oder eine Schilderung von Tacitus peinlich genau in seine Sprechweise übersetzte? Und zudem ist nicht alles Jakutische so voll Gedankenhäufung wie das erwähnte Liedchen; man lese nur bei Böhtlingk die Uwarowskijschen Erinnerungen. Vor dem Vorwurf der Formlosigkeit schützt Wundt zwar derartige Sprachen; er hätte sie aber auch nicht auf eine so niedrige Stufe der Entwicklung weisen sollen.

Zur Begründung seiner Auffassung beruft sich Wundt auf die Verhältnisse in den Sprachen der europäischen Kulturvölker, die für die ruhige Darstellung scharf gegliederte Prädikatsätze, in der Steigerung des Gefühls dagegen assoziative Häufungen und rein attributive Verbindungen bevorzugten. Abgesehen davon, daß hierbei die beiden Arten der Adjektivverknüpfung wieder zusammengeworfen werden, stimmt auch sonst nicht alles. Bei uns liegen in den assoziierten Vorstellungen meist nur Spielarten des gleichen Gedankens und sprachliche Synonyma vor, bei den fremden Völkern im allgemeinen nicht in dem Grade. Überdies beweist eine Sprache doch nichts für eine andere, völlig abweichend gebaute, die man auch nur mühsam auf dem Papier entziffert. Mit demselben Recht mindestens dürfte man den Franzosen weniger Gefühlssteigerung oder größere Denkfähigkeit zuschreiben, weil sie ihre Sätze mehr abrunden und künstlicher bauen als die Deutschen.

6. Die allgemeine Beurteilung der Frage der Wortstellung gründet Wundt auf das von ihm aus dem Lateinischen abgeleitete Gesetz, die Satzglieder reihten sich aneinander nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit, derart, daß das wichtigste die erste Stelle einnehme, das gleichgültigste die letzte. Etwas Wahres ist ja wohl an dieser Sache, unzweifelhaft. Nur kann man zunächst das grundsätzliche Bedenken haben, ob trotz der, wenn auch nicht sichern, so doch wahrscheinlichen Gleichheit des menschlichen Seelenlebens das Beispiel des Lateinischen genüge, ein gemeingültiges Gesetz für alle Sprachen aufzustellen. Muß auch nicht die Thatsache, daß in einigen Punkten die Geberdensprache augenscheinlich eine etwas andere Ordnung einhält, zur Vorsicht mahnen? Dann scheint aber auch das eine Gesetz die Fülle der Thatsachen gar nicht zu erschöpfen. Auch das Satzende muß offenbar eine nachdruckverleihende Stelle gewesen sein, während der Platz unmittelbar hinter dem ersten Wort mit Vorliebe schwachbetonten Fürwörtern zufiel (*Hic vobis terminum laborum fortuna dedit* Livius 21, 43; *classem satis esse ad arcendum Italia regem* ebd. 26, 28; *cui praeceptum est a rege, ut omnes peregrinos*

milites, in quis plurimum habebat spei, a Pharnabazo acciperet, opera eorum usurus in bello: ipsi Pharnabazo tradit imperium quod antea Mnemoni dederat Qu. Curtius, d. g. Alex. M. 3, 6)[1]. Und bei der Doppelheit *ingens mons* und *mons ingens*, will mich bedünken, waltet vielleicht der gleiche Unterschied ob, den Gröber für die entsprechende Doppelheit des Französischen aufgedeckt hat, daß die Voraussetzung des Adjektivs nämlich eine subjektive Schätzung des Redenden anzeige, die Nachstellung einen allgemein anerkannten objektiven Wert zuschreibe[2]).

Als Mittel, mit denen die Sprache die Satzeinheit wahrt und die Geschlossenheit der Gesamtvorstellung äußerlich bemerkbar macht, führt Wundt zwei an: die Satzverschlingung und die „Umwandlung von Nebensätzen in nominale Attribute". Bei der Darstellung der Satzverschlingung, die recht geschickt und überzeugend behandelt ist, geben nur zwei Beispiele Anlaß zu einer kurzen Betrachtung. Einmal entsprechen der lat. Verschlingung *haec res metuo ne fiat*[3]) doch am ehesten deutsche Fügungen *Diese Geschichte, glaube ich, ist erfunden* und die Schillerschen Gebilde *Das Kind, ich weiß, hat man ihm schon gefunden* (Lager), *Das Tier, ich mein, hat auch Verstand* (Tell). Sodann zeugt der deutsche Satz 'Großer Dank ist den Göttern zu spenden' viel weniger für die Einheit des Gedankens als das lat. *magna dis immortalibus habenda est gratia*, weil wir nur so stellen können, nicht auch anders. Aber um ein besseres Beispiel bin auch ich verlegen. Fälle wie 'die in diesem Jahr in der Hauptstadt eingeführte neue Beleuchtung' wären an sich lehrreich, bilden aber keinen vollständigen Satz.

Die Ausführungen über die Umwandlung der Nebensätze in nominale Attribute, die in dem Abschnitt über die Ordnung der Satzglieder vielleicht auch nicht ganz am rechten Orte stehen, leiden sehr durch den Mangel an ge-

---

[1]) Vgl. auch Wackernagel, Idg. Forsch. 1, 332 ff.

[2]) Grundriß der rom. Phil. I, 214.

[3]) Bei der deutschen Übersetzung ist 'nicht' zu tilgen (S. 356).

schichtlicher Auffassung. Nicht um die Umwandlung von Nebensätzen in nominale Attribute handelt es sich bei der in Rede stehenden Erscheinung, sondern um die Neigung der älteren idg. Sprachen, Nominalausdrücke an Stellen zu verwenden, wo die spätere Zeit Nebensätze bevorzugte. Außerdem wäre aber für eine richtige Würdigung der Dinge noch zweierlei auszumachen: einmal, ob diese Neigung der Rede des ganzen Volkes eigen war und sich nicht beschränkte auf die Kunstsprache der Dichter und Denker; sodann, ob sie wirklich rückständig genannt werden darf, insofern sie in älterer, vorgeschichtlicher Zeit noch mehr in Übung war.

Aber auch grammatisch hat man manches zu bedenken. Es ist zunächst allgemeinerer Art: die Satzteile der älteren Sprachen, auf die es hier abgesehen ist, sind gar nicht alle Attribute, sondern, wie der Ablativus absolutus deutlich zeigt, auch Objekte oder Adverbialbestimmungen, wenn man so will. Man könnte genau genommen also auch höchstens nur reden von der Umwandlung von Nebensätzen in nominale Attribute und Objekte. Nun sollen diese Satzglieder auch noch ausschließlich aus Verbalnominen bestehen, während die in neuerer Zeit aufkommenden Verbalabstrakten aus dem Kreis der eigentlichen Verbalformen herausgetreten seien. Dieser Unterschied ist aber schwer aufrecht zu erhalten, zumal da der Infinitiv im Sanskrit noch ein viel kümmerlicheres Dasein führt als im Griechischen. Aber was ist ein Verbalnomen, und was nicht? Wundts Urteil gründet sich augenscheinlich hier nur auf die in der Schulgrammatik übliche Auffassung, die den Infinitiv und die Partizipien zu den Verbalformen rechnet, die Abstraktbildungen der neueren Sprachen aber nicht. Und wie steht es mit dem Französischen, dem Neuenglischen und dem Russischen, die alle viele Partizipien und Gerundien besitzen, Verbalabstrakte aber jedenfalls nicht mehr, als das Nhd. sie aufweist?

Die besonderen Bemerkungen, die hierher gehören, betreffen die Auffassung einzelner Beispiele. Zunächst hat das lat. *Numa regnante* keinen Vorzug der Form vor dem deutschen 'während der Regierung des Numa'; denn der Be-

ziehungsbegriff, den die deutsche Präposition wiederzugeben hat, wird im Lateinischen durch den Ablativ ausgedrückt; und es thut nichts zur Sache, daß dieser Ablativ seine eigentliche örtliche oder instrumentale Bedeutung eingebüßt hat, ganz so wie die deutsche Präposition 'bei' in unseren heutigen Wetteranzeigen: *bei heiterem Himmel wird keine Veränderung des bisherigen Zustandes eintreten.* Daß in der Wendung *legem brevem esse oportet* dagegen eine unterordnende Beziehung fehlt, ist doch nicht merkwürdig. Wie sollte sie denn ausgedrückt werden? Ein Satz *Milites oportet pugnare* ist doch ungefähr so sinngemäß wie das deutsche 'Dem Krieger ziemt Kämpfen'; die Verbindung *legem brevem esse oportet* ist aber davon nur die einfache Folge.

Weil mir sein Grundgesetz von der Vorausstellung des wichtigsten Gliedes nicht ganz den Sachverhalt zu umspannen scheint (S. 164), finde ich die Erklärungen auch nicht völlig überzeugend, die Wundt von den besonderen festen Stellungsgewohnheiten verschiedener Sprachen und Sprachzweige gibt, z. B. von der Vorausstellung des Verbs im Altfranzösischen und Hebräischen oder des Subjekts in gewissen Kultursprachen des heutigen Europas. Vielleicht würde eine genauere Untersuchung des Thatbestandes etwas andere, greifbarere Ergebnisse zu Tage fördern[1]).

[1]) Auch im einzelnen ist hier manches anfechtbar. So gilt die Behauptung, daß der Gegenstand ohne sein Attribut aufgefaßt werden könne, nicht aber das Attribut ohne den Gegenstand, doch nicht ohne Einschränkung, und für die Regelung der Wortfolge ist sie, wie auch Wundt selber andeutet, nicht ganz und nicht allein maßgebend. Sodann scheint mir bei der Betrachtung der jakutischen Verhältnisse nicht genügend berücksichtigt, ob das Subjekt und das Objekt aus einem Substantiv besteht oder aus einem Pronomen, und die aus den agglutinierenden Sprachen herangezogene Wortstellung 'ich ihn liebe, den Peter' ist doch nicht so auffallend, wie es erst den Anschein hat, weil sich alle europäischen Kulturvölker in der Umgangssprache ja wohl Ähnliches gestatten. Endlich sollte erklärt werden, wieso die Gewohnheit des gegenständlichen Denkens zwei Arten der Satzstellung habe hervorbringen müssen, je nachdem sie die Gegenstände einzeln angeschaut habe oder zusammenfassend.

7. Bei dem Abschnitt über Rhythmus und Tonmodulation bildet die Erörterung der rhythmischen Gliederung von Taktreihen und die daraus abgeleiteten Gesetze eine so sichere und feste Grundlage[1]), daß sich die Behandlung der rein sprachlichen Erscheinungen danach etwas dürftig ausnimmt. Bei der Schilderung der Stärkebetonung werden demgemäß nur die nächstliegenden Sprachen, Deutsch und Englisch sowie Lateinisch, berücksichtigt; und wenn es mangels geeigneter Vorarbeiten vielleicht auch schwer anders zu machen war, die Überzeugungskraft der Darlegungen wird dadurch doch sehr vermindert.

Sachlich verwundert dabei vor allem eines. Bei der Erklärung der Wortfolge hatte Wundt angenommen, im Lateinischen sei das an der Spitze des Satzes stehende Wort das wichtigste, und in den heutigen europäischen Sprachen hatte er die Voranstellung des Subjektes ebenso gedeutet, freilich mit dem Hinweis, daß eine ältere Denkgewohnheit hier nur eine Versteinerung hinterlassen habe. Jetzt erfahren wir, daß die heutige abwechslungsreiche Satzbetonung, die an jeder Stelle der Wortreihe einsetzen kann, die Folge ganz derselben Ursache sei, und ebenso soll sich im Lateinischen durch eine allmähliche Bewegung vom Anfang des Satzes nach dem Ende die spätere Pänultimabetonung des Wortes herausgebildet haben aus der zuerst üblichen Anfangsbetonung[2]). Wie reimt sich das alles

---

Geradezu falsch ist aber die Angabe, das Neurussische habe sich die Voranstellung des verbalen Prädikats zu eigen gemacht. Turgenjeff schreibt z. B. *Ja-vas, paždúj fsvajú izbú pravjędú* 'Ich Sie meinetwegen in mein Bauernhaus führe'; *A-já váši dróški padnavjęs pastávlju* 'Aber ich ihr Fuhrwerk unter einen Schuppen stelle'; *menjá zavút Famój* 'mich nennen sie Famoj'; *Dólžnasť svajú spravljáju* 'den Dienst mein versehe ich'; *Ty-ištšó nam-spajóš, tyda-vjétšera nam-pjeť búdjęš* 'Du noch uns singst, du vor Abend uns singen wirst'.

[1]) Nur ist die Zeichnung auf S. 382 nicht im Einklang mit der zugehörigen Darstellung.

[2]) Die Verweisung auf Lindsay, Lat. Spr. S. 181 kann irreführen. Lindsay führt die Änderung der lat. Betonung auf die Ent-

zusammen? Für das Deutsche kann man die Möglichkeit, daß sich in geschichtlicher Zeit der Satzton geändert habe, grundsätzlich zwar nicht abweisen, so unwahrscheinlich sie auch ist; aber im Lateinischen, das die Pänultimabetonung und die durch die Bedeutung geregelte freie Wortstellung noch zu gleicher Zeit nebeneinander hatte, ist das schwieriger. Oder sollte auch hier der Wortstellungsgebrauch etwa jünger sein als die Herausbildung der geschichtlich vorliegenden Wortbetonung?

Aber auch sonst bleibt noch manches Bedenkliche. Die überlieferte alte idg. Betonung schwankt in einem und demselben Wort manchmal so sehr, und es gliedern sich auch nach Ausweis des Ablauts die verschiedenen Kasus eines Wortes so scharf nach der Wortbetonung, daß eine allgemein gehaltene Voraussetzung der freien Satzbetonung im einzelnen Wort nicht viel erklärt. Die Dinge liegen dazu viel zu verwickelt. Eine bestimmte Festlegung der Wortbetonung braucht auch nicht stets die Wirkung massenhafter Assoziationen zu sein, sondern — wie das bei der musikalischen Betonung sicher der Fall ist — sie kann auch abhängen von der Gestalt, z. B. der Silbenzahl und -dauer einer älteren, am Ende abgeschwächten oder abgekürzten Grundform. Es scheint, daß Wundt hier bei der Erwähnung dieser Möglichkeiten allgemein alle Sprachen im Auge hat, während er als Beispiele nur bestimmte Muster gibt, für die diese Annahmen erweislich nicht so schlankweg gelten. Auch daß die mechanischen Bedingungen der Atmung nicht selten eine Abweichung herbeiführen von der durch den Gefühlsverlauf vorgeschriebenen Betonung, scheint nicht sehr wahrscheinlich und wird auch durch kein überzeugendes Beispiel gestützt. Höchstens müßte diese Möglichkeit auf bestimmte Gegenden und einzelne Sprachen beschränkt sein; denn nicht einmal auf dem deutschen Sprachgebiet gilt sie durchweg, wenn sie überhaupt in Betracht kommt.

Neben dem Stärketon spielt eine wichtige Rolle im Sprachleben die musikalische Betonung. Beide gehen sehr häufig

---

wicklung eines Nebentons zurück, nicht auf ein Umspringen der Satzbetonung.

Hand in Hand. Selbst die Sprachen, welche die Wichtigkeit der Satzglieder durch die Nachdrucksbetonung hervorheben, unterscheiden die Grundstimmung des Redenden im Frage-, Ausrufe-, Gefühls- und Aussagesatz durch die Änderung des Tonfalls. Aber auch sonst fällt diese musikalische Seite ins Gewicht. Wenn man dem Englischen und dem Deutschen auch mit Recht hauptsächlich den Stärketon zuschreibt, fehlt beiden doch die Unterscheidung der Tonhöhe nicht, im Wort ebensowenig wie im Satzganzen. Im Englischen beruht auf dieser Eigentümlichkeit in erster Reihe der Ausspracheunterschied zwischen den einzelnen Teilen Großbritanniens an sich sowie zwischen diesen und Amerika. Und ähnlich ist es ja im Deutschen. Aber auch innerhalb des Satzes werden hier von den Bewohnern Nordwestdeutschlands, von Holsteinern und Mecklenburgern, Wörter unterschieden wie *Geld* und *gellt*, und Wortformen wie der Akkusativ *Stein* und der Dativ; die früher zweisilbige Bildung hat schleifende Betonung, die einsilbige nicht (*gẽlt* und *gẽlt*, *štáin* und *štãin*)[1]. Aber durch eine gleichzeitige Verwertung beider Betonungsarten zeichnete sich im Altertum wohl das Griechische aus; in der heutigen Zeit gilt das vom Litauischen und vom Serbischen.

Bei der musikalischen Betonung kommt neben der Tonhöhe wohl auch die Silbendauer in Betracht. Diese spielt aber keine allzugroße Rolle, nach meinem Dafürhalten keine größere als in den Sprachen mit überwiegender Nachdrucksbetonung. Wir Deutsche unterscheiden ja auch *schal* und *Schall*, *fahl* und *Fall*, *Sohle* und *solle*, *Buhle* und *Bulle* u. dgl.; ähnlich trennen die Engländer *beet* und *bit*, *sheep* und *ship*, *fool* und *full*. Und schon das Lateinische legt auf die Silbendauer sogar in solchen Fällen Wert, wo keine Zweideutigkeit zu vermeiden ist. Im Französischen, auf das sich Wundt ausdrücklich beruft,

[1]) Auch im Süden ist ein solcher Schleifton üblich, insonderheit am Satzende. Wundt wird als Pfälzer wissen, daß die hiesige Mundart zum Ausdruck des Unwillens in Wörtern wie *jõ*, *nẽ* ('ja', 'nein') den Druck deutlich auf zwei Gipfel verteilt, derart, daß die anfängliche Stärke erst gemindert, dann aber wieder fühlbar gesteigert wird. Dabei gleitet aber auch der Ton ab und wieder auf.

fällt sie entgegen seiner Ansicht doch sehr wenig ins Gewicht, wie z. B. in Fällen wie *reine* und *renne, tête* und *tette, maître* und *mettre.*

Den Übergang von der einen Art der Satzbetonung zu der andern kann man sich ganz gut ohne Sprachmischung vorstellen. Der Abfall von Endsilben, der angenommenermaßen die Folge der Stärkebetonung ist, hat oft eine musikalische Färbung der Stammsilben nach sich gezogen, wie es z. B. das Schwedische, das Serbische, aber auch das Deutsche in unserer Nordwestecke sicher zeigen. In solchen Fällen von Abschleifung der Endsilben entstehen nun auch immer Sprachzustände, die den Stärketon nicht mehr in der Weise kennen, wie er früher üblich war. Denn es fehlt ja eine Stufe der Betonung, die schwächste, die in den untergegangenen Endungen zu Hause war. So scheint sich das Lateinische in Gallien zum Französischen herausgebildet zu haben, und so erklärt sich wohl auch der einförmigere Klang oberdeutscher Mundarten wie des Alemannischen, aber auch der des Englischen. Am deutlichsten spricht aber in diesem Zusammenhang die feste Tonmodulation, wie sie sich in den indochinesischen Sprachen ausgebildet hat; denn diese ist nicht durch assoziative Übertragung und Verallgemeinerung einer bestimmten Gefühlsbetonung entstanden, sondern infolge der Einbuße, die hier die früher mehrsilbigen Wörter in ihrer Lautgestalt erlitten haben.

8. Versuchte man als 'äußere Sprachform' die lautlichen Eigentümlichkeiten zusammenzustellen, welche der Ausfluß einer bestimmten Art des Denkens sind, so ergäben sich ja manche tiefen Gegensätze. Für eine Scheidung der Gesamtheit der Sprachen hätten diese freilich wenig Wert, nicht nur, weil sich im Lauf der Entwicklung die Grenzlinien vielfach verschoben haben, und weil sich die zwei Seiten des einzelnen Gegenstandes niemals scharf voneinander abschließen, sondern vielmehr, weil die verschiedenen Gegensätze selbst mehr oder weniger miteinander in Beziehung stehen. Behalten wir die von Wundt angewandte Bezifferung bei, so fallen im Grunde zusammen „2) Sprachen mit einseitiger Entwicklung der Nominalformen und andere mit ausgebildeten Verbalformen"

und „9) Sprachen mit attributiver und mit prädikativer Satzbildung"; ebenso „1) isolierende und agglutinierende Sprachtypen" und „3) Sprachen mit reichen äußeren Wortformen und solche, in denen die innere Wortform mit hinzutretenden besonderen Hülfswörtern die Bedeutung des einzelnen Wortes feststellt", endlich aber auch „10) Sprachen mit und ohne Relativpronomen und hypotaktische Konjunktionen" und „11) Sprachen mit einfacher und mit zusammengesetzter Satzbildung"; aber es decken sich, wie Wundt zum Teil selbst hervorhebt (S. 405), die kurz zuvor erwähnten Nummern 2 und 8 auch wieder sowohl mit „4) Sprachen mit primärer Entwicklung des Possessiv- und andere mit entsprechender des Personalpronomens" wie mit dem ebenfalls besprochenen 10. — Andere unter diesen Gegensätzen sind dagegen verhältnismäßig eng begrenzt, so das gerade erwähnte 4 und mehr noch „5) Sprachen mit einfacher oder mit mehrfacher Abstufung der Pronominalbegriffe (Ortsabstufungen des Demonstrativums, Inklusion und Exklusion, Trial)". Wollte man die Lage der Verhältnisse durch ein Bild zeichnen, so ergäben sich nur einzelne feste Punkte mit jeweils einer Gruppe merkwürdiger Eigenheiten, und um sie herum eine Fläche mit einer mannigfachen und in verschiedener Richtung verlaufenden Abtönung.

Der Gesamtheit der Sprecherzeugnisse und den Eigenheiten der äußeren Sprachform liegt als Ursache eine bestimmte Art des Denkens zu Grunde, eine innere Sprachform. Wenn diese innere Sprachform auch sicherlich nur aus den lautlichen Gebilden bestimmt werden kann, ist doch der Überlegung wert, inwieweit die beiden Teile sich decken. Daß die Sprache aus dem Denken nur einen Ausschnitt gibt und von einer festen Linie nur einzelne Punkte verzeichnet, ist ohne Zweifel nicht so unrichtig, und die Gedankenflut lebhafter Geister scheint eine solche Auffassung zu bestätigen. Ähnlich steht es schon in der Kindersprache. Aus den äußerlich zusammenhangslosen Wortreihen auf eine bruchstückartige Gliederung der Gedanken schließen zu wollen, wäre hier doch wohl verfehlt; es fehlt den Kleinen nur oft an Worten, nicht an den Vorstellungen. Umgekehrt fühlt aber auch der Er-

wachsene hinter seiner Wortarmut gleich die Gedankenleere; wo sich ihm kein Ausdruck einstellt, fehlt es ihm auch an Begriffen.

Aber auch wo beides sich äußerlich deckt, kann das innere Verhältnis ganz verschieden sein zwischen dem sprachlichen Gebilde und dem Denkerzeugnis, dem es zum Ausdruck dient. Manches Sprachliche ist eine genaue, knappe Wiedergabe der Kernteile des Gedankenstroms, anderes wieder ein leeres Füllsel und eine unnötig breite Umschreibung für einen nebensächlichen Gedankensplitter.

Der Begriffsvorrat und der Bedeutungswandel kommen bei diesen Feststellungen nicht in Betracht; vielleicht mit Unrecht. Wenn sie auch eigener Art sind, bestimmen sie nicht nur den Umfang des Denkens, sondern in gewisser Hinsicht auch seinen Inhalt. Freilich ist unsere Kenntnis auf diesen Gebieten noch so beschränkt, daß sie uns keine Schlüsse erlaubt. Aber man hat zwischen nahestehenden Völkern, etwa zwischen Deutschen und Franzosen, derartige Unterschiede auf das bloße Gefühl hin schon so oft vermutet, daß eine besondere Untersuchung mindestens nicht überflüssig wäre.

Von den Gesichtspunkten, die Wundt für seine Betrachtung als maßgebend anführt, Zusammenhang, Richtung und Inhalt des Denkens, ist nur der erste von vornherein einigermaßen eindeutig und verständlich bezeichnet; die beiden andern Ausdrücke treffen die Sache so wenig, daß man sie gerade vertauschen könnte; mindestens möchte man für den dritten Begriff, bei dem es sich um die begriffliche Unterscheidung und die Zusammenfassung der Dinge handelt, lieber die Benennung Ordnung oder Gliederung des Denkens vorschlagen.

Auch was als Eigentümlichkeiten dieser verschiedenen Denkarten festgestellt wird, hat seine Schwächen. So schlägt schon die Scheidung nicht ein zwischen dem abgerissenen (fragmentarischen) und dem in steter Folge fortschreitenden (diskursiven) Denken. Wenn man freilich die Erzählungen eines Buschmannes mit den guten Erzeugnissen unserer Kultursprachen vergleicht, gähnt schon eine Kluft entgegen. Aber die von Wundt an anderer Stelle erwähnten englischen Tag-

löhner, die nach Mitteilung ihres Geistlichen nur über 300 Wörter verfügen, werden sich nicht viel geschickter ausdrücken als ein Buschmann. Und selbst wenn in der Buschmanneerzählung wirklich alle verbindenden Partikeln fehlen sollten, was man ohne eingehende Kenntnis der Sprache nicht gut feststellen kann, würde sich ihr aus dem Neuhochdeutschen doch Ähnliches an die Seite stellen lassen.

Auch zwischen den beiden Unterarten des stetigen Denkens, dem synthetischen und dem analytischen, ist der Unterschied nach meinem Dafürhalten zu stark herausgearbeitet. Der analytisch Denkende ist sich im Augenblick des ungezwungenen Sprechens auch nicht bewußt, welches Wörtchen er gerade hervorstößt, und was es bedeutet. Für ihn ist auch der ganze Satz schon vorher als solcher fertig; er hat ihn nicht aus einzelnen Sprachteilchen zusammengesetzt, sondern nach früheren Mustern als Ganzes gebaut. Satz und Wort sind bei ihm also ebensowenig geschieden wie bei dem synthetischen Verfahren. Und auch wo ein Gedanke neu erzeugt wird, geht es nicht anders zu; die Beziehungsvorstellungen werden nicht selbständig, sondern in fester Verbindung mit den Gegenstandsvorstellungen gedacht, an denen sie haften. — Die isolierenden Sprachen stellt sich Wundt überhaupt zu sehr nach der Gestalt vor, die sie auf dem Papier gedruckt annehmen. Oder sollte der Ausdruck thatsächlich unterbrochen werden durch Wortpausen? Wirkliche Chinesen sprechen ihre Sprachen doch etwas flüssiger, als wir das in den scherzhaften Nachahmungen zu thun pflegen. Mit der Sprache der die ersten Laute stammelnden Kinder darf man solche fertigen Sprachen Erwachsener nicht vergleichen, selbst wenn sie Wilde wären.

Die Mitteilung, es gebe Übergänge zwischen den beiden Denkarten, derart, daß die Sprachform noch synthetisch sei, die Auffassung aber schon analytisch, ist ein Zugeständnis in dieser Richtung. Nur ist fraglich, ob sie zutrifft. Wie will man die innere Sprachform da beobachten, wo sie von dem äußeren Gebilde abweicht? Mindestens sollte ein Beispiel diesen Fall näher erklären.

Nach der Richtung gliedert Wundt das Denken in gegenständliches und zuständliches. Ob dieser Gegensatz wirklich tief gehe, und ob er auch noch in später Zeit, nicht bloß bei der Entstehung der Formen lebhaft gefühlt werde, ist schon früher bezweifelt worden (S. 125). Der Vorstellungsinhalt ist ja nach Wundts eigener Angabe in beiden Fällen derselbe und die Vollständigkeit des Satzes die gleiche. Sind nun da heute zwei Ausdrucksformen für den einen Gedanken so wesentlich verschieden, etwa franz. *Ainsi va le monde* und engl. *Such is life?* Oder mutet ein griech. Satz mit mehreren Partizipien oder mit einem substantivierten Infinitiv deshalb etwa als teilweise ungriechisch und unindogermanisch an, weil man hier sonst das Verbum bevorzugt?

In der That rechnet Wundt das Griechische augenscheinlich zu der objektiven Unterabteilung des zuständlichen Denkens, über die sich die subjektive erhebt. Aber auch hier scheint mir das meiste übertrieben, so, wenn es heißt, bei der subjektiven Auffassung stehe das Subjekt im Vordergrund, die prädikative Verbindung gewinne die Vorherrschaft vor der attributiven und in gleichem Maße bekomme die Gliederung des Satzes durch Ausbildung des Relativpronomens und der hypotaktischen Konjunktionen eine strengere Ordnung. Wie wenig besagt doch die objektive Konjugation der amerikanischen Sprachen, und wie wenig die verhältnismäßig doch spärlich gebrauchte eigene Form des Passivs. Selbst das Vorhandensein der Zeitformen des Verbums darf man nicht überschätzen, da den Sprachen, die am Verbum die Aktionsart bezeichnen, zum Ausdruck dieser Beziehungen mannigfach Adverbien zu Gebote stehen.

Auch bezüglich des 'Inhalts' des Denkens muß man sich vor allzu raschen Schlüssen hüten, zumal wenn man nicht durch sein eigenes Sprachgefühl entscheiden kann, inwieweit eine einzelne Form konkret aufgefaßt wird oder abstrakt. Daß die Abiponer-Indianer die Zahl vier durch 'Zehen des Straußes' bezeichnen, kann also schon ganz das gleiche sein, wie wenn wir von einer 'Elle' Tuch und einem 'Fuß' Landes oder einem 'Morgen' Wiesengelände reden. Und im Vergleich mit

den zahlreichen Kasus- und Modusformen anderer Sprachen scheinen doch unsere Präpositionalverbindungen ('auf das Dach, von dem Dach' u. s. w.) und unsere Adverbial- und Verbalumschreibungen ('er kommt vielleicht, er dürfte kommen' und dergl.) auch keinen großen Fortschritt zu bedeuten. Die Verallgemeinerung der Begriffe ist natürlich eine große Erleichterung. Aber die konkreten Einzelbezeichnungen dürfen daneben nicht ganz verschwinden. Sie preist man ja als einen großen Vorzug, in dem eine Sprache ihren Reichtum offenbare.

VIII.
Der Bedeutungswandel.

1. Vom Lautwandel hängt der Bedeutungswandel an sich nie ab; aber er fügt sich in die vom Lautwandel geschaffenen neuen Verhältnisse immer ein und macht sie sich auch sehr oft zu nutze[1]). Daß die Onomatopoetika dem Bedeutungswandel unzugänglich sind, solange sie ihr lautmalendes Wesen bewahren, versteht sich dabei von selbst; denn sobald ein derartiges Wort seine Bedeutung verändert, ist es eben kein Onomatopoetikon mehr. Auf den Lautwandel selbst kann der Bedeutungswandel aber auch nicht zurückwirken; er kann nur das Schicksal der Folgen des Lautwandels beeinflussen: entweder wird eine in der Änderung begriffene Form durch Assoziation mit einer andern in eine besondere Bahn geleitet oder in der alten erhalten; oder Doppelentwicklungen einer Urform werden durch Bekleidung mit einer Doppelheit der Bedeutung vor dem Untergang bewahrt.

Wundt nennt diese letzte Erscheinung eine korrelative Laut- und Bedeutungsänderung. Dieser Name mag hin-

[1]) Den Vergleich zwischen Laut und Bedeutung des Wortes und Leib und Seele eines lebenden Wesens, den er im Eingang dieses Abschnitts als im letzten Grunde unzutreffend bemängelt (S. 420 f.), braucht Wundt nachher doch selbst wieder (S. 458).

gehen, wenn er auch nicht gerade sehr glücklich gewählt ist. Dagegen erwecken die Beispiele mancherlei Bedenken. Vor allem hätte es sich empfohlen, noch viel genauer zu scheiden zwischen 1. der nachträglichen Vermischung des Sprachguts verschiedener Mundarten, 2. der Verwendung von Erb- und Lehnwörtern und 3. dem Gebrauch syntaktisch entstandener Doppelformen einer und derselben Mundart. Für einen geschichtlich Denkenden kommen doch nur die Fälle der letzten Art eigentlich in Betracht. Die franz. Wörter *chose* und *cause*, die der zweiten Abteilung angehören, sind doch im Vergleich damit künstliche Erzeugnisse, denen man aus dem Nhd. *Furt* und *Fjord, Satz* und das im Lawntennis übliche englische *Set, Bollwerk* und *Boulevard, Caesar* und *Zar,* ja sogar *Riegel* und *Orkus* und dergl. an die Seite setzen könnte. Denn in ihnen ist sowohl die Laut- wie die Bedeutungsänderung durch den Einfluß eines ganz fremden Volkes mitbestimmt worden. Jedenfalls kann man die Erhaltung des lat. Erbworts im Romanischen keine Entlehnung nennen.

Jede Bedeutungsänderung hat natürlich ihre ganz bestimmten Gründe; das wird jeder Sprachforscher zugeben. Wundt erwartet das aber augenscheinlich nicht, und er führt sogar Paul ausdrücklich als einen Gelehrten an, der bei den Wortspaltungen *Ritter : Reiter, Rabe : Rappe, Knabe : Knappe, Bett : Beet, dann : denn* glaubte auf eine Erklärung verzichten zu müssen. Abgesehen davon, daß man bei *Reiter : Ritter* kaum von einer Wortspaltung reden kann, wie im folgenden (S. 178) gleich noch weiter ausgeführt werden soll, trifft der Vorwurf Paul gar nicht. Paul hebt an der bezeichneten Stelle[1]) unzweideutig hervor, daß man das Einzelne nur mit stetem Hinblick auf den ganzen Sprachstoff beurteilen dürfe, und daß nur so eine Erkenntnis des Kausalzusammenhangs möglich sei. Wo ein Kausalzusammenhang vorliegt, waltet doch nicht Zufall und Willkür. Paul vermißt nicht die Ursachen, sondern durchgehende logische Grundsätze, die alles nach einer Ordnung geregelt hätten, und nur insofern die

[1]) Prinz.[3] S. 239.

psychologischen Gründe in jedem Fall so oder anders beschaffen sind, spricht er von Zufall und Absichtslosigkeit. Und das doch wohl mit Recht.

Wundt sucht im einzelnen solche Gründe namhaft zu machen, aber nicht immer mit Glück. So ist z. B. unklar, wieso wir *ward* neben *wurde* deshalb als die wirkungsvollere Form empfinden sollten, weil sie die ältere sei. Wissen denn die Redenden etwas von dem Alter? Höchstens könnte man sagen, die seltenere und ungewohnter klingende. Aber kann das ein Grund sein für die angenommene Folgeerscheinung? Nun soll *ward* auch wieder umgekehrt gerade deswegen verdrängt worden sein, weil es sich im Sinne nicht deutlich genug von *wurde* abhob. Augenscheinlich besteht der vorausgesetzte Unterschied, wenn überhaupt, dann nur zwischen lutherischem Deutsch und der heutigen Sprache. Daß bei dem Paare *dann, wann : denn, wenn* die jüngeren Formen *denn* und *wenn* das logische Verhältnis bezeichnen, die älteren Nebenformen das zeitliche, kann ebensowenig damit zusammenhängen, daß der logische Begriff selbst jünger ist als der zeitliche. Das würde ja voraussetzen, daß im 18. Jahrh. die Sprechenden nicht nur den Altersunterschied der Wortformen fühlten, sondern auch den der Begriffsklassen; vorher aber hätten sie beide Formen unterschiedslos nebeneinander gebraucht. Bei *Ritter* und *Reiter* liegen die Dinge dagegen, wie Wundt selbst richtig andeutet, doch einfach so, daß 'Ritter', die Ableitung von dem Substantivum *Ritt,* allmählich nicht mehr den Reiter überhaupt, sondern nur noch den Stand bezeichnete. Als nachher auch nichtritterliche Reiter aufkamen, schuf man für diese eine neue Ableitung von dem Verbum. Der Fall paßt also überhaupt nicht hierher. Über das Beispiel *Rabe : Rappe* hat sich Delbrück schon geäußert (S. 154 ff.). Aber Wundt hat, scheint es, den springenden Punkt der Sache doch nicht ganz gefaßt (Spr. S. 66). Im Gegensatz zu dem von ihm Bemerkten (S. 425) sind beide Formen hochdeutsch, nicht *Rappe* allein, sondern auch *Rabe,* und zwar ist *Rabe* seit der ahd. Zeit reichlich belegt[1]). Die Räblerdukaten aus

[1]) Graff 4, 1146 f.

der Zeit des Mathias Corvinus beweisen also nichts Neues mehr. Zu erklären bleibt nur, nicht, wie Menschen, die bis dahin mit *Rappe* nicht nur den Vogel, sondern auch das Pferd benannten, in ihrer Mundart für den Vogel den Namen 'Rabe' einführten, sondern warum von den beiden gleichzeitig vorhandenen Wörtern *Rappe* und *Rabe* nur die Form 'Rappe' für das Pferd üblich wurde, und nicht auch die andere. Diese Erscheinung erklärt Delbrück für einen geschichtlichen Zufall, während man im Sinne Wundts den Einfluß von *trappeln* in Betracht ziehen müßte. Wahrscheinlich liegt aber der Fall gar nicht so verwickelt, wie es zunächst scheint. Thatsächlich werden die beiden in Rede stehenden Ausdrücke nicht gleichmäßig über das hochdeutsche Gebiet verbreitet gewesen sein, sondern die eine Gegend wird nur die eine Form gekannt haben, eine andere die andere. Dann ist aber gerade an einer Stelle, wo die Form *Rappe* üblich war, diese auch auf das Pferd übertragen und dann diese Übertragung — vielleicht im Zusammenhang mit der Pferdezucht oder etwas Ähnlichem — auch über die Gebiete verbreitet worden, die für den Vogel die Form *Rabe* gebrauchten. Daß beide Wörter nur eines seien, das einheimische *Rabe* und das aus der Nachbarschaft bezogene *Rappe*, ahnte man natürlich hier nicht.

2. Die bisher versuchten Einteilungen der Bedeutungsveränderungen haben sich nicht bewährt. Das beweist Wundt meisterhaft, wenn er manchmal auch etwas ungenau ist in seinen Beispielen[1]). Auch daß die Wörter alle von Verbalwurzeln abgeleitet worden seien, erklärt er mit Recht für eine verfehlte Anschauung (vgl. S. 57). Nur schießt er in der Bekämpfung dieser Richtung wieder über das Ziel hinaus, soweit die heutigen Etymologen in Betracht kommen. Wenn diese viele

[1]) So sagt er nicht deutlich, daß frz. *valet* und das daraus entlehnte it. *valetto* Deminutiva zu *Vasall* sind, und daß *menestrel* auch nicht das gleiche Wort ist wie *ministerium*, sondern die Ableitung *ministerialis*. Umgekehrt nennt er die neusprachlichen Entwicklungen des lat. *magister*, it. *maestro*, fr. *maître* ungenau Ableitungen. *Gaul* endlich führt man heute nicht mehr auf lat. *caballus* zurück, sondern hält es für ein germ. Erbwort.

Wörter auf frühere Wurzeln zurückführen, wollen sie die Frage nach dem Ursprung der Begriffsformen gar nicht beantworten. Ob die Eigenschaftsbegriffe oder die Verbalbegriffe vor den Gegenstandsbegriffen entstanden sind oder umgekehrt, ist ihnen gleichgültig. Und thatsächlich spricht man, wenn man andere Wörter auf Verbalwurzeln zurückführt, doch damit nicht aus, daß diese Wurzeln die uranfängliche Grundlage aller Sprechthätigkeit gewesen seien; man hält diese Wurzeln nur für die Grundbestandteile einer bestimmten Zeit der Sprachentwicklung.

Es hat daher auch gar nicht viel auf sich, wenn man die idg. Verwandtschaftsnamen von bestimmten Wurzeln ableitet, z. B. 'Vater' von einer Wurzel *pā* 'schützen'. Diese Bezeichnungen brauchen ja nicht die allerersten gewesen zu sein, die je üblich waren. Wie in Grimmelshausens 'Simplicissimus' der vermeintliche Vater des Helden *Knan* genannt wird, also mit einem Abkömmling des mhd. *genanne* 'Namensvetter', so könnte auch der idg. Vatername in seiner Bedeutung etwa dem lat. *patronus* entsprechen.

Daß die Gegenstandsbegriffe zuerst gebildet worden seien, wird im allgemeinen wohl richtig sein. Ob auch im einzelnen, daran ist vorher schon gezweifelt worden (S. 80ff.).

Die Benennung von Gegenständen ist im Grunde sicherlich nur eine Benennung nach dem hervorstechendsten Merkmal. Die Formen, in denen diese Herkunft noch nachweisbar ist, bezeichnet man ja üblicherweise als sekundär und stellt ihnen die primären gegenüber, die nicht auf ein anderes Wort zurückgeführt werden können, sondern höchstens auf eine Wurzel, die sie mit andern, vermutlich gleich selbständigen Wörtern gemein haben. Daher befremdet Wundts Behauptung, jede Benennung, die primäre ebensogut wie die sekundäre, pflege nach einem einzelnen Merkmal zu geschehen. Wenigstens befremdet sie in der Form. Denn in einem derartigen Fall primärer Benennung ist der Ursprung selbst der in gewissen Grundbestandteilen übereinstimmenden Wortformen doch mindestens zweifelhaft, und nur auf Grund der sonst üblichen Beziehungen, besonders der in geschichtlichen Zeiträumen be-

obachteten, kann man ihr Verhältnis im allgemeinen annähernd vermuten [1]).

Eigenschaften und Zustände heben sich unzweifelhaft von den Gegenständen ab. Daß aber die Eigenschaften, wie Wundt will, benannt seien nach einem unveränderlichen festen Hauptmerkmal, die Zustände nach einem veränderlichen, trifft jedenfalls nicht in dem Sinne zu, daß das eine sprachlich durch ein Adjektiv wiedergegeben werde, das andre durch ein Verbum. Doch davon ist schon sattsam die Rede gewesen (S. 123, 152) [2]).

3. Die Darlegungen über die verschiedenen Arten des Bedeutungswandels sind sehr scharfsinnig und gründlich. Das ganze Gebiet ist übersichtlich abgeteilt, und die Metapher, die früher so vielfach verkannt wurde, hat darin ihren richtigen Platz erhalten. Freilich muß sich die wirkliche Brauchbarkeit der neuen Ordnung erst noch durch den Versuch bewähren. In dieser Hinsicht fragt es sich aber schon jetzt, ob immer jedes einzelne Beispiel leicht bei einer der vorhandenen Gruppen unterkommt. Vor allem wird es schwierig fallen, den singulären Wandel abzugrenzen von dem regelmäßigen. Einzelne Fälle sind natürlich schon an sich sehr eindeutig. Bei andern wird man aber in Verlegenheit sein. Denn die regelmäßigen Veränderungen werden ja schließlich auch von einem einzelnen ins Leben gerufen, und die Entscheidung darüber, ob die bei diesem eingetretene Assoziation auch bei den andern schon vorbereitet war, wird uns sehr oft versagt sein. Und innerhalb des regelmäßigen Wandels werden die Fälle der durch die Verwendung herbeigeführten Verdichtung und auch die auf Ge-

[1]) Zufälligerweise hat Wundt in diesem Abschnitt zu seinen Beispielen lauter Wörter gewählt, deren Herkunft noch sehr im dunkeln liegt. Schon *caelum* ist nicht recht zu brauchen, und gr. οὐρανός sowie das deutsche *Himmel* ebensowenig. Auch *erda* 'Erde' ist nur sehr behutsam mit ahd. *artōn* 'bebauen' zusammenzustellen; passender wäre offenbar ahd. *erren* 'pflügen'.

[2]) Bei der Angabe der hierher gehörigen Beispiele hätte die Behauptung, daß *sein, gewesen* und *war* von Hause aus ein Sitzen und Wachsen ausdrückten (S. 473), um so mehr einer näheren Auseinandersetzung bedurft, als sie anscheinend auf einem Irrtum beruht.

fühlswirkung beruhenden, wie schon Delbrück hervorgehoben hat (S. 171 f.), manchmal nicht leicht zu trennen sein von den gewöhnlichen assimilatorischen Verschiebungen. Könnte man das bei der Verdichtung erwähnte Beispiel *Gift* so nicht vertauschen mit dem Wort *Forst,* in dem das dominierende Merkmal durch äußere Wahrnehmungseinflüsse gewechselt hat? Daß ein solcher Spielraum bleibt, hat nichts zu sagen; es ist das die Folge davon, daß sich im Einzelfalle die psychologischen Vorgänge eben unserer Kenntnis entziehen. Aber man muß ihn wenigstens ausdrücklich anerkennen.

Bezüglich der Beispiele an sich, die übrigens recht ungleich verteilt sind[1]), drängen sich vor allem einige allgemeine Bemerkungen auf.

Zunächst ist der Übergang der Schimpfwörter in Kosewörter nicht überzeugend begründet (S. 532). Daß Ausdrücke wie *Aas, Luder* einfach deshalb als Koseformen gebraucht worden seien, weil die Unlustgefühle immer stärker wirkten als die Lustgefühle, leuchtet nicht ein. Offenbar sind hier die einzelnen Gruppen verschieden zu beurteilen. Während bei den kräftigen Ausdrücken wie *Luder, Schelm, Aas* augenscheinlich widerstreitende Gefühle zu Grunde liegen, einesteils Neid und Ärger über den Erfolg eines Nebenmenschen, anderenteils aber auch Erstaunen und Bewunderung über seine Fähigkeiten und seinen Mut, gehören die einfachen Tierbezeichnungen gar nicht hierher. Denn sie haben von Anfang an eine für die Gefühlswelt gleichgültige Bedeutung und empfangen ihren Gefühlswert erst von dem Standpunkt des jeweils Redenden aus: mit Rücksicht darauf, daß die Tiere üble Eigenschaften haben, kann er ihre Namen als Schimpfwort verwenden, insofern es aber auch liebe Tiere gibt oder angenehme Eigenschaften an ihnen, dienen ihm diese Ausdrücke — besonders in der Verkleinerungsform — auch wieder als Kosewörter.

---

[1]) Sehr spärlich bedacht sind z. B. die Assimilationen, bei denen äußere Wahrnehmungen Einfluß üben, aber auch die singulären Namensübertragungen, insofern als bei ihnen die gelehrten Kunstausdrücke zu sehr überwiegen.

Daß man dagegen von *furchtbarem Glück* redet, ist wieder die Folge einer Nachahmung von Redensarten wie *furchtbares Unglück, furchtbarer Schmerz,* in denen das Adjektiv zunächst ganz am Platze war, in denen seine Bedeutung aber allmählich abgeschwächt wurde zu dem weniger einseitigen Begriff von 'sehr groß'. Es liegt also hier eher eine begriffliche Verdichtung vor [1]).

IX.

Der Ursprung der Sprache.

In dem Abschnitt, den er der Frage nach dem Ursprung der Sprache widmet, zeichnet Wundt die bisherigen Hauptstandpunkte der Forschung in scharfen Umrissen. Anscheinend

[1]) Bei der Darstellung gerade dieser Verdichtung hätten auch die syntaktischen Verbindungen wie *nach Rom, in Rom* erwähnt werden dürfen, weil in ihnen die Bezeichnung des Beziehungsverhältnisses, die zuerst von der Kasusform allein besorgt wurde, nachher so ganz auf das Adverbium überging, daß die Kasusendung entbehrlich wurde und abfallen konnte. Und für die durch die Art der Verwendung herbeigeführte Verdichtung werden nur Beispiele angeführt, in denen die Bedeutung verengert wurde, der umgekehrte Fall der Erweiterung dagegen nicht weiter veranschaulicht. Würden hier nicht passen *Doktorhut* im Sinne von 'Doktorwürde', *Zehrpfennig* zur Bezeichnung einer mehr als einen Pfennig betragenden Summe, *Doktor* mit Bezug auf einen Studierenden der Medizin, *Bruder* im Sinne von Mönch und ähnl.?

Auch im einzelnen geben die Wundtschen Beispiele zu manchen Ausstellungen Anlaß. So wird zunächst frz. *palais* 'Gaumen' (S. 492) nicht übertragenes *palais* 'Palast' sein, wie Diez vorschlug, sondern sein Dasein eher einer Vermischung der Abkömmlinge von lat. *palatum* und *palatium* verdanken (vergl. auch Meyer-Lübke, Rom. Gr. 1, 428); frz. *boule* kommt kaum von *bulla* 'Blase' (S. 502); *braun* hat nichts mit 'brennen' zu thun (S. 514), *glatt* nichts mit 'gleiten' (S. 515); für *danger* ist *damniarium* anzunehmen (nicht *damnarium*, S. 517), für *viande* wenigstens ein lat. Plural vorauszusetzen, also

gerät er dabei aber an einer Stelle mit sich selbst in Widerspruch, und an einer andern ist seine Darstellung nicht so zwingend, als er angibt. In der einführenden Übersicht ordnet

---

etwa *vivenda*. Bei *universitas* ist *scholarium* zu ergänzen (S. 537), und *Flotte* kommt nicht von *fluctus navium* (S. 538), sondern setzt ein altgermanisches Erbwort fort. Frz. *détresse* geht nicht auf *destrictio* zurück (S. 519), sondern auf ein *destrictia*, eine von *destrictus* ausgegangene Abstraktbildung (Meyer-Lübke 2, 451); it. *diviso*, frz. *devis* (S. 519) ist ausgegangen von *divisum* oder dem Verbum it. *divisare* 'anordnen, planen'; *sebum* neben *sapa* 'Most' und *sapo* 'Seife' fällt lautlich auf (S. 517); *sapo* selbst kommt nicht von *sapio*, sondern scheint aus dem Germanischen entlehnt zu sein (Schrader, Reallexikon unter 'Seife'). *Ungefähr* mag seine heutige Bedeutung in Redensarten bekommen haben wie *Ich kann von ihm ungefähr das sagen, Ich kann ungefähr vermuten, Man kann ihre Anzahl ungefähr auf 100 schätzen.* *Fast* (S. 505) erklärt Paul in seinem Wörterbuch aus Verbindungen wie *fast alle, fast nichts;* näher liegen vielleicht Sätze wie *Ich kam fast bis in die Mitte, Er stand fast bis an die Hüfte im Wasser, Er kletterte fast bis an die Spitze.*

Die Erscheinung, daß *Schwager* nur den Bruder der Frau, *Oheim* nur den Bruder der Mutter bezeichnete, erklärt Wundt aus einer Nachwirkung des alten Mutterrechts (S. 508). Nun ist aber das Vorhandensein dieses Rechts für die Indogermanen noch gar nicht sichergestellt (Delbrück, Preuß. Jahrb. 79, 14 ff. Schrader, Reallexikon unter 'Mutterrecht'). Daß die Verwandten der Frau so deutlich benannt werden, kann gerade die Folge des Überwiegens des männlichen Einflusses sein. Nur der Mann hatte im Verkehr mit seinen Volksgenossen Gelegenheit, von diesen Verwandten zu reden; die ganz rechtlose, immer zu Haus bleibende Frau hatte dagegen weniger Anlaß zur Bezeichnung der entsprechenden Verwandten ihres Mannes, da sie im häuslichen Kreis die Eigennamen verwendete, oder die ihr geläufigen Ausdrücke kamen in der Gesamtsprache nicht zur Geltung.

In dem Abschnitt, der von dem singulären Bedeutungswandel handelt, ist besonders das Wort *Volapük* unrichtig gedeutet (S. 546). Diese Bildung ist zwar von einem Einzelnen ausgegangen, aber doch kein 'willkürliches Lautbild' wie die sonstigen hier erwähnten Beispiele. Denn sie ist eine genaue volapükische Übersetzung des deutschen Ausdrucks 'Weltsprache'; *vola* ist der Genetiv eines Wortes,

er nämlich die vier besonderen Auffassungen über den Ursprung der Sprache den beiden schon von Plato erwähnten allgemeinen Möglichkeiten unter; menschliche Erfindung und göttliche Verleihung setzen eine willkürliche Abmachung voraus, die Erzeugung von Naturlauten und die Lautnachahmung fallen unter den Begriff der natürlichen Entstehung. In der folgenden ausführlicheren Beschreibung und Widerlegung aber sieht er nur die Lautnachahmung als eine Art der natürlichen Entstehung an, während er die Ursprünglichkeit der Naturlaute als das nächstliegende Ergebnis der willkürlichen Vereinbarung hinstellt (S. 592). Andrerseits ist der Vergleich nicht scharf, den er zwischen diesen vier Auffassungen und jener wesentlich andern Betrachtungsweise zieht, die das zeitliche Verhältnis von Vernunft und Sprache in den Vordergrund stellt. Wer die Vernunft für älter hält als die Sprache, muß allerdings an eine Erfindung der Sprache glauben oder an die Lautnachahmung. Aber — von anderem abgesehen — ist es doch nicht nötig, daß ohne Vernunft nur Naturlaute erzeugt werden könnten. Wie es verschiedene Tiere thun, so konnten die Menschen doch auch ohne Vernunft schon Laute nachahmen. Sodann konnten Naturlaute als wirkliche Sprachlaute aber auch erst hervorgebracht werden, als man schon ein lautloses Verständigungsmittel besaß, ähnlich wie es doch für einige in geordneten Verbänden lebende Tiere vorauszusetzen ist, z. B. für

---

das aus dem engl. *world* der bequemeren Aussprache wegen vereinfacht worden ist, und *pūk* ein Substantiv, dem engl. *speak* zu Grunde liegt. Sodann brauchen *Brille* ('die beiden zum Sehen benützten Berylle') und *Heide* (S. 544) nicht auf einem singulären Wandel zu beruhen, sondern es kann die reguläre Veränderung vorliegen. Und während die Deutung der Redeweise *einen Bock schießen* überhaupt nicht glaublich ist (S. 567), scheint bei *moneta* nicht nur die vorgeschlagene Entwicklung zweifelhaft, sondern auch die Erklärung dieser Entwicklung als komplikatorischer Wandel; liegt nicht ein einfacher Wandel vor, und zwar einer infolge äußerer Wahrnehmungseinflüsse? Nur unklar ist endlich der Ausdruck, wenn es heißt, im Niederländischen fielen *ch* und *g* lautlich mit einem aspirierten *gh* nahe zusammen (S. 568).

Bienen oder Ameisen[1]). Gemeinsame Thätigkeit und Mangel an Sprachlauten schließen sich also gegenseitig doch wohl nicht aus.

Auch die Ansicht endlich, welche die frühere Sprachwissenschaft von den Wurzeln hatte, wird schärfer bekämpft, als es nötig ist. Wie schon an einer früheren Stelle hervorgehoben wurde (S. 38 f.), hat die frühere Zeit jedenfalls teilweise die Wurzeln auch für fertige Wörter gehalten und aus diesen nicht nur einen 'plötzlichen Übergang', sondern durch eine allmähliche Entwicklung die späteren Agglutinations- und Flexionsformen abgeleitet, und wenn sie das Wesen dieser Wurzeln vielleicht auch nicht richtig erklärt hat, so hat sie anderen doch auch oft ausdrücklich Raum gelassen für eine bessere Erklärung[2]).

Natürlich soll mit alledem die alte Auffassung nicht etwa gegen Wundt gerettet werden; er hat seine Grundansicht überzeugend durchgeführt, und einzelne Schwächen in der Beweisführung, auf die hier hingewiesen werden sollte, gefährden die Sicherheit seines Standpunktes nicht, eher das Gegenteil; jedenfalls *erstreben* sie dieses Gegenteil.

---

[1]) Die Ameisen beklopfen oder beriechen sich (Marshall, Leben und Treiben der Ameisen, Zool. Vortr., Heft 3–4, S. 22). Andere zahlreiche Fälle führt an Romanes, Geistige Entwicklung beim Menschen, Deutsche Ausg., S. 93 ff.

[2]) Unter den kritischen Werken, die auf S. 612 Anm. aufgeführt werden, vermißt man außer v. Bradkes 'Methode und Ergebnisse der arischen Altertumswissenschaft' vor allem die mit vielem altem Wust aufräumende 'Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache' von P. Kretschmer.

Sachenverzeichnis.

Abchasen 110.
Adjektiva 81 ff., 154.
Akkusativ 93, 98a, 107.
Aktionsarten 139 ff.
Alemannisch 37, 171.
Ameisen 186a1.
Analogie 48 f.
Analytisches Denken 174.
Aorist (Modi) 140.
Arbeitsgesänge 20f.
Artikel an Substantiv festgewachsen vorn 121, hinten 122.
Assimilation 45.
Attributivsatz 150 ff., 161.
Aussagewort 124.
Bantu 8, 41 f.
Bedeutungswandel 3, 177.
Befehlsatz 27.
Beharrungsvermögen der Wortvorstellungen 54 f.
Beschleunigung der Rede 67, 74.
Betonung im Idg. 169; musikalische 8a, 169 ff.
Bienen 186.
Chinesisch 7, 8a, 78, 174.
Cisterziensergeberden 16, 18.
Conditionnel 136.
Dakotageberden 15.
Dativ 104 f., 108; mit Akk. verschmolzen 93.
Dauerhandlung 71 f. [138.
Dehnung in der Verbalbildung
Demonstrativa 89, 96.
Denken, seine Arten 173 ff.
Determination, innere und äußere beim Nomen 103 ff.; innere beim Verb 142. [170.
Deutsch, seine musik. Betonung
Deutschamerikaner 37.
Dissimilation 45. [159.
Doppelgliedrigkeit im Satzbau
Eigenschaft, begrifflich unterschieden 79, sprachlich bezeichnet 181.
Einübung 10, 46, 49.
Elsässerdeutsch und -französisch 37.
Endungen, ihre Herkunft 106 f.
Englisch 39, 48, 76, 93, 170, 171 f.
Entfernungsbezeichnungen 11 f., 31 f.
Entlehnungen, ihr Lautstand 37.
Fernewirkungen, assoziative 48.
Fragewörter 89 f., 148 a 2.
Französisch 10, 40, 48.
Fürwörter 32, 89 ff.
Geberdensprache 2a, 14 ff.
Gefühlsatz 148 f.
Gegenstände, ihre Benennung 54, 180. [175.
Gegenständlichkeit des Denkens
Genera verbi 133.
Genetiv 96, 104, 108 f., 118; verbaler 112; durch Lok. ersetzt 118.
Gesittung und Sprache 38.
Grönländisch 92 a 1, 125 a 2.
Gutturale bei Bergvölkern 38.

Hauchlaut 28, stimmhafter 44.
Heuschrecken 23.
Hülfswörter bei Deklination 109, beim Verb 133 f., 136.
Hypotaxe 155 f.
Imperativ 26.
Impersonalien 146.
Indefinita 97.
Infinitiv der älteren idg. Spr. 166, flektierter des Portug. 136.
Inhalt des Denkens 175.
Interjektionen 25 f., 28, 147.
Isolierende Sprachen 174.
Kampf 22.
Kasus, vermischt 93, 115; ihre Formen 97 ff.
Kindersprache 24, 24a, 68.
Klangvariation 75.
Korrelativer Laut- und Bedeutungswandel 176 f.
Kosewörter 182.
Lallaute 28. [23.
Liebesleben und Sprachbildung
Laute, Ursprung 20, Weglassung oder Hinzufügung 47.
Lautmetapher 33, 137.
Lautnachahmung 11 f., 24 ff., 29.
Lautverdopplung 66. [41 ff.
Lautverschiebung, germ. 39 ff.,
Lautwandel 35 ff.
Lokativ als Genetiv 118.
Manifestierende Geberden 14.
Mehrheitsbegriff, lautlich ausgedrückt 69.
Modi 133.
Musikalische Betonung 8a, 169 ff.
Nachwirkung der Laute 36.
Naturlaute 24 ff.
Naturvölker 31, 40.
Neapolitanergeberden 16 ff.
Neubildung von Wörtern 62 ff.
Nomina in der idg. Verbalbildung 133.
Nominalbegriffe, ihre Entwicklung 80 ff.
Nominativ 98a, 107.
Onomatopoietika 176.
Ortsadverbien 31, 81 f.
Papua 86, 88, 92.
Partikeln 142 ff.; beim Verb 134.
Passiv durch Nomen bezeichnet
Personalia 90. [128.
Piel 12, 34.
Possessiva 90.
Prädikatsatz 158, attributiver 163, zusammengesetzter 159 f.
Präfixe 88.
Präposition 120, 183a.
Pronomina 31, 89 ff.; Tonwechsel 137a3; beim Verb 129; zu Suffixen geworden 136.
Pual 12, 34. [113.
Raumbegriff bei der Kasusbildung
Realvorstellungen bei Satz und Satzstück 148.
Rechtsformen und Sprachentwicklung 42.
Redeteile, ihre Scheidung 152.
Reduplikation 34, 94; im Lat. 67.
Reflexiv angewachsen 122, 136.
Relativa 97, 156.
Relativpartikeln 109.
Rhotazismus 45a.
Rhythmus 21, 168.
Rumänisch 7, 122.
Russisch 39, 140a, 151, 161, 168a.
Sanskrit 77, 133, 135a.
Satz 62; Begriff 145; Einteilung 151; zusammengesetzter 145a1; in der Geberdenspr. 17; Satz-

und Wortgruppe 151; subjektsloser 103, 146.
Satzbau 144 ff., in der Geberdensprache 16.
Satzende betont 164.
Satzfragment (-stück) 28, 146.
Satzverschlingung 165.
Schimpfwörter 182.
Schleifton im Deutschen 170, 170a.
Schnipsen, rhythmisches 21.
Schwedisch 7, 122, 136.
Serbisch 170, 171.
Seßhaftigkeit und Sprachentwicklung 42.
Silbendauer 170.
Sprache, ihr Ursprung 20, 24.
Sprachform, innere und äußere 171 ff.
Sprachgeschichte und -Psychologie 12 f., 30, 71, 73.
Sprachgeschwindigkeit 10, 40.
Sprachmischung 36 f., 63, 177.
Sprechwerkzeuge, ihre Bezeichnung 30.
Steigerung der Begriffe 69.
Stellungsgewohnheiten 167.
Subjekt im Genet. oder Instr. 116, mit Präp. 104, betont in der Volkssprache 107.
Suffixe 88.
Symbolische Geberden 14 f.
Syntax, negative 146.
Synthese im Denken 173 f., in der Sprachform 154.
Tanz 32.
Taubstummensprache 15 f.
Tempora 133.
Tiernamen als Kosewörter 182.
Transitiva durch Nomina bezeichnet 126.
Uebersetzungsdeutsch 65.
Umfärbung des Klangs bei der Verbalbildung 138.
Unterordnung in den Sprachen mit Nominalbau 115a.
Urmensch, seine Thätigkeit 21.
Ursprache nach Jespersen 59.
Verb 79 f., 81, 152 f., Begriff 123.
Verbalkomposita 74a.
Verbalwurzeln 179.
Verhältnisbezeichnung ohne Formteile 104.
Verners Gesetz 43.
Verschiebung, begriffliche bei der Kasusbildung 115.
Verschmelzung von Wörtern 136.
Völkerpsychologie, Name und Begriff 1a.
Vokativ 26, 147.
Volksetymologie 51.
Vorstellung, dominierende 150; begleitende nicht beachtet 147.
Weinkrampf, rhythmischer 21.
Werturteil über Sprachzustände nicht angebracht 101.
Witterungsverhältnisse u. Sprachentwicklung 38.
Wort, seine Stellung in der Sprache 56 ff.
Wortbildung 54.
Wortentlehnung 51.
Wortformen, Begriff und Einteilung 77.
Wortgruppe, flektiert 114.
Wortstellung 105 f., 130 f., 137, 159 ff., 164.
Worttrennung 10 f., 61.
Wortverschmelzung 122.
Wurzeln 32 f., 56 f.
Wurzeldeterminative 33.
Wurzelvariation 32 f.

Zahlwörter 83, entlehnt in Afrika [84.
Zeichensprachen 15 f.
Zeitbegriff bei der Kasusbildung 113, beim Verb 123.
Zeitformen 139, ihr Wert 175.
Zusammenhang des Denkens 173.
Zusammensetzung 72 ff.
Zustandsbegriff unterschieden 79, bezeichnet 181.
Zuständlichkeit des Denkens 175.

Wörterverzeichnis.

Deutsch:

Aam 'Arm' 24a.
Aas 182.
allerweltsi (pfälz.) 111a.
Amme 29.
anwünschen (adoptare) 65.
Armesünderglocke 61.
Artillerie 36.
Baat 'Bart' 24a.
backte 51.
Balbier 46.
bald — bald 75.
bambeln, bammeln 63.
baumeln 63.
Beet : Bett 177.
bellern 64.
bembeln 63.
Bewußtsein 66.
bimbeln, bimmeln 63.
Brille 185a.
Bruder 29, 183a.
bummeln 63.
dadurch daß 75.
dann : denn 177, 178.
deswegen weil 75.
Dinka 38.
Doktor(hut) 183a.
dreistöckiger Hausbesitzer 61.
Eckensteher 111a.
einholen 117.
Entgelt 52.
entweder — oder 75.
Faata 'Vater' 24a.
fast 184a.
Fjord 177.
Flotte 184a.
Forst 182.
furchtbar 183.
Gaul 179a.
ge- 34, 136.
geben 117.
Gesuchsteller 111a.
Gift 182.
Gottesgericht 74.
Halbwelt 65.
hatte 47a1.
Hausrat 75a2.
Heide 183a.
heischen 50.
Himmel 181a1.
hinein in 122.
hophophop 70.
Imbiß 46.
Indienststellung 61, 120.
insbesondere 61.
insgesamt 61.
Jakutsk 38.
kleppern 64.
Knabe : Knappe 177.
Knan 180.
kompakt 56.
lalala 70.
Laufenden (auf dem) 65.
Leichnam 75a2.

liegen 45a.
Luder 182.
ma 30.
Mama 68.
Maulwurf 54a.
mißgehandelt 61.
Mo- und Immobilien 61.
Murmeltier 54a.
Mutter 21, 30 f.
mutterseelenallein 52.
nasgeführt 61.
Nast 121.
nicht nur — sondern auch 75.
obwohl 144.
österreich-ungarisch 120.
Oheim 184a.
Orkus 177.
pa 30 f.
pampeln 63.
Papa 68.
petschen 64.
placken 70.
pletschen 64.
pries 51.
pudelnaß 54a.
Rabe : Rappe 177, 178 f.
radegebrecht 61.
Rätsche 56.
Rang (ablaufen) 52, 54a.
Rartrillerie 36.
Reiter : Ritter 178.
schaß 'schoß' 36.
Schelm 182.
schöpfen 64.
Schwager 184a.
Schwester 29.
sei es daß — sei es daß 75.
sein 181a 2.
selig 52.
Set 177.
Signal 54a.
sintemal 61.
Soll und Haben 65.
sondern 144.
sowohl — als auch 75.
Sprüchwort 52.
st(r)enzen 50.
st(r)ibitzen, stripsen 50.
tadeln 48a.
Tag 45a.
teils — teils 75.
tetschen 64.
überseeisch 111a.
um so mehr — als 75.
ungefähr 184a.
Vater 24a, 28, 30f.
Vaterhaus 73.
Volapük 184a.
Vorgang 75a 2.
vormärzlich 111a.
Vorrat 75a 2.
ward : wurde 178.
weder 144.
weg — von 122.
Zar 177.
Zehrpfennig 183a.
zeigōn (ahd.) 43.
zufrieden 121.
zuguterletzt 52.
zumal — da 75.
Zurruhesetzung 61, 111a.

Gotisch:

jains 58, 96.

Englisch:

but 144.
to depend on 48.
out of 122.
penny-a-liner 61, 111a.

Romanisch:

(Franz. unbezeichnet.)

acompte 61.
alarme 121.